

Geschichte

des

siebenjährigen Krieges.

Ein Beitrag zur deutschen Geschichte der Jahre 1740—1763

von

F. H. Paulig.

Vierte Auflage.

Frankfurt a. D.

Im Selbstverlage des Verfassers.

1871.

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt siehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Schiller.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die göttliche Verheißung, daß dereinst nur ein Hirt und eine Heerde auf dem Erdkreis sein wird, geht, je mehr die Jahrhunderte ins Meer der Ewigkeit sinken, ihrer Erfüllung entgegen. Bewußt oder unbewußt eilen die Völker diesem Ziele zu, und selbst die widerstrebendsten Elemente müssen dazu beitragen, daß der Reichsplan Gottes seiner Vollendung näher gerückt werde.

Auch der Krieg, so verwerflich er an sich ist, hat in der Ausführung dieser großen Mission eine überaus wichtige Aufgabe zu lösen. Die Entscheidung und Beilegung der Streitigkeiten zwischen den einzelnen Völkern ist nur die eine seiner Wirkungen: die andere wichtigere besteht darin, daß die Völker durch den Krieg einander näher gebracht und an jenen göttlichen Willen erinnert werden.

Wegen ihres hochmüthigen gottentfremdeten Sinnes wurden die Menschen durch die Sprachen = Verwirrung zu Babel zerstreut. Der Krieg, obwohl eine Folge derselben Gefinnung, wird in der Hand Gottes ein Mittel, die durch Sprache, Charakter, Sitte &c. verschiedenen und sich oft in der erbittertsten Feindschaft gegenüberstehenden Völkerschaften immer mehr zu einer großen Völkerfamilie heranzubilden.

In den Erdtheilen, wo das Christenthum an Ausbreitung und innerem Leben zunimmt, fallen die Schranken der Nationalitäten je mehr und mehr, oder sie erscheinen hier wenigstens minder schroff und unübersteiglich. Zahlreich gesonderte und sich unaufhörlich bekriegende Nationalitäten, Stämme und Häuptlingschaften finden wir hingegen im heidnischen Lande. In dem dicht bevölkerten Europa giebt es verhältnißmäßig nur noch wenige Völker, die sich noch dazu vielseitig und friedlich einander nähern. In den andern, der Größe nach weniger

bevölkerten Erdtheilen sind die Stämme und Völker unzählbar, zwischen denen, mit seltenen Ausnahmen, nur kriegerische Annäherungen stattfinden.

Auch Europa, insbesondere Deutschland, war einst der Wohnort überaus zahlreicher Völkerstämme, bei denen der Krieg eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen ausmachte. Eine Vereinigung auf friedlichem Wege widersprach ihrem Hochmuth und ihren s. g. gegenseitigen Interessen. Zahlreiche und blutige Kriege mußten daher zu dem Ziele führen, zu welchem die europäische Völkerfamilie bis jetzt angelangt ist. Dem brandenburgisch-preussischen Volke und seinen trefflichen Fürsten war es vorbehalten, ein gut Theil zur Einigung getrennter deutscher Volksstämme beizutragen. Das Haus Hohenzollern hatte früh diesen weltgeschichtlichen Beruf erkannt, dem es durch die Jahrhunderte hindurch treu geblieben ist. Unter seinem mächtigen und milden Scepter wußte es viele deutschen Stämme zu vereinigen. Aber so gewaltig und herrlich jetzt der Ruhm dieses preussischen Namens erklingt; so stolz sich mit demselben die Bewohner aller alten und neuen Provinzen des Landes begrüßen: so belehrt uns doch die vaterländische Geschichte unzweifelhaft, daß dieses Ergebnis meist nur durch Krieg und Kampf herbeigeführt wurde. In diesen Kämpfen bildet vor Allem die Geschichte des siebenjährigen Krieges ein großes, imponantes Gemälde, in dessen begeisterter Anschauung man nimmer ermüdet.

So vielfach auch die ewig denkwürdigen Begebenheiten des siebenjährigen Krieges schon beschrieben wurden, so sind die Quellen darüber doch noch nicht erschöpft. Noch hier und da wird mancherlei darauf bezügliches Material aufgefunden, welches bisher unbekannt und unbenutzt in Familienarchiven oder sonst zerstreut herumlag, das manches Werthvolle enthält und wohl geeignet ist, über manche Thatfachen ein helleres Licht zu verbreiten.

Ich habe diese neueren Quellen, so viel sie mir zugänglich waren, sorgfältig benutzt, aber auch ältere Werke — Ranke, Preuß, Stenzel, Archenholz, Menzel, Tempelhof, Rekow, Hahn, Sohn, Kohlrausch &c. — nicht unbeachtet gelassen. Stellen, welche durch besonders ansprechende Darstellung ausgezeichnet sind, habe ich unverändert, oder in treuen Auszügen wiedergegeben.

Es kam mir vor Allem darauf an, ein möglichst lebendiges und frisches Bild jener gewaltigen Kämpfe zu geben, weshalb ich die Herzhaltung bloßer thatsächlicher Details, an die sich kein bleibendes Interesse knüpft, vermieden habe.

Möge diese Schrift bei unserm Volke eine bereite Stätte finden und dazu beitragen, daß die Geschichtskennntniß jener denkwürdigen Zeit von 1740 bis 1763, in der Gottes Hand so sichtbar über unserm Volke gewaltet, in immer weiteren Kreisen verbreitet werde!

Frankfurt a. D., im Mai 1868.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage der vorliegenden Schrift, welche wegen der beschränkten Mittel des Verfassers nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren gedruckt werden konnte, hat meist eine günstige Aufnahme und Beurtheilung gefunden. Mag es mir gestattet sein, hier allen den Herren, welche die Verbreitung des Buches fördern halfen, meinen Dank abzustatten. Unter den vielen an mich gerichteten Zuschriften erlaube ich mir nur die eine Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimen Rathes Herrn Grafen von Redern in dankbarer Ergebenheit zu erwähnen. „Görsdorf, den 10. August 1868. Ich lese die Geschichte des siebenjährigen Krieges, die Sie mir übersandt, mit großem Interesse, und bewundere die Kürze, Genauigkeit und Klarheit, mit der Sie die Begebenheiten von sieben Jahren in einem Band wiedergeben“ &c.

Meine dankbare Anerkennung dieser Theilnahme für mein Buch habe ich dadurch zu bethätigen mich bestrebt, daß ich durch neue Bearbeitung einzelner Theile es möglichst zu vervollkommen gesucht habe. Anschauliche Darstellung und lebhaftere Erzählung, die keineswegs Gründlichkeit ausschließen, blieben mir auch bei der neuen Auflage die Hauptsache.

So möge denn meinem Buche auch in seiner neuen Ausgabe eine bescheidene Existenz neben den vielen Werken über den siebenjährigen Krieg gestattet sein, und es gewürdigt werden, zur Erweckung und Belebung patriotischer Gesinnung nach Maßgabe seiner schwachen Kräfte beizutragen.

Frankfurt a. D., im Januar 1869.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Mit innigem Dank gegen Gottes Gnade für die meinem Buche bereitete günstige Aufnahme übergebe ich den Lesern die vorliegende neue Auflage. Wohl habe ich auch bei der abermaligen Bearbeitung meine geringe Befähigung erkannt und einsehen gelernt, daß aller Eifer nimmermehr die fehlende Kraft zu ersetzen vermag, aber die Urtheile und Aufmunterungen hochachtbarer Männer ermuthigten mich, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten.

Einer nachsichtigen, mildrichtenden Beurtheilung sei auch die neue Auflage empfohlen.

Frankfurt a. D., im Januar 1870.

Der Verfasser.

Vorwort zur vierten Auflage.

Seit der Veranstaltung der letzten Auflage haben sich für Preußen und Deutschland überaus wichtige Ereignisse vollzogen. Auch die Geschichte des siebenjährigen Krieges bildet eine Stufe der bis jetzt erreichten, seit Jahrhunderten vor sich gehenden, naturgemäßen Entwicklung Preußens. Die Kaiser an der Donau,

an der Newa und an der Seine, deren Vorfahren Preußen im siebenjährigen Kriege so nachdrücklich bekämpft, haben wiederum erfahren, daß die Männer von Fehrbellin, von Leuthen und von Leipzig noch leben, und daß an der Spree der fromme König eines freien, mächtigen Volkes herrscht, welcher seinem großen Ahnherrn Friedrich ebenbürtig ist.

Die Liebe zum gemeinsamen Deutschen Vaterlande hat sich inzwischen mächtig gesteigert. Von allen Zonen und Klimaten, weit über Deutschland hinaus, erklingt unter Deutschen ein begeistertes: „Heil dir und Sieg mein Vaterland!“ Die Deutschen haben sich verbreitet in alle Welt, aber sie wissen sich als Eine Familie. Wohl trennen sie in der Fremde und im eigenen Vaterlande noch manche „Eigenthümlichkeiten“, aber sie sind nicht die in der Fremde und Heimath verloren gegangenen Stämme Israels. Sie gedeihen und gewinnen an Kraft. Ueberall hin trägt der Deutsche Gesittung und Bildung. Die häuslichen Tugenden und christliches Familienleben verpflanzt er bei allen Stämmen und Völkern der Erde. Das ist der Deutschen Beruf, das ist der germanische Weltgang: ein stetiger, immer mehr sich verästender Strom und Bach, zusammenhängend mit seinem Ursprung, seiner Quelle. Das ist die gewaltige germanische Strömung, welche begann, als unsere Ahnen von den Schneekuppen des Himalaya, aus den Thalschluchten des Hinduku herniederstiegen in mächtigen Strömen, und sich ausbreiteten über ganz Deutschland.

Das Gefühl der Zugehörigkeit, welches sich kundgab im letzten Kriege, wird mit der nunmehrigen Reichseinigung in immer mächtigeren Proportionen fortschreitend sich entwickeln, und der Sieg wird bleiben dem christlich deutschen Geiste, der sich stützt auf Freiheit, Fortschritt, Friede. Das walte Gott!

Frankfurt a. D., im Mai 1871.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
1. Abschnitt: Der erste schlesische Krieg	1
2. Abschnitt: Der zweite schlesische Krieg	11
3. Abschnitt: Ursachen und Beginn des siebenjährigen Krieges	34
4. Abschnitt: Die ersten Ereignisse im Jahre 1757	53
5. Abschnitt: Bei Prag und Kollin	59
6. Abschnitt: Die weiteren Feldzüge des Jahres 1757	79
7. Abschnitt: Die Schlacht bei Leuthen	96
8. Abschnitt: Die erste Hälfte des Jahres 1758	110
9. Abschnitt: Die Schlacht bei Zorndorf	123
10. Abschnitt: Der Ueberfall bei Hochkirch !	128
11. Abschnitt: Der Winter von 1758 bis 1759	140
12. Abschnitt: Feldzug des Jahres 1759	145
13. Abschnitt: Die ersten Monate 1760	167
14. Abschnitt: Bei Landshut und Liegnitz	172
15. Abschnitt: Vor der Schlacht bei Torgau	191
16. Abschnitt: Die Schlacht bei Torgau	203
17. Abschnitt: Der Winter von 1760 bis 1761	216
18. Abschnitt: Die Feldzüge des Jahres 1761	223
19. Abschnitt: Der Winter von 1761 bis 1762	247
20. Abschnitt: Das Jahr 1762	259
21. Abschnitt: Der Winter von 1762 bis 1763	276
22. Abschnitt: Der Hubertsburger Frieden	283
23. Abschnitt: Friedrich und die Zeit nach dem Kriege	286

Erster Abschnitt.

Der erste schlesische Krieg.

Friedrich II. und Maria Theresia. — Die Besetzung Schlesiens. — Schlacht bei Mollwitz. — Schlacht bei Chotusitz. — Der Friedensschluß.

König Friedrich Wilhelm I. war am 31. Mai 1740 gestorben. Er hinterließ seinem Sohne einen für jene Zeit musterhaft geordneten Staat von 2,240,000 Einwohnern, mit einem Schätze von 8,700,000 Thalern und einem Heere von 72,000 Mann.

Wenige Monate später, am 20. Oktober 1740, starb der deutsche Kaiser Karl VI. ohne Hinterlassung männlicher Erben. Die Erbschaft seiner Tochter Maria Theresia war weniger glänzend. Er hinterließ ihr zwar einen großen, aber durch Kriege, schlechte Verwaltung, Habsucht der Geistlichen und Beamten verarmten Staat mit einem Schätze von nur 100,000 Gulden und einem Heere von etwa 30,000 Mann.

Friedrich bestieg den Thron in dem Bewußtsein eines gesicherten Besitzes und inniger, natürlicher Verbindung mit seinem durch Nationaleinheit eng vereinigten Volke, Maria Theresia dagegen in dem Gefühle angefochtener und zweifelhafter Berechtigung, unsicheren Besitzes und erzwungener Verbindung mit Völkern sehr verschiedener und feindseliger Nationalität.

Es war vorauszusehen, daß verschiedene Staaten gegen die Thronfolge Maria Theresias Einspruch erheben würden. Der Kurfürst von Bayern war mit einer Erzherzogin vermählt und stammte selbst aus dem Kaiserhause. Auch die Gemahlin

Augusts von Sachsen war eine Erzherzogin, und beide Fürsten behaupteten, daß ihre Gemahlinnen Maria Theresia im Erbrechte vorangingen. Spanien und Sardinien erhoben gleichfalls ihre Stimmen als berechnigte Miterben. Frankreich und England aber, welche sich verpflichtet hatten, Maria Theresia in ihrer Thronfolge zu schützen, meinten es nicht Ernst mit ihrem Schutze, und Preußens Verpflichtung war erloschen, da ihm der Kaiser die Süllich'sche Erbschaft veruntreut hatte. Dennoch versprach Friedrich der Kaiserin seine Hülfe gegen ihre zahlreichen Feinde, falls sie seine gerechten Ansprüche auf einen Theil von Schlesiens anerkenne.

Mit Entrüstung gab Maria Theresia dem preussischen Gesandten zu erkennen, daß sie nicht gewillt sei, sich von einem Fürsten, der als Erzkämmerer ihren Vorfahren das Waschbecken zu reichen gehabt habe, Bedingungen vorschreiben zu lassen, oder ihm gar Provinzen abzutreten.

Friedrich würde schwerlich einen unbegründeten und unberechtigten Krieg unternommen haben, denn die Greuel und Drangsale des dreißigjährigen Krieges, welche sein Vaterland erduldet, lebten frisch in seinem Gedächtniß. Er erkannte die Verwerflichkeit eines jeden Krieges, dem die Berechnigung durch moralische Gründe fehlt. Allein er hatte der Gründe nur zu viele. Sein wohlermogenes und unzweifelhaftes Besitzrecht auf einen Theil von Schlesiens, welches ihm und seinen Vorfahren auf friedlichem Wege nicht verstattet wurde, wollte er sich nun mit dem Schwerte erkämpfen. Als Oestreich 1675 Preußen abermals dieses Besitzrecht verweigerte, sprach der große Kurfürst die denkwürdigen Worte: „Die endliche Erlangung unseres guten Rechts auf Schlesiens will ich meinen Nachkommen überlassen; giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen, was sie dereinst zu thun haben.“ Friedrich wußte, „was er zu thun habe.“

Schlesien war unter den deutschen Ländern weniger als ein anderes durch Natur und Geschichte mit den übrigen Staaten des habsburgischen Hauses verwachsen. Von den anderen Ländern der böhmischen Krone schieden es die Gebirge; sein Handel und Verkehr hing von jeher mit dem Norden zusammen, mit der Lausitz und mit Brandenburg. Von der österreichischen Herrschaft hatten die Schlesier nichts als Unsegen erfahren. Mit den Böhmen führten sie die Waffen gegen Ferdinand II.; und nach dessen Siege ergriffen sie jede Gelegenheit, um unter dem Beistand der protestantischen Fürsten entweder vom Kaiser unabhängig oder doch vor Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses gesichert zu werden. Die kaiserliche Regierung aber glaubte Schlesiens erst dann ganz gewiß zu sein, wenn sie alle Einwohner der katholischen Kirche zugeführt. Deshalb hielt sie die den evangelischen Schlesiern gewährten Zusicherungen nicht, nahm ihnen Kirchen und Schulen, vertrieb die Geistlichen, drückte mit Rechtsverkürzungen aller Art oder mit offener Gewalt Familien und Gemeinden. Wenn dennoch ein großer Theil der Schlesier der evangelischen Kirche treu blieb, so war dies nicht der Gerechtigkeit ihrer Kaiser zu danken, sondern der Standhaftigkeit der Bekenner und der Theilnahme ihrer Glaubensgenossen. Als König Karl XII. von Schweden aus Polen nach Sachsen zog, warteten seiner bei Steinau a. D. Schaaren von Protestanten, um ihm ihre Leiden zu klagen; und auf seine drohende Forderung wurde in einem neuen Vertrage Zurücknahme dessen, was den ausdrücklichen Bestimmungen des westphälischen Friedens zuwider lief, und einige weitere Begünstigungen gewährt. Aber dennoch blieb die Lage der evangelischen Schlesier eine so bedrängte, daß sie in dem Ende der österreichischen Herrschaft das Ende einer langen, harten Prüfungszeit sahen und in dem preußischen Könige, dessen Vorfahren so oft nachdrücklich sich für sie verwandt, mit stiller Freude den Retter ihres Glaubens begrüßten.

Friedrich wollte sein Unternehmen unverzüglich ins Werk setzen. Ohne sich erst nach einem Allirten umzusehen, war er der Ueberzeugung, daß er seine beste Hilfe in seiner eigenen Thatkraft suchen müsse und daß eine entschlossene Macht in Zeiten großer Entscheidungen nimmer allein steht.

Den fremden Höfen ließ er erklären, daß er außer der Geltendmachung seiner Rechte auf Schlesien weder gegen das österreichische Haus, noch gegen das deutsche Reich Etwas unternehmen wolle. Am 12. Dezember wohnte der König noch einem Hofballe bei; am andern Morgen früh reiste er über Frankfurt zum Heere, welches 30,000 Mann stark an der schlesischen Grenze stand. An die Schlesier erließ er ein Patent, worin er sagte: Da über die österreichische Erbschaft Streit entstanden sei, so wolle er Schlesien als die Vormauer seiner Staaten besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme; er habe nicht die Absicht, die Königin zu verletzen, mit welcher er vielmehr im Frieden zu leben wünsche und im Begriff sei, sich über Schlesien zu verständigen. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, sich aller seiner Rechte und königlichen Schutzes erfreuen; von seinen Truppen werde die strengste Mannszucht gehalten werden. So rückte der König in zwei Colonnen, die eine unter dem Grafen Schwerin, die andere unter ihm selbst in Schlesien ein. Nur wenige Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen, in den meisten Ortschaften hatte man der königlichen Proclamation getraut und empfing die Truppen freundlich. Da diese all ihre Bedürfnisse auf strengsten Befehl Friedrichs bezahlten, so ging der Armee sehr bald der Ruf vorzüglicher Mannszucht, dessen sich das österreichische Heer selbst nicht im eigenen Lande erfreute, voran, und dies erleichterte dem Könige die Besetzung Schlesiens außerordentlich. Protestantischen Gemeinden, die bisher von der österreichischen Regierung sehr bedrückt waren, sandte er

evangelische Geistliche, die sie so lange hatten entbehren müssen. Die meisten Städte öffneten willig die Thore, einige auch unter scheinbarer Wahrung ihrer Rechte. So erklärte der Bürgermeister der Stadt Grünberg in voller Rathsverammlung dem preussischen Offizier, welcher die Oeffnung der Thore forderte: „er werde den Schlüssel zur Stadt um keinen Preis aushändigen, er werde ihn vielmehr an seinen Ort, auf den Rathstisch legen, und wenn ihn da der Offizier wegnehme, so möge er es verantworten.“ Selbstverständlich nahm der Offizier vor den Augen aller Rathsherren sofort den Schlüssel, öffnete die Thore und Grünberg wurde und blieb hinfort eine preussische Stadt. Auch Liegnitz suchte sich zu vertheidigen. Aber die Preußen nahmen die Thorposten gefangen und im nächtlichen Dunkel zogen sie in die Stadt. Von dem schnellen Herannahen Friedrichs unterrichtet, sandte Breslau eine Depesche nach Wien mit der Bitte um schnelle Hülfe. Diese Hülfe blieb jedoch aus und die Einwohner suchten sich nun selbst zu vertheidigen. Die Bürger traten unters Gewehr, es bildete sich neben den Stadtsoldaten eine Miliz; Beamte und Handwerker, Arbeiter und Gelehrte liefen mit Piken und Säbeln umher, Mönche drängten sich durch die Mengen und ertheilten Segen, und es herrschte überall kriegerisches Leben. Dennoch bemächtigte sich Friedrich schnell der Vorstädte und am 3. Januar 1741 hielt er seinen Einzug in Breslau. Beim Anblick des prachtvollen Jesuiten-Collegiums äußerte er: „wenn sich die Geistlichen in Oestreich solche Paläste bauen, muß freilich ihr Kaiser ein armer Mann sein.“

Inzwischen hatte auch der Graf Schwerin ganz Oberschlesien besetzt und die Provinz befand sich nun mit Ausnahme der drei Festungen Glogau, Neiße und Brieg in preussischem Besitz. Die Truppen bezogen Winterquartiere und Friedrich übernahm die Verwaltung der Provinz. Am 26. Januar traf

er wieder in Berlin ein. Durch seinen Gesandten ließ er der Königin Maria Theresia nochmals mittheilen, daß er ihr gegen ihre zahlreichen Feinde mit seiner ganzen Macht beistehen und ihr zwei Millionen Thaler zahlen wolle, wenn die Königin sein unbestreitbares Recht auf Schlesien anerkennen und ihm die Provinz abtreten wolle. Stolz wies die Königin Friedrichs Forderungen zurück und erklärte, sie wolle ihre Regierung nicht mit der Zerstückelung ihrer Staaten anfangen, eher müßten die Türken vor Wien stehen, ehe sie auf Schlesien verzichte.

Holland gab sich viele Mühe, eine Versöhnung zwischen Oestreich und Preußen herbeizuführen, und Frankreich bot dem Könige seine Hülfe unter der Bedingung an, daß Friedrich Bayern gegen den Gemahl der Maria Theresia zur Kaiserkrone ver helfe. Friedrich ging jedoch auf ein derartiges Bündniß nicht ein.

Maria Theresia hatte sich inzwischen mit England verbunden. Auch die Regentin Anna von Rußland, sowie Sachsen hatten ihr ihre Hülfe zugesagt. Gegen Sachsen und Hannover stellte der König ein Heer unter dem Fürsten Leopold von Dessau auf, und Ende Februar begab er sich wieder zum Heere nach Schlesien, welches er auf 60,000 Mann verstärkt hatte. Nach zehnwöchentlicher Belagerung war es gelungen, die Festung Glogau mit Sturm zu nehmen, und Friedrich behielt nun keinen Feind mehr im Rücken. Aber auch die Oestreicher rückten mit einem Heere unter dem erfahrenen Feldmarschall Graf Neipperg heran. Friedrich beschloß, ihn sofort anzugreifen.

Am 10. April erreichte die preussische Armee, 24,000 Mann stark, die Ebene bei Poptitz, die sich bis zu dem Dorfe Mollwitz ausbreitet und zu den schönsten Schlachtterrains gezählt werden darf. Die guten Bodenverhältnisse kamen beiden Parteien zu Nutzen. Beide Schlachtordnungen bildeten einen Bogen und zwar die preussische einen nach außen, die östreichische einen

nach innen gekehrt, so daß das österreichische Heer das Ansehen erhielt, als wollte es das preußische umgreifen. Es mußte daher das österreichische Feuer concentrisch, das preußische excentrisch wirken, und darin lag der große Nachtheil, der sich auf preußischer Seite die ganze Schlacht hindurch fühlbar machte. Der König sagte später: „Ich habe bei Mollwitz die meisten Fehler gemacht; aber ich habe mir dieselben eine Lehre sein lassen, sie nicht wieder zu begehen.“

Es war Mittags 2 Uhr, als die Preußen den Angriff begannen. Die preußischen 60 Geschütze warfen auf den rechten Flügel der Oestreicher einen wahren Hagel von Kugeln. Aber die österreichische Kavallerie brach nun mit Ungestüm gegen den rechten Flügel der Preußen los. Dieser nicht geahnte Angriff übte auf die preußische Armee eine beiäübende Wirkung, weil er, ehe diese zur Besinnung kam, viermal wiederholt wurde. Das preußische Regiment Schellenberg kehrte zur Flucht um und hätte auch die Reserve mit fortgerissen, wenn nicht der König in sichtlicher Lebensgefahr seine Leute aufgehalten. Der preußische rechte Flügel blieb indeß im Weichen und gerieth in die größte Unordnung. Es war dem Grafen Schwerin nicht entgangen, daß durch des Königs zu heftiges Einschreiten sich die Verwirrung nur vergrößere. Er bat daher den König, die Schlacht zu verlassen und eine entfernte Heeresabtheilung, die noch bei Löwen stand, eiligst herbeizuführen. Der König aber glaubte diesen Rath dahin verstehen zu müssen, daß die Schlacht verloren sei. Er verließ das Schlachtfeld und legte auf seinem dadurch berühmt gewordenen Schimmel, der später auch der lange Schimmel oder große Ausreißer genannt wurde, in einer Tour 14 Meilen bis zu einer Mühle bei Oppeln zurück.

Der Graf Schwerin übernahm nun die Oberleitung und eröffnete ein gewaltiges Gewehrfeuer auf den Feind, und hier bewährten sich Leopold von Dessaus treffliche Einrichtungen.

Die beiden ersten Reihen der Regimenter lagen auf den Knien, um zu laden und zu schießen, während die beiden hintern Glieder über sie hinwegschossen. Dies übte auf die österreichische Armee eine verheerende Wirkung aus. Noch einmal führte Graf Schwerin die gesammte preußische Armee zu einem Hauptangriff gegen den Feind, und die Oestreicher geriethen ins Weichen. Unter den Strahlen der untergehenden Sonne trat Graf Neipperg den Rückzug an. Schwerin verfolgte ihn nicht; er begnügte sich mit dem erfochtenen Siege.

Die Verluste waren auf beiden Seiten groß. Die Oestreicher zählten 7000 Tode und Verwundete. Die Preußen verloren 2500 Tode und 3000 Verwundete. Der König erhielt die Siegesnachricht am andern Morgen durch Lieutenant von Bülow. Er bezog nun ein Lager bei Strehlen, von wo aus er die Festungen Brieg und Neiße, die sich noch nicht ergeben hatten, beobachten konnte.

Friedrich war bescheiden genug, Maria Theresia nochmals Friedensvorschläge zu machen, er wollte sich mit Niederschlesien begnügen. Selbst England suchte die Königin zur Einwilligung zu bewegen, aber sie blieb für alle Friedensvorschläge unzugänglich und verletzte durch ihr stolzes Benehmen Friedrichs Ehrgefühl auf das Empfindlichste. Der König gab nunmehr Frankreichs Anerbieten Gehör und trat am 5. Juni 1741 dem Vertrage zu Nymphenburg bei, in welchem ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum Berg der Besitz von ganz Schlesien zugesichert wurde.

Unterdessen war der Kurfürst von Bayern in Oestreich eingedrungen und hatte in Linz die Huldigung der österreichischen, darauf in Prag die der böhmischen Stände angenommen, während die junge Kaiserin nach Preßburg floh. Aber die muthige Fürstin, obschon von allen Seiten bedrängt und ihrer schönsten Länder beraubt, verlor nicht den Muth. Mit dem

Schwert umgürtet und die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte erschien sie in der ungarischen Reichsversammlung, schilderte in lateinischer Sprache ihre traurige Lage und schloß mit den Worten: „Eurem Heldenarme und Eurer Treue vertraue ich mich und mein Kind an; Ihr seid der letzte Anker meiner Hoffnung!“ Ihren kleinen Sohn, den nachmaligen Kaiser Joseph, hatte sie auf dem Arme. Die Jugend, die Schönheit und das Unglück der Königin machte auf die Versammlung einen mächtigen Eindruck. In freudiger Begeisterung rissen die Ungarn ihre Säbel aus der Scheide und riefen: „Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!“ Jetzt griff ganz Ungarn freudig zu den Waffen. 15,000 Edelleute, alle wohl beritten und völlig gerüstet, versammelten sich in Preßburg. Bald war Oestreich befreit, und an demselben Tage, an welchem der Kurfürst von Bayern, der unter dem Namen Karl VII. zum deutschen Kaiser erwählt worden war, in Frankfurt sich krönen ließ, rückten die Oestreicher in seine Residenz München ein.

Friedrich hatte inzwischen von sämmtlichen Ständen der eroberten Provinz die Huldigung angenommen. Im Fürstensaale des Breslauer Rathhauses saß er auf einem aus der Zeit des Kaiser Matthias noch vorhandenen Thron, sein Degen diente als Scepter; er verlangte die Huldigung ausdrücklich als milder Landesvater und nicht als Ueberwinder, denn er wolle geliebt und nicht gefürchtet sein, und er halte den Tag verloren, wo er nicht Jemand Gutes gethan. Das übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern lehnte er ab, weil er seinen Unterthanen keine Kosten verursachen, vielmehr Alles thun wolle, das Land aus seiner Armuth zum Wohlstand zu bringen.

Die preussischen Truppen drangen immer weiter vor. Zieten war mit seinen Husaren bis Stockerau bei Wien gestreift; die Festung Neisse hatte sich ergeben, Olmütz war vom

Grafen Schwerin besetzt worden, Mähren und ein Theil Böhmens war in den Händen des Königs. Auch Glatz fiel am 9. Januar. Dennoch sandte Maria Theresia dem Könige ein neues Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen entgegen. Friedrich nahm vor Kollin seine Stellung, wodurch die Elbübergänge gesperrt und seine Magazine gedeckt wurden. Zum ersten Male stand der König mit etwa 30,000 Mann vor einer bedeutend überlegenen Macht. Als die Oestreicher nach Chotusitz marschirten, ließ er den Erbprinzen von Dessau auf einer Hochebene bei Chotusitz so Stellung nehmen, daß der linke und der rechte Flügel durch zwei Flüsse gedeckt wurden. Am 18. Mai 1742 kam es zur Schlacht.

Das Dorf Chotusitz stand bald in hellen Flammen und nöthigte die Preußen, diese günstige Position zu verlassen. Dennoch gelang es ihnen, die Kavallerie des östreichischen linken Flügels gänzlich zu werfen. Obschon Friedrich hier noch nicht die Ruhe besaß, die einem großen Feldherrn eigen sein muß, so entging ihm doch der Vortheil nicht, der sich auf dem linken östreichischen Flügel darbot. Er kommandirte einen forcirten Infanterieangriff auf denselben und diesem vermochten die Oestreicher nicht zu widerstehen. Es kam fast zum Aufrollen der ganzen östreichischen Schlachtlinie. Der Rückzug wurde zur wilden, wirren Flucht, und Friedrich ließ den Feind unter dem General von Buddenbrock mit 40 Schwadronen und 10 Bataillonen verfolgen.

Die Oestreicher verloren 3000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene und 2000 Vermißte. Die Preußen beklagten gleichfalls 3000 Todte und Verwundete.

Dieser glänzende zweite Sieg veranlaßte Friedrich nicht zu neuen Forderungen, sondern er benutzte ihn nur zur Anknüpfung neuer Friedensunterhandlungen. Dieselben führten diesmal schnell und sicher zu dem erwünschten Ziel. Friedrich behielt Ober-

und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, verpflichtete sich jedoch, eine alte schlesische Schuld von 1,700,000 Thaler an England zu zahlen. Man müsse wissen, zur rechten Zeit inne zu halten, sagte Friedrich zu denen, welche ihm vorwarfen, seine Siegesbahn nicht weiter verfolgt zu haben: das Glück erzwingen wollen, heiße es verlieren. —

Zweiter Abschnitt.

Der zweite schlesische Krieg.

Kaiser Karl VII. Tod. — Friedrich im Kloster zu Kamenz. — General von Zieten. — Schlacht bei Hohenfriedberg. — Schlacht bei Kollin. — Schlacht bei Kesselsdorf. — Der alte Dessauer.

Friedrich erkannte sehr bald, daß es Maria Theresia mit der Abtretung Schlesiens nicht Ernst gewesen sei. Er hielt es daher für seine Pflicht, sich für schlimme Fälle vorzubereiten. Die Armee wurde bedeutend vermehrt und alle Waffen erhielten neue Exercier- und Dienstreglements. Es wurde ein Generalstab gebildet und diesem der wissenschaftliche Theil des Kriegswesens zugetheilt; der erste Generalquartiermeister war der Graf von Schmettau, der sich vielseitig durch Talent und Tapferkeit hervorgethan.

Oestreich machte in dem fortdauernden Kampf gegen Bayern und Frankreich die glücklichsten Fortschritte und drängte die Feinde bis an den Rhein zurück. Auch England war den Franzosen mit einer bedeutenden Macht in Deutschland entgegengetreten. Vergeblich machten sie jetzt Friedensvorschläge; Maria Theresia verwarf diese und schloß mit England, Holland und Sardinen ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, welche sie zur Zeit ihrer Thronbesteigung besaßen. Natürlich war hierin auch Schlesien inbegriffen und Friedrich

mußte sich sagen, daß nun bald die Reihe an ihn kommen würde, wenn erst Karl Albert und die Franzosen besiegt wären. Langes Zögern und Ueberlegen war nicht Friedrichs Sache. Im August 1744 rückte er mit 100,000 Preußen „zur Unterstützung des Kaisers Karl VII.“ in Böhmen ein. Nachdem er schnell ganz Böhmen besetzt hatte, ward er durch den Prinzen von Lothringen wieder nach Schlesien zurückgedrängt. Aber unterdeß drangen die Bayern siegreich vor, so daß der Gegenkaiser wieder in seine Hauptstadt München zurückkehren konnte, doch nur um in seiner Residenz zu sterben, denn nach wenigen Monaten überraschte ihn der Tod. Sein Sohn erhielt darauf durch den Frieden zu Füßen, worin er auf die österreichische Erbschaft verzichtete, sein Kurfürstenthum wieder, und Maria Theresia konnte den Kampf gegen Preußen mit größerem Nachdruck fortsetzen.

Beim Anfange des folgenden Jahres (1745) befand sich Friedrich in einer sehr mißlichen Lage. Auf dem Rückzuge aus Böhmen hatte er den größten Theil seines Geschützes eingebüßt; seine Kassen waren vermaßen erschöpft, daß er sein ganzes Silbergeräth in die Münze schicken mußte. Oberschlesien mit seinen wichtigen Festungen war in den Händen der Feinde. Aber mit der Gefahr wuchs auch sein Muth. „Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren. Unternimmt der Feind Etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden sterben zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien und ihre besten Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch auch übermüthig.“

Der König ging in der Mitte des März 1745 zur Armee und nahm sein Hauptquartier im Kloster Ramenz. Kurz vorher, als er das Kloster und die Umgebung mit geringer Begleitung in Augenschein nahm, wurde er auf merkwürdige Weise vor Gefangenschaft bewahrt. Es streiften in dortiger Gegend Kroaten umher, welche von seinem Besuch in Ramenz Nachricht erhalten hatten, und sie beabsichtigten nun, ihn gefangen zu nehmen. Noch zur rechten Zeit wurde der Abt des Klosters von der Gefahr benachrichtigt. Schnell überredete er den König, sich als Mönch zu verkleiden, und so wie dies geschehen war, rief er durch die Abendglocke die Mönche zum Gebet zusammen. Mit ihnen begab sich der König ungekannt zur Kirche. Vergeblich durchsuchten die Kroaten das ganze Kloster, kamen dann auch in die Kirche, scheuten sich aber, die Mönche im Gottesdienst zu stören und zogen unverrichteter Sache wieder ab.

Friedrichs Hauptarmee hatte darauf in der Gegend von Frankenstein Stellung genommen, während sich der Markgraf Karl von Brandenburg mit 10,000 Mann noch bei Jägerndorf befand, also 10 Meilen von ihm entfernt war. Er konnte es nicht verhindern, daß sich die Oestreicher zwischen Frankenstein und Jägerndorf festsetzten und ihn somit von dem Markgrafen abschnitten. Seine Lage war eine mißliche, denn die Oestreicher waren ihm an Zahl weit überlegen, so daß er keine Schlacht wagen konnte, und noch dazu mußte er erwarten, daß man den Markgrafen umzingele und ihn mit seinem Corps aufreiben oder gefangen nehmen werde. Es lag dem König daher Alles daran, den Markgrafen an sich zu ziehen. Aber weder der schnelle Feldjäger noch der schlaue Spion vermochten einen Weg durch die Zwischenstellungen der Oestreicher zu finden; die letzteren hatten alle Pässe besetzt und auf's Wachsamste verwahrt. Dennoch sollte ein kleines Kommando von 120 Husaren unter dem Rittmeister von Probst sich durchschlagen, allein

auch auf den geschicktesten Umwegen war dies nicht möglich, und man mußte von dem Unternehmen abstehen. Der König erkannte wohl, er könne ohne bedeutendes Opfer keine Kunde in das Lager des Markgrafen gelangen lassen und gab daher dem General von Zieten den Befehl: „er solle Alles daran setzen, was es auch koste, um mit seinem Regiment bis Jägerndorf durchzukommen, und dem Markgrafen den Befehl überbringen, daß er sogleich aufbreche, sich mit dem Feind in nichts Ernsthaftes einlasse und seinen Marsch nach Frankenstein nehme.“ Friedrich fügte noch hinzu, Zieten möge diesen Befehl im ganzen Regiment bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall vom Willen des Königs unterrichtet würde.

Dem alten Zieten sträubte sich das Haar, als er diesen Befehl las, denn es war ja augenscheinlich, daß hier kein Mann mit dem Leben davon kommen werde: ein kleines Regiment sollte sich durch eine ganze Armee durchschlagen und noch dazu auf einem Wege, der 10 Meilen lang war. Dies war nach menschlicher Voraussicht durchaus unmöglich. „Doch ich darf und werde mich dem Befehle des Königs nicht entziehen, aber anders muß ich's machen!“ sagte endlich Zieten zu sich selbst.

Sein Regiment hatte im vorjährigen Feldzug rothe Dollmans und gewöhnlich Filzmützen getragen. Kürzlich erst waren von Berlin blaue Pelze und neue Schuppmützen angelangt. „Der Feind kennt meine Husaren in diesen Uniformen nicht,“ dachte Zieten, „die Uniformen haben mit denen eines östreichischen Regiments Ähnlichkeit; vielleicht gelingt es mir, die Feinde in ihrem eigenen Lager zu täuschen; die Gefahr wird zwar nicht abgewandt, doch sie wird geringer.“ Sogleich gab Zieten seine Befehle. Still machte er sich mit seinem Regiment auf; es wußte Keiner von den Husaren, was es gelte.

Auf Kreuz- und Querstraßen, durch dichte Wälder und unbefuchte Straßen nahm Zieten seinen Weg. Mit größter Wachsamkeit und Umsicht wußte er den Feind stets zu umgehen, und als der Abend einbrach, hatte er bereits den halben Weg zurückgelegt, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben. Bei Ottmachau ging er über die Meise, ließ in einen dichten Wald einbiegen und die Husaren mußten absitzen, um die Pferde zu füttern und das Nachtlager einzurichten. Die Offiziere und Soldaten fragten sich unter einander, was der General nur vorhaben möge, doch Niemand wußte um den Plan. Die Nacht brach endlich ein; da hörte man in der Gegend von Neustadt schreien; einige Offiziere traten an Zieten heran und fragten ihn: „ob er der Garnison in Neustadt nicht zu Hülfe eilen wolle?“ Zieten aber antwortete: „Meine Herren, der Feind muß nicht erfahren, daß wir im Anmarsch sind. Mit Gewalt richten wir dies Mal nichts aus. Die Besatzung in Neustadt besteht aus braven Leuten, die werden sich ihrer Haut schon wehren.“ Das Feuern bei Neustadt wurde immer heftiger und Zieten zog daher tiefer in den Wald, ließ alle Wachfeuer auslöschen und vermied durchaus jedes Geräusch. Endlich graute der Morgen; die Vorposten berichteten, daß sich der Feind zurückziehe und das Feuern hörte nun auch allmählich auf. Mehrere Husaren mußten die höchsten Bäume erklettern, um sich von dem Rückzuge der Destreicher zu überzeugen, und als diese ihren Abmarsch bestätigten, gab Zieten Befehl zum Ausbruch nach Neustadt. Die Besatzung hatte sich tapfer gehalten und Zieten konnte nun in die Stadt einrücken. Während Leute und Pferde gehörig gepflegt wurden, stieg er selbst auf den Kirchturm und beobachtete den Rückzug der östreichischen Truppen. In zwei Kolonnen marschirten sie dem Lager zu. Raum waren die Pferde gefüttert, so ließ der General seine Leute aufsitzen und schlug mit ihnen dieselbe Straße ein, welche

die österreichischen Truppen ihrem Lager zu nahmen. Sorglos und unbefangen ritten die Husaren daher: ohne Avantgarde, ohne Seiten-Patrouille marschirten sie schwadronenweise in 4, in 2, in einzelnen, in ganzen und halben Zügen. Keiner durfte das Gewehr aufnehmen; der schärfste Befehl war ergangen, daß Niemand bei irgend einer Veranlassung abfeuern sollte. Hier und dort mußten einige geborne Ungarn, die beim Regimente standen, vorausreiten, die Feldwachen bei den Dörfern und einzelnen Posten in ihrer Sprache freundlich begrüßen. So ging der Zug unter dem Anschein der größten Ruhe und Sicherheit hinter den Feinden her und mitten durch sie hin. Ein österreichisches Dragoner-Regiment stieß auf Zieten's Regiment, aber es hatte nicht den mindesten Verdacht, daß die blauen Pelze Preußen wären, und zog vorüber.

Nachmittags zwischen 3 und 4 kam Zieten auf eine Anhöhe. Es war ein schöner, heller Maitag. Er übersah das ganze österreichische Lager, links im Thale von Leobschütz die Hauptmasse; rechts waren Kroatenschwärme über das ganze Land zerstreut. Zieten ließ unvermerkt die Schwadronen näher aneinanderrücken, daß sie im Nothfall sich durchschlagen könnten. Aber wie konnten die Oestreicher vermuthen, daß hier mitten in ihrem Lager ein preußisches Regiment sein sollte! Ein österreichischer Oberst, der das stattliche Regiment sah, ritt freundlich an Zieten heran, wünschte ihm einen guten Tag, freute sich, ihn wohl zu sehen und bemerkte, sein Regiment werde auch bald nachkommen. „Nehmt ihn gefangen!“ rief Zieten, „er ist ein Oestreicher.“ Der Oberst und die ihn begleitenden Offiziere wußten nicht, wie ihnen geschah; sie mußten den Zug als Gefangene mitmachen. — Noch ging es eine Strecke weiter; da aber schwenkte das Dragoner-Regiment, dem Zieten so lange gefolgt war, links zum Lager ein: und Zieten's Weg führte gerade aus. Beim nächsten österreichischen

Posten, auf den er stieß, wurden sie erkannt: sogleich wurde Lärm geschlagen, und durch's ganze Lager verbreitete sich der Ruf: die Preußen sind da! Nun aber ging's rasch vorbei; die Husaren gaben ihren Pferden die Sporen und immer trapp! trapp! ging's die Straße nach Jägerndorf zu. Man war nur noch zwei Meilen vom Markgrafen entfernt und wenn ihnen nur sonst kein östreichisches Korps den Weg verrannte, so waren sie gerettet. Die östreichische Kavallerie war ihnen im strengsten Galopp nachgesetzt und befand sich auch immer dicht auf ihren Fersen, aber Zieten und seine Husaren hatten reiten gelernt und wußten ihren Vorsprung dermaßen zu benutzen, daß ihnen die Destrreicher nur wenig anhaben konnten und bald von der Verfolgung abstanden. Nach einem angestrengten Ritt von einer Stunde, so daß die Pferde kochten und schäumten, befand man sich im Lager des Markgrafen, woselbst Alles in Jubel und Frohlocken über den gelungenen Streich gerieth. Zieten meldete dem Markgrafen die Befehle des Königs, und dieser traf sogleich die erforderlichen Anstalten, um am nächsten Tage ausbrechen zu können.*)

*) Zieten wurde durch seine Tapferkeit, sowie durch seinen christlich-frommen Sinn sowohl der Mann des Heeres als des Volks, die Geschichte seines Lebens mag daher in wenigen Zügen hier eine Stelle finden. — Hans Joachim von Zieten wurde am 18. Mai 1699 in Bustrau geboren. Sein Vater besaß daselbst (eine Meile von Ruppin und acht Meilen von Berlin gelegen) ein Landgut und lebte hier mit seiner Gemahlin und fünf Kindern sichtlich und wohl, fromm und bieder. Als Joachim in die Jahre kam, da andere Kinder von Lehrern unterrichtet und von Erziehern geleitet werden, aber seine Eltern ihrer beschränkten Verhältnisse wegen nichts der Art für ihn thun konnten, stieß der Knabe bald auf manche Dinge, die ihm nicht gefielen. „Das Haus, in dem wir wohnen, ist so eng, die Felder, auf denen wir ackern, sind so klein; ich wüßte wohl, wie es schöner wäre!“ Er machte den Vergleich zwischen seinen Eltern und den anderen Gutsherrn in der Nachbarschaft und wünschte, daß es seine Eltern auch so haben könnten. Im Uebrigen tummelte er sich fleißig umher und blieb im Herzen guter Dinge. Von Zeit zu Zeit geschah es, daß beurlaubte Soldaten von nah und fern in das Dorf zu ihren Verwandten kamen und

Mit größter Vorsicht führte nun der Markgraf Karl sein Corps nach Frankenstein; er konnte jedoch erst Ende Mai daselbst eintreffen, weil er nur auf Umwegen und bei Tage seinen Marsch fortsetzen durfte.

Joachim hatte dann ganz besonders seine Freude an ihnen. „Was blanke Knöpfe! was stattliche Hüte, die schönen Säbel und die prächtigen steifen Köpfe! Laßt mich nur groß werden, so will ich das Alles auch schon haben!“ sagte er. Aber es dauerte gar zu lange, bis er groß wurde und da sprach er zu seinen Eltern: „Soldat werd' ich nun doch einmal; drum möcht ich mich bei Zeiten daran gewöhnen, laßt mir einen Zopf flechten, denn ohne Zopf ist kein Soldat, das sieht ja Jedermann!“ Seine Eltern fragten: „Wer soll dir den Zopf flechten. Das ist ein schwieriges Ding; im ganzen Dorfe versteht es kein Einziger.“ „Ich kann ja nach der Stadt gehen!“ sprach der Knabe; „Ruppin ist eine Meile weit; die Soldaten werden's mir schon machen.“ Der Vater und die Mutter mochten es ihm nicht ausreden, und so ging denn der kleine Zieten in seinem 9. Jahre alle Sonnabende Nachmittags nach Ruppin und ließ sich von einem Musketier das Haar pudern und flechten. Der Haarzopf mußte dann die ganze Woche über halten und tröstete ihn um alles Andere, was er sonst vergeblich wünschte. — Als Joachim 14 Jahr alt war, lag er seinen Eltern dringend an, sie möchten ihn ins Militair geben. Sein Vater sprach: „Wir wollen das Unsere thun und deinen Wunsch erfüllen. Doch was wir vermögen, ist wenig, und was dir bevorsteht, unsicher. Denn sieh, wir haben weder Freunde noch Verwandte bei der Armee: wem sollen wir dich empfehlen? wir haben auch nicht Geld, daß du durch Reichthum dir einige Freunde machen könntest; dazu bist du nur klein, siehst schwächlich aus, es traut dir Niemand zu, daß du einst ein starker Mann werden wirst, doch was in unseren Kräften steht, soll geschehen.“ — An das Dorf Wustran, das Zieten's Eltern bewohnten, grenzt ein anderes, Namens Buselow. Dieses gehörte dem Freiherrn von Schwendy, der zur Zeit Chef eines Infanterie-Regiments war, das in mehreren kleinen brandenburgischen Städten Garnison hielt. Auf das Ersuchen von Zieten's Eltern nahm der General v. Schwendy den Junker von Zieten um dieser grenznachbarlichen Bekanntschaft willen in sein Regiment auf. Joachim that nun pünktlich seinen Dienst, stand seine Schildwacht und suchte alle Mußstunden durch Eroberung nützlicher Kenntnisse auszufüllen. Am 7. Juli 1720 wurde er zum Fähnrich ernannt. — 1723 geschah es, daß Schwendy den Abschied nahm und der General v. Schwerin in seine Stelle trat. Bei einer stattfindenden Vacanz hätte jetzt Zieten Offizier werden müssen, aber Schwerin übergang ihn und führte als Grund der Zurücksetzung an: „Der Fähnrich v. Zieten ist eine kleine, unansehnliche Gestalt, hat eine dünne schwache Stimme, ist ganz untauglich zum Kommandeur.“ Zieten mußte sich fügen. Er wurde aber zwei- und dreimal übergangen, und als dies sogar das vierte Mal geschah,

Mit dieser vereinigten Macht säumte nun der König nicht, einen entscheidenden Schlag gegen die Feinde zu thun. Um des Sieges desto sicherer zu sein, suchte er die Destreicher in Sorglosigkeit einzuschläfern. Er that, als ob er sich furchtsam

erkannte er, daß der General v. Schwerin ihm durchaus nicht wohlwolle, und forderte seinen Abschied. Sogleich empfing er ihn. Dieser General v. Schwerin ist der nachmalige Feldmarschall Graf Schwerin. Es dauerte nicht sehr lange, so waren beide, Schwerin und Zieten, die heldenmüthigsten Generale des Königs; jetzt aber stand der Aeltere dem Jüngeren sehr im Wege. — Zieten's Vater war im Jahre 1719 gestorben; der 24jährige Sohn hatte nun volle Zeit, die Erbschaft zu ordnen und die Landwirthschaft zu treiben. Er that Alles mit Fleiß und Mühe, aber recht zufrieden wollte er dabei nicht werden, ihn verlangte von ganzem Herzen nach dem Militair. „Ich will mein Glück versuchen,“ sprach er und reiste nach Berlin. Mit den Abzeichen des militairischen Standes angethan, ging er in den Lustgarten vor dem Schloß, wo der König Friedrich Wilhelm I. Parade abhielt. Bald sah ihn der König, schickte einen Offizier an ihn ab und wollte wissen: wer er sei? — „Ich bin Hans Joachim v. Zieten, im Regiment Schwendy eingetretten, habe den Abschied genommen, als der General v. Schwerin ohne Grund mich viermal im Avancement überging.“ Der Offizier meldete dem Könige die Antwort, doch dieser dachte: „Es wird wohl in der Ordnung sein,“ und ließ den Zieten stehen. — Darauf verging einige Zeit, als der König den Beschluß faßte, das Wuthenow'sche Dragoner-Regiment auf das Doppelte zu vergrößern. Kaum erfuhr dies Zieten, so war er entschlossen, sein Glück noch einmal zu versuchen. Er ging wieder nach Berlin in den Lustgarten, wo der König Parade abhielt. Wirklich bekam ihn der König wieder zu Gesicht und ließ fragen, wer er sei. Zieten gab dieselbe Antwort, worauf ihn Friedrich Wilhelm fragen ließ: „Will der Zieten wieder Kriegsdienste nehmen?“ Zieten antwortete: „Wenn Se. Maj. mich für die dritthalbjährige Dienstlosigkeit entschädigen und nach meinem Patent rangiren lassen wollen, bin ich gewillt, wieder Kriegsdienste zu nehmen.“ „Er soll nach seinem Patent rangiren,“ sprach der König und so wurde Zieten 1726 Lieutenant im Wuthenow'schen Dragoner-Regiment, welches damals in Tilsit stand. Mit allem Eifer widmete sich Zieten den Kriegswissenschaften und lebte ganz seinem Beruf. Da ereignete sich leider 1728 zwischen ihm und dem Rittmeister ein sehr sonderbarer Vorfall. — Es war Sonntag und die Schwadron zur Kirchenparade versammelt. Die Zeit verstrich, aber der Rittmeister erschien nicht. Da bemerkten die Offiziere, daß der Aelteste unter ihnen die Schwadron antreten lassen und zur Kirche führen möge. Zieten war der Aelteste, aber er wollte nicht; als der Rittmeister jedoch immer noch nicht erschien, kommandirte er zum Antreten. In demselben Moment trat der Rittmeister vor die Schwadron. „Alle Wetter! Herr Lieutenant, ist das Ihr Posten?“

zurückzöge und eine Schlacht vermeiden wolle, setzte sich indessen in einem Lager zwischen Schweidnitz und Striegau fest. Hier, rings durch Gebirge gedeckt, wollte er über die sorglos anrückenden Feinde herfallen. — Es gelang nach Wunsch. Am 3. Juni

schrte er ihn an, schimpfte und fluchte ganz unmäßig. Dann kommandirte er schnell: „*March!*“ und die Schwadron ging zur Kirche. Unterwegs stieß er die unwürdigsten Ausdrücke gegen Zieten aus, während sich dieser, seiner Pflicht gemäß, ruhig verhielt, aber nur einmal mit den Achseln zuckte, als wollte er sagen: „*Sie betragen sich ganz ohne Würde und Ehre.*“ „*Nur keine Männerchen gemacht!*“ rief der Rittmeister voll Wuth, und erging sich in den unwürdigsten Ausdrücken. Als der Gottesdienst zu Ende war, trat Zieten an den Rittmeister heran und sagte: „*Ich fordere für die Beleidigungen, die Sie gegen mich ausgestoßen haben, Genugthuung.*“ „*Genugthuung?*“ fragte der Rittmeister, „*seit wann fordert man für einen Scherz Genugthuung?*“ „*Solche Scherze sind unwürdig! ich fordere Genugthuung.*“ „*So sind Sie der Angreifende, Herr Lieutenant! besinnen Sie sich.*“ „*Ich habe mich besonnen,*“ rief Zieten und blieb bei seinem Willen. Der Rittmeister meldete die Sache dem General und Zieten kam sofort in Arrest. Es wurde ein äußerst ungünstiger Bericht an den König gesandt, Zieten vor ein Kriegsgericht gestellt und auf ein Jahr zur Festung verurtheilt. Ende 1728 wurde er nach Friedrichsburg bei Königsberg abgeführt. — Nun regten sich aber allerhand Stimmen gegen den Rittmeister; „*Wuth hat er nicht gezeigt,*“ sagte man. „*Zieten leidet unter der Feigheit und Hinterlist seines Gegners.*“ Zuletzt gingen den Rittmeister selbst die Offiziere an, er möge Etwas thun, um seinen Muth und seine Ehre über allen Verdacht zu erheben. Er war sogleich einverstanden, Zieten zum Zweikampf zu fordern und sandte einen verabschiedeten östreichischen Offizier, der zur Zeit in Tilsit lebte und zu allerhand Händeln gut und schlecht war, zu Zieten mit der Aufforderung ab, sich nach seiner Entlassung zum Zweikampf zu stellen. Zieten durchschaute die Sache und antwortete: „*mich verlangt nicht, dieses Quartier noch einmal zu beziehen.*“ Als 1729 Zietens Festungsarrest zu Ende ging, traf der Rittmeister ganz fürchterliche Anstalten. Er bewaffnete seine Bedienten, Jäger und Reitknechte und bestellte bei einem Gastwirth in Königsberg grade auf den Tag, da Zieten entlassen wurde, Nachtquartier. „*Gnade Gott dem armen Zieten,*“ dachte man; dieser wußte von dem Allen nichts und ging nach seiner Entlassung zum Gastwirth Schwachheim, um hier vorläufig zu logiren. Schwachheim erschrak und bat: „*Sonst immer, nur heute nicht: um der Ruhe meines Hauses und um Eurer Sicherheit willen bitte ich, daß Sie wo anders einkehren mögen! ich erwarte jeden Augenblick den Herrn v. Hase mit zahlreichem Gefolge!*“ „*Da ha!*“ lachte Zieten: „*ich fürchte weder den Rittmeister noch seinen Troß; ich bleibe wahrlich hier.*“ Der Gastwirth konnte nichts dagegen thun und Zieten blieb. Es wurde dunkel; seine Freunde besuchten ihn,

kamen die Oestreicher dem König ganz nahe in der Gegend des Dorfes Hohenfriedberg. Sie ahnten nicht, was ihrer wartete. Als kaum der Morgen des 4. Juni graute, weckten sie die Kanonen der Preußen. Des Königs Schlachtordre lautete:

vom Rittmeister ließ sich Nichts hören. Plötzlich kam die Nachricht: er ist angelangt. — „So? wohnt er in der Stube neben mir?“ fragte Zieten. „Nein,“ sagte der Kellner, „als er hörte, daß Herr v. Zieten hier logire, suchte er anderwärts unterzukommen.“ „Gott befohlen!“ rief Zieten: „ich kenne den feigen Prahler.“ Man erwartete, ein Abgesandter werde erscheinen und dem Lieutenant eine Herausforderung bringen, aber es wurde immer später und Nichts erfolgte. „So werdet Ihr eine schwere Reise morgen haben,“ sprach Einer von Zietens Freunden, „denn er wird Euch auf dem Wege überfallen.“ „Das wird er nicht,“ entgegnete Zieten zuversichtlich, „denn wenn er das wollte, wäre es an der Hälfte des Weges genug gewesen.“ Am andern Morgen in aller Frühe fuhr Zieten aus der Stadt und erfuhr, daß der Rittmeister eine halbe Stunde vor ihm mit seiner ganzen Begleitung demselben Thore zugefahren war. Des andern Tages ging Zieten zu seinem Oberst, meldete seine Rückkehr von der Festung und daß er den Dienst wieder anträte. In der Wohnung des Obersten war zu derselben Zeit — der Rittmeister. Mit größter Freundlichkeit ging er auf den Lieutenant zu und redete ihn an: „So freue ich mich, daß Sie den Weg zu mir sparen. Ich nehme dieselbe Meldung hier schon an.“ Zieten antwortete mit gemessener Stimme: „meine Schuldigkeit werde ich nicht versäumen,“ und würdigte ihn weiter keines Blickes und Wortes. — Der Rittmeister war wegen dieses und anderer Streiche allgemein in Mißachtung gerathen und betrachtete den Lieutenant Zieten mit immer steigendem Grimm. Eines Nachts ging Zieten allein auf den Straßen der Stadt und vernimmt plötzlich hinter sich schnelle Schritte. Er sieht sich um und der Rittmeister mit gezogenem Degen ist nicht fern von ihm. Er hatte ihn mordsüchtig morden wollen. Vor seinem festen männlichen Blick erschrickt der Feige, wendet um und tröstet sich mit der Täuschung, daß Zieten ihn nicht erkannt habe. „Geh hin, Elender!“ dachte Zieten und sprach kein Wort davon. Einige Wochen darauf kam der Rittmeister von einer Mittagsgesellschaft, an der viele Personen Theil genommen hatten, deren Gunst ihm über Alles wichtig war. Er hatte über Tisch merken müssen, daß Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit bis in diese Kreise gedrungen waren. Hier und dort hatte er verdächtige Blicke, Zeichen der ermattenden Freundschaft wahrgenommen. Vom Wein erhitzt, von Unmuth gequält, verließ er die Gesellschaft. Auf der Straße begegnet ihm — Zieten. Wie in Raserei zog er den Degen und fiel über ihn her. Zieten war schnell und geschickt, seine Stöße abzuwehren, aber plötzlich sprang die Klinge in seiner Hand: er war der Gewalt des mordsüchtigen Feindes überliefert. „Hundssohn, nimm das!“ rief Zieten und warf ihm den Degengriff in's Gesicht. Betäubt taumelte der Rittmeister zurück, während Zieten eine in

„Die Kavallerie fällt den Feind mit dem Säbel in der Faust an, sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht. Die Infanterie rückt im Sturmschritt gegen den Feind an; wenn die Umstände es

der Nähe liegende Brauerstange ergriff, um die neuen Angriffe seines Gegners abzuwehren. Endlich trat die herbeigerufene Wache dazwischen und brachte beide in Arrest. Nach 8 Wochen kam von Berlin das Urtheil, nach welchem der Rittmeister zu dreimonatlicher Festungsstrafe verurtheilt, Zieten aber kassirt wurde. Zieten lebte nun wieder auf seinem Landgute als Privatmann. — 1730 wollte der König eine Compagnie Leibhusaren errichten; die Generale v. Buddenbrock und v. Flanz sollten ihm einige Offiziere für dieselbe vorschlagen. „Maj., ich schlage den Lieutenant v. Zieten vor,“ antwortete der Feldmarschall. „Ist Er verrückt, Buddenbrock?“ rief der König voll Entrüstung, „der Zieten ist ja kassirt.“ „Das ist eben schlimm,“ entgegnete der General freimüthig, „der Lieutenant v. Zieten hat seine Pflicht gethan, er ist ein braver Offizier voll Energie und Pünktlichkeit.“ „Raisonnir Er nicht,“ fiel der König heftig ein: „ich werd' Ihm sagen, was der Zieten ist: der Zieten ist ein Kaufbold und ein Hitzkopf, kann sich nicht fügen und nicht schiden, taugt zum Skandal und Aerger gut, doch nicht für mich und meine Husaren!“ „Wenn Er. Majestät den Lieutenant v. Zieten verwerfen,“ antwortete Buddenbrock, „so weiß ich keinen bessern.“ „Neb' Er mir nicht vom Zieten!“ befahl der König, „ich will ihn nicht.“ „Wen schlägt Er mir vor, General v. Flanz?“ wandte er sich an diesen. Der General v. Flanz stand nach diesem Vorfall auf einem schweren Posten, aber er war gewohnt zu reden, wie er's meinte und sprach mit Ruhe: „Maj., ich schlage den Lieutenant v. Zieten vor.“ „Er steckt mit Buddenbrock unter einer Decke!“ rief der König voll Aerger: „es stände schlecht um mich, wenn ich den Zieten nehmen müßte. Ich denke mich besser zu versehen und werde anderwärts mir Rath erholen.“ Die beiden Generale mußten gehen und für Zieten hatten sie wenig Hoffnung. — Eines Tages erhielt Zieten auf seinem Landgute in Wustrau die Ordre, er solle sich vor den König stellen. Der König kam von der Jagd und war sehr heiterer Stimmung, als ihm Zieten und noch zwei Offiziere gemeldet wurden. Zu den letzteren sprach er freundliche Worte, aber alle seine Züge veränderten sich, der Ton seiner Stimme wurde rauh und heftig, als er Zieten zu Gesicht bekam. „Wer ist Er?“ fragte er und blickte finster vor sich hin. „Hans Joachim v. Zieten,“ antwortete der Gefragte. „Warum ist Er kassirt?“ „Weil ich dem Stabsrittmeister beim Regiment Wuthenow den Degengriff in's Gesicht warf.“ „Weil Er ein Kaufbold ist!“ rief der König mit derbem Ton: „weil Er nicht Ehre und Honneurs kennt! weil Er nicht Offiziers-Satisfaktion giebt! — Warum hat Er auf Festung gefessen?“ „Weil ich dem Stabsrittmeister in dem Kommando bei der Kirchenparade vorgegriffen.“ „Weil Er den Dienst nicht kennt!“ fuhr der König wieder drein: „weil Er gegen Seine Vorgesetzten

nur irgend erlauben, bringt sie mit gefälltem Bajonnet auf ihn ein. Muß gefeuert werden, so geschieht es erst in Entfernung von 150 Schritten." Friedrich hatte während der Nacht in aller Stille seine Stellung geändert und die Oestreicher hatten

aussäßig ist! weil Er sich nicht nach Kommando hält! Er ist ein Kaufbold und Hitzkopf. Was will Er hier? Ich kann Ihn für meine Husaren nicht brauchen." — Zieten schwieg still und stand ehrerbietig da. „Ich kann Ihn nun und nimmer brauchen!“ fuhr der König fort und stieß mit seinem Stock auf den Boden. „Wenn meine Generale von Buddenbrock und von Flanz nicht wären, könnte Er für mich leben oder sterben: es wäre mir Alles gleich; aber die lassen nicht ab und wollen auf ihre Rechnung schreiben, was Er Schlimmes vollführt. So will ich's mit Ihm versuchen. Aber paß Er auf sich auf! halt Er sich besser! und sei Er ruhig!“ Damit wurde Zieten entlassen und erhielt sein Patent als Premier-Lieutenant bei der neu errichteten Kompagnie Husaren in Berlin. — An der Ausbildung dieser Kompagnie hatte der König bald so großes Gefallen, daß er schon im nächsten Jahre eine 2. Kompagnie der 1. hinzusetzte. Zieten hatte hierbei viel Pünktlichkeit und Umsicht gezeigt und sich in Etwas das Vertrauen des Königs erworben, so daß er am 1. März 1731 zum Rittmeister befördert wurde. — Im Jahre 1735 kam es zwischen Frankreich und Deutschland zum Kriege und auch Friedrich Wilhelm schickte eine Armee in's Feld. Er wollte besonders das neu errichtete Husaren-Regiment erproben und sagte zu Zieten: „Er geht mit in den Krieg, und soll mir zeigen, ob die Husaren blos zum Staat oder auch vor'm Feinde gut sind.“ Zieten dachte: „Ich will das Meinige schon thun,“ und ging an den Rhein. Er wurde unter den Oberbefehl des östreichischen Generals von Baronay gestellt und dieser gewann ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. „Ihr seid ein Mann nach meinem Sinn,“ sprach er, „ich will das Meinige thun, daß Ihr auch ein guter Feldherr werdet.“ Darauf ließ er ihn nie von seiner Seite, ließ ihn allen Kriegsunternehmungen beiwohnen, besprach sich mit ihm über Zweck und Ausführung, über Benutzung des Augenblicks und der Umstände und weihete ihn in alle Kriegsgeheimnisse ein. Diesem Manne dankt Zieten seinen Ruhm und seine Größe, wie ein Schüler seinem Lehrer. Als der Feldzug beendet war, stattete Baronay einen äußerst vortheilhaften Bericht über Zieten an den König ab und Friedrich Wilhelm ernannte ihn zum Major. Der Oberst von Wurmb hatte inzwischen das Kommando über das Regiment bekommen und dieser war nicht gerade auf Zieten gut zu sprechen; aber Zieten war auf seiner Hut und so vergingen vier Jahre. Da kam es zwischen ihnen doch zu einem unangenehmen Handel. — Es kamen Remonte-Pferde an, die nach altem Brauch immer unter die Schwadronen verlost wurden. Wurmb aber fand für gut, sich für seine Schwadron die besten auszusuchen und die schlechtesten Zieten zu überlassen. Zieten wollte dies nicht dulden, worüber ihn der Oberst mit den Worten anfuhr:

von der Bewegung des preussischen Heeres nicht das Geringste wahrgenommen, wohl aber die Sachsen, deren Vorposten bereits nach 1 Uhr des Nachts Meldung erstattet hatten. Um 4 Uhr Morgens hatte das Feuern schon eine Viertelstunde gewährt,

„Ihr wollt Eurem Chef Verordnungen geben?“ „Ich nicht, Herr Oberst,“ antwortete Zieten, „sondern das Herkommen und die Gerechtigkeit.“ „Was kümmert mich solch Räsonniren?“ fuhr der Oberst fort und wollte Zieten stehen lassen; doch dieser gerieth in Harnisch und rief entrüstet: „Räsonniren! Herr Oberst, nicht so ungebührliche Worte!“ und sofort waren beide Klängen blank. „Ich will's ihm zahlen,“ dachte Wurmb, denn er war ein großer starker Mann, während Zieten minder groß und schwächlich war. Aber es dauerte nicht lange, da hatte Wurmb einen Hieb am Kopfe. Mit erhobter Wuth drang er auf seinen Gegner ein; Zieten parirte gut, empfing aber ebenfalls eine Wunde. Bald darauf blutete Wurmb an einer zweiten Stelle und griff wüthend nach den Pistolen; doch in diesem Augenblicke traten mehrere Offiziere dazwischen und die Sache wurde beigelegt. „Die Sache bleibt ihm aufgespart,“ dachte Wurmb, für diesmal wurden aber die Remonte-Pferde wie gewöhnlich verloost. — Im ersten schlesischen Kriege erhielt Wurmb den Befehl, die Stellung des Feindes zu recognosciren. Bald stieß man auf österreichische Vorposten, die sofort angegriffen wurden. Doch die Östreicher setzten sich in einem Hohlwege fest und Wurmb wagte nicht, weiter vorzurücken. Voll Unmuth ritt Zieten an den Oberst heran und fragte: „Wollen Sie denn die Kerle nicht fortjagen?“ „Sie sind ja sonst so brav,“ antwortete Wurmb: „wer hindert Sie, es mit Ihrer Schwadron zu thun?“ „Sehr gern,“ rief Zieten, „wenn Sie mich nicht im Stiche lassen.“ Sogleich warf er sich auf den Feind, trieb ihn aus dem Hohlweg und verfolgte ihn weit hinaus. Er dachte: „der Oberst steht mit seiner Schwadron beim Hohlweg und sichert mir den Rückzug,“ aber dies war nicht so und nur mit größter Anstrengung gelang es ihm, sich der Hauptarmee wieder anzuschließen. Wurmb saß noch zu Pferde, als Zieten die ersten Worte des Vorwurfs sprach. Statt sich zu rechtfertigen, hieb er mit dem Säbel auf Zieten ein; aber dieser parirte schnell und glücklich und bald hatte Wurmb eine so gefährliche Wunde am Kopf, daß er sich in's Bett begeben mußte. Als man am folgenden Tage dem Könige von der Recognoscirung und von dem Vorfall Bericht erstattete, bezeugte er Zieten seinen Beifall und übergab ihm das Kommando des Husaren-Korps, so lange Wurmb krank sei. Wenige Tage darauf erhielt Zieten den Befehl, den Feind aus einem nahe gelegenen Schlosse zu vertreiben; es gelang ihm glücklich und er wurde nun zum Oberst-Lieutenant befördert. Nach kurzer Zeit erhielt er einen ähnlichen Auftrag, wobei er außerordentliche Tapferkeit und Umsicht verrieth; unter den feindlichen Truppen befand sich sogar sein ehemaliger Lehrer und Gönner, der Feldmarschall von Baronay, den Zieten sammt vielen Offizieren und Soldaten gefangen nahm. Der König hatte von einer nahen Anhöhe die außerordentliche

und die Zahl der Todten und Verwundeten bei den Sachsen war bereits sehr beträchtlich, ehe sie nur einen Schuß gethan hatten. Einen wüthenden Angriff der preußischen Kavallerie mußten die Sachsen aushalten, der ihre Linien völlig erschütterte,

Tapferkeit Zieten's mit angesehen und ernannte ihn nun zum Oberst und zum Kommandeur des Husaren-Regiments, während Wurmb den Abschied erhielt. — Während der kurzen Zeit des Friedens (1742—1744) empfing Zieten die unzweideutigsten Beweise der Gunst und Anerkennung seines Königs. Um diese Zeit saß Zieten eines Tages in Berlin in seinem Zimmer, dachte an dies und jenes, da trat ein Mann herein, zerlumpt, zerrissen; Zieten kannte ihn nicht. Der Fremde ging auf ihn zu, fiel ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee. „Wer seid Ihr? steht auf!“ rief Zieten und wehrte ihn ab. Mit gequälter Stimme nannte er seinen Namen: er war der ehemalige Rittmeister des Dragoner-Regiments Wuthenow, derselbe, der über Zieten so viel Widerwärtiges gebracht hatte, Festung und Kassation, der sein Glück und seine Ehre hinterlistig angegriffen, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte. Jetzt bat er als Bettler um ein Almosen! Zieten wandte sich ab: Mitleid und Zammer preßten eine Thräne aus seinem Auge. „Gott,“ dachte er, „strafe uns arme Sünder nicht so hart!“ Hiermit reichte er dem Rittmeister die Hand und sagte ihm: „ich werde für Euch sorgen.“ Zieten hat sein Wort gehalten; ohne Geräusch, in aller Stille nahm er sich des Elenden an; da alle Welt den entlarvten Verräther verlassen, da die Gefahr des Krieges den Feigling verrathen und Sünde und Schande ihn so tief gestürzt hatten, da wurde Zieten sein einziger Wohlthäter und blieb es, so lange der Arme sein bedurfte. — Zieten stieg von da ab immer höher; im zweiten schlesischen Kriege wurde er Brigade-Kommandeur und bald darauf Generalmajor. Nach beendigtem Kriege schenkte ihm Friedrich Bauholz, 30 Ladungen Kalksteine und sonstiges Baumaterial, um sein Gut Wustrau besser herzustellen; er beschenkte ihn mit einem prachtvollen türkischen Säbel und sonstigen Ehrenbezeugungen. Gleichwohl fiel Zieten durch böswillige Verläumdungen nochmals in Ungnade beim König. Auch war ihm ein Sohn gestorben, er selbst war krank und forderte daher (1756) seinen Abschied. „Der Zieten will den Abschied?“ rief der König: „weil er krank ist? — wird sich wohl kuriren lassen.“ — Eines Abends im Sommer 1756, ganz spät, klopfte es an Zieten's Stubenthür. „Wer kommt in dunkler Nachtzeit noch her?“ dachte Zieten, — und der König trat ein. „Bon soir!“ redete ihn Friedrich an. Zieten stand vom Sopha auf, hielt sich ernst und ehrerbietig. „Er ist krank?“ fragte der König. „Majestät, die letzte Kampagne und seitdem mancherlei Unfälle hier und dort haben mich stark mitgenommen, so daß ich schwach und hinfällig bin.“ „Er will den Abschied haben?“ „Zu Befehl, Ew. Majestät!“ „Weiß Er, daß es wieder Krieg giebt?“ fragte der König. „Ich weiß,“ antwortete Zieten. „Und Er will seinen König in der Gefahr verlassen?“ Zieten antwortete:

und mehrere Bataillone gänzlich über den Haufen warf. Kurz vor 5 Uhr Morgens waren die Sachsen gänzlich geworfen. Jetzt erst, um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr, entwickelte der Prinz von Lothringen seinen Angriff. Die Preußen operirten gegen die Oestreicher

„Eure Majestät würden wenig Unterstützung von einem schwachen beschwerlichen General haben.“ „Meine Cousine von Oestreich hat besonderen Haß auf Ihn. Es wird ihr lieb sein, wenn sie erfährt, daß Er nicht bei der Armee ist.“ „Bedaure, Eurer Majestät nicht gegen die Kaiserin Maria Theresia Majestät dienen zu können,“ antwortete Zieten. Der König sah seinen General mit einem scharfen Blick an. „Hör Er einmal, Zieten!“ sprach er, „kurz heraus! Ich werd' Ihm sagen, was Ihm fehlt! Er muß sich mit mir.“ „Eure Majestät, ich muß nicht,“ antwortete Zieten. „Ja, Er muß sich! Er trägt mir nach. . . Wie soll ich wissen, was Er mir nachträgt?“ Zieten schwieg und sah den König mit Ehrerbietung an. „Er ist ein Hitzkopf,“ sprach der König weiter, „kann das Maul nicht halten! taugt nicht zum ruhigen Discours! Er wird gleich grob!“ Zieten hörte Alles ruhig an. „Aber Seinem Gegner, dem Radoschzander bin ich auch hinter die Schliche gekommen,“ fuhr der König fort, „habe ihn weggejagt, er wird sich nicht mehr in meinen Staaten sehen lassen.“ „Gratulire Eurer Majestät!“ antwortete Zieten ernst und ruhig. „Nun? Und Er will noch weiter mit mir mußchen? Was soll ich etwa noch nach Seinem Willen thun?“ fragte der König und sah ihn eindringlich an. Zieten wurde ganz betroffen im Herzen, als er diese Frage hörte. „Hör Er einmal, Zieten,“ sprach der König und trat näher an ihn; der Ton seiner Stimme wurde weich und herzlich: „Wenn ich jetzt mit meiner Armee ausrücke und die Husaren fragen: wo ist unser Vater Zieten? — Was soll ich ihnen sagen?“ Dem Zieten wurden die Sinne ganz und gar verworren, er wußte Nichts zu antworten. „Soll ich ihnen sagen,“ fragte der König, „Euer Vater Zieten hat mir was übel genommen, und läßt uns darum allein? Der Vater Zieten mault mit seinem Könige und verläßt darum seine Kinder? verläßt sein Vaterland, giebt seinen Ruhm und seine Tapferkeit dahin?“ Da konnte sich Zieten nicht mehr halten, er drückte des Königs Hand und das Wasser trat ihm in die Augen. Friedrich umarmte ihn herzlich und klopfte dem biedern General die Backen. — Bald darauf zog die preußische Armee in den Krieg; Zieten mitten unter ihnen. Des Königs zurückgekehrte Gnade hatte ihn gesund gemacht, zum General-Lieutenant befördert. Zieten kommandirte nach wie vor die Avantgarde und stieg ebenso sehr in der Achtung seines Königs wie in der Liebe seiner Soldaten. Am 15. August 1760 ernannte ihn der König zum General der Kavallerie und schenkte ihm später den schwarzen Adlerorden. — Zieten war ein frommer, aufrichtiger Christ. Er lebte der frohen Zuversicht, daß Gott ihn durch seines Sohnes Blut von der ewigen Sündenschuld erlöst habe. Dieser Glaube machte ihn im tiefsten Herzen froh und erhob ihn über alle Bedrängnisse des irdischen

jedoch mit solchem Ungestüm, daß diese keinen Stand zu halten vermochten. Da kam es zur schnellen Entscheidung nur noch darauf an, die Oestreicher im Centrum zu durchbrechen. Der preußische General von Geßler, der das zweite Treffen komman-

Lebens. Täglich des Morgens verrichtete er in der Stille sein Gebet. Auf die Kniee sank er, faltete die Hände und betete. Einstmals — in den kummervollsten Jahren des siebenjährigen Krieges — sandte der König einen Ordonnanz-Offizier zu ihm. Den Feinden war ein neuer Schlag gelungen: Des Königs Lage war auf's Höchste bedenklich geworden. So sehr Zieten seine Empfindungen sonst beherrschte: der Schreck dieser Nachricht war doch zu groß. Der Ordonnanz-Offizier nahm in allen Zügen seines Gesichts die Erschütterung wahr, die durch des Helden Seele ging. Zieten war eine Zeit lang so außer Fassung, daß er kein Wort sagen konnte; still wandte er sich um und ging hinweg. Der Offizier folgte ihm, doch ohne daß es Zieten bemerkte. Da sank denn der Held auf seine Kniee, richtete seinen Blick nach oben und betete inbrünstig zu dem Herrn der Heerschaaren, daß er sich des Vaterlandes erbarmen und doch Alles zum Guten wenden möge. Dann stand er auf und ertheilte ruhig und gefaßt die nöthigen Befehle. — Vertraute er seinem Gott so fest und treu, so war es kein Wunder, daß er für seinen Heiland einmal gegen den König selbst zu Felde zog. — Friedrich sah unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten Zieten, und derselbe mußte, wenn keine fürstlichen Personen zugegen waren, immer an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zur Tafel am Charfreitage einladen lassen; Zieten aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahl gehe, und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bliebe. Als nun Zieten nach einigen Tagen wieder bei königlicher Tafel erschien, und die Unterredung bald einen heitern Gang genommen hatte, fragte ihn plötzlich der König: „Nun, Zieten, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitag bekommen; hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?“ Ein lautes höhnenendes Gelächter schallte durch den Saal; der fromme Zieten aber schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf und richtete mit lauter, fester Stimme folgende Worte an den König: „Ew. Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gesürchtet, und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Bestimmung beseelt mich auch heute noch und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich jetzt noch meinen Kopf zu Ihren Füßen, aber es giebt Einen über uns, der ist mehr wie Sie und ich, mehr als alle Menschen: das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben ist und Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Sterben. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, dann

birte, hatte dies rechtzeitig erkannt und stürzte sich nun mit zermalmender Gewalt auf die Mitte der österreichischen Stellung. Seinem Angriffe konnte Nichts widerstehen. 20 Bataillone warf er nieder und 4000 Gefangene, 4 Kanonen und 66 Fahnen brachte er zurück. Diese außerordentliche That entschied die Schlacht sofort. Schon um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Morgens befand sich das ganze österreichische Heer in wildester Flucht nach dem böhmischen Gebirge. Der Zustand des flüchtenden Heeres war ein schmachvoller und ganz dazu geschaffen, den in jüngster Zeit ganz ungebührlichen Hochmuth Maria Theresias etwas zu ermäßigen. Leider verkannten die Sachsen den Hergang der Sache, und anstatt den Oestreichern die Schuld ihrer Niederlage beizumessen, wendete sich bei ihnen das Gefühl der Erbitterung und Rache gegen die Preußen. Striegau blieb für die Sachsen lange noch die Loosung zur Rache und in der für Preußen so unglücklichen Schlacht von Kollin, welche 12 Jahre später geschlagen wurde, war „Striegau“ ihr Racheruf.

unterminiren Sie zugleich die Staatswohlfahrt; das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!“ — Der König war sichtbar ergriffen; er stand auf, reichte dem wackern General die Hand und sprach bewegt: „Glücklicher Zieten, möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben; halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen.“ Eine tiefe feierliche Stille trat ein, Keiner hatte den Muth, ein Wort zu reden, und da auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem anderen Gespräche finden konnte, hob er die Tafel auf und gab das Entlassungszeichen, obgleich man erst die Hälfte der Speisen aufgetragen hatte. Dem alten Zieten aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komm Er in mein Zimmer.“ Was die Beiden hier geredet, hat die Nachwelt nicht erfahren, aber der König hat seit dieser Zeit dem alten Zieten nur um so größere Verehrung gezollt und hütete sich ferner wohl, derartige Bemerkungen fallen zu lassen. — — Dieses freimüthige Bekenntniß zu seinem Heiland erhebt den tapferen General noch über all' seine Kriegsthaten, denn es kommt doch nur Alles auf das Eine an, wie der Mensch zu Christo steht. — Zieten starb am 26. Januar 1786. Er hinterließ nur einen Sohn und zwei Töchter. Der Erstere wurde 1814 in den Grafenstand erhoben, und starb kinderlos im Jahre 1854. Das Geschlecht derer von Zieten ist somit erloschen; aber das Andenken der Gerechten bleibt im Segen. —

Der Verlust des Feindes betrug 9000 Todte und Verwundete, 7000 Gefangene, darunter 4 Generale und 200 Offiziere, ferner 60 Kanonen und 76 Fahnen. Die Preußen blühten an Todten und Verwundeten nur 1800 Mann ein. Den General von Gessler erhob der König in den Grafenstand.

Auch nach diesem Siege blieb Friedrich bescheiden. Auf das Glückwunschsreiben seines früheren Lehrers schrieb er: „Ich hätte geglaubt, daß Sie über die Grausamkeit seufzen müßten, die meine Feinde mich gezwungen haben an ihnen zu begehen. Seien Sie versichert, daß ich anders denke und mir bei Allem, was ich thue, stets nur das Wohl und Glück meines Volkes am Herzen liegt. Viele Fürsten haben größere Siege davongetragen. Ein Sieg ist ein flüchtiges Glück und darf einen denkenden Menschen nicht stolz machen. Es ist mir ein Trost, daß ich von den lieben Meinigen in dieser Schlacht nur Wenige verloren habe.“

In ganz Preußen und über seine Grenzen hinaus erkannte man die Wichtigkeit dieses Sieges, und in allen Kirchen Preußens wurde Gott dem Herrn der Dank dargebracht für seine wunderbare Hülfe.

Auch England suchte nun die Königin zu bewegen, die billigen Friedensbedingungen Friedrichs anzunehmen, aber Maria Theresia beauftragte den Prinzen von Lothringen, dem Könige ein noch stärkeres Heer entgegenzuführen. Am 30. September wurde Friedrich bei Sorr mit überlegener Truppenmacht angegriffen; aber nach dem heftigsten Kampfe, in welchem die Preußen mit wahrem Heldennuthe stritten, zogen sich die Oestreicher mit großen Verlusten zurück.

Der alte Fürst von Dessau sollte inzwischen die Sachsen mit einem Heere bedrohen; er ging jedoch bedächtiger vor, als es dem feurigen Friedrich recht war und er schrieb ihm darüber höchst ungehalten: „Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich

vorgenommen hätten, mich aus meiner Advantage zu setzen, und weil die Sachen ernsthaft sind, so rathe ich Ihnen als guter Freund, solche mit mehr Bigeur zu tractiren.“ Das sächsische Heer hatte sich unter dem General von Rutowski bei Dresden gesammelt und auf felsigen, fast unangreifbaren Höhen, zwischen dem Dorfe Kesselsdorf und der Elbe gedeckt, eine feste Stellung eingenommen. Mit ihm hatte sich das östreichische Heer unter Graf Grünne verbunden, so daß diese sächsisch-östreichische Armee 30,000 Mann stark war. Der alte Dessauer war durch die ihm vom Könige gemachten Vorwürfe ungeduldig und griff nun die Sachsen bei Kesselsdorf an. Mitten in dem Feuer und Getümmel erblickte man immer unter den Ersten den alten Fürsten; es schien, als suchte er den Tod. Schon war ein Viertel seiner Tapfern niedergestreckt, aber immer wieder führte er sie stürmend gegen den Feind vor. Unaufhaltsam drangen zuletzt die Preußen trotz Eis und Schnee und trotz des verheerenden feindlichen Kanonenfeuers auf die Sachsen ein und schlugen dieselben endlich in die Flucht (15. Dezember 1745).

Der König hatte inzwischen die Oestreicher in der Lausitz geschlagen und vereinigte sich nun mit seinem Heere am 17. Dezember mit dem Fürsten von Dessau. Der alte Dessauer ritt ihm mit seinem Generalstabe entgegen. Der König stieg vom Pferde, ging auf den Helden mit entblößtem Haupte zu, umarmte ihn und drückte ihm gerührt seinen Dank für seine Tapferkeit aus. Er ließ sich dann auf dem Schlachtfelde von ihm herumführen. Die Schlacht bei Kesselsdorf war die letzte glorreiche Handlung des alten Dessauer. 40 Jahre hatte er an der Spitze der preussischen Truppen gestanden und sich um Preußen sehr verdient gemacht.*)

*) Fürsten von Anhalt-Dessau prangen durch drei Geschlechtsfolgen an der Spitze des preussischen Heeres als Feldmarschälle. In dieser glänzenden Reihe ist es jedoch vor allem Leopold, der zwischen seinem Vater

England versuchte nun auf's Neue, Maria Theresia zum Frieden zu bewegen, und es ließ ihr durch seinen Gesandten erklären, daß es von seinem Bündniß zurücktrete, falls sie nun nicht auf die Bedingungen Preußens eingehe. Maria Theresia

und seinen Söhnen in hervorleuchtender Mitte steht. Er wurde am 3. Juli 1676 auf dem Schlosse zu Dessau geboren. Sein Vater, regierender Fürst, war durch seine Gemahlin, eine Prinzessin von Dranien, mit dem großen Kurfürsten verschwägert und stand zugleich in dessen Kriegsdiensten als Feldmarschall und Statthalter der Mark. Nach einem frühverstorbenen Prinzen und 7 Prinzessinnen erschien dem fürstlichen Hause endlich in Leopold ein längst ersehnter Erbprinz. Nach des Vaters Befehl sollte Leopold in keiner Art Zwang erleiden, sondern ganz seinem Willen leben. Der Knabe entwickelte sich daher zu großer Kraft, aber auch zu gebieterischem Trotz und Heftigkeit des Willens. Seine ganze Richtung ging auf das Kriegswesen: den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, Kriegsgeschichten anzuhören, die Waffen zu führen und wilde Wagnisse zu bestehen, wurde seine einzige Lust und Beschäftigung. Für anderen Unterricht als unmittlbar kriegerischen hatte er so wenig Sinn als Geduld und nur im praktischen Leben erwarb er sich die nothwendigsten Kenntnisse, sowie die Fertigkeit in der französischen Sprache. Dagegen bewies er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung: vom 9. Jahre an ging er mit dem Vater auf die Jagd, die ihm sein ganzes Leben lang ein Gegenstand der Leidenschaft blieb, theilte alle Beschwerden der Erwachsenen und lag mit ihnen manche Nacht im Wald und Feld unter freiem Himmel. — Als er sein 17. Jahr erreicht hatte, wurde er durch den Tod seines Vaters zur Regierung berufen, die jedoch wegen seiner Minderjährigkeit zunächst von der Mutter geleitet wurde. Leopold, der weniger ein Regent als vielmehr ein Soldat sein wollte, ergab sich nun um so ungebundener dem Kriegswesen, aber auch ebenso seinen zügellosen Leidenschaften. Die 16jährige Tochter des Apothekers Fösin in Dessau fesselte ihn so sehr, daß seine leidenschaftliche Liebe den gewaltsamsten Ausbruch drohte. Doch das junge Mädchen hatte Fassung und Stärke genug, dem stürmischen Jüngling zu widerstehen, und da Leopold auf seinem Willen beharrte, so war er sogleich entschieden, die liebenswürdige Anna Fösin zur Gattin zu wählen. Die Mutter des jungen Fürsten wurde auf's Außerste beunruhigt und wünschte durch eine Reise den Sohn von dem Gegenstande seiner Liebe abzulenken. Leopold war hierzu bereit und besuchte von 1693 bis 1695 Süddeutschland, Frankreich, Holland, Oestreich und Italien. Auf seinen Reisen ergab er sich den größten Ausschweifungen und gerieth deshalb mit seinem Hofmeister Chalisac in ernstlichen Zwist. Eines Morgens kam Leopold nach wilddurchschwärmter Nacht in wüster Trunkenheit nach Hause, wo Chalisac in größten Sorgen noch vom Abend her wach seiner harrete, aber jener war nicht in der Laune, die strengen Worte, welche dieser verweisend an ihn richtete, geduldig anzuhören, sou-

erkannte nun wohl, daß sie sich jetzt unter die gewaltige Hand Gottes beugen müsse und am ersten Weihnachtsfeiertage 1745 erfolgte der Abschluß des Friedens zu Dresden. Auch Friedrich sehnte sich nach Ruhe: „Ich habe nur noch ein Dutzend Jahre

deru lief wüthend nach seinen Pistolen und schrie ihm mit gespanntem Hahn zu: „Hund, nun will ich Dir endlich dein Raisonniren bezahlen.“ Doch der Hofmeister erwiderte ihm furchtlos: „Thun Sie es; aber bedenken Sie, wie diese schöne That einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, die so viel Ruhmwürdiges vollbracht haben, sich ausnehmen wird!“ Und diese Anrede entwaffnete den Wütherich. — Als Leopold 1695 nach Dessau zurückkehrte, zeigte sich bald, daß die Pläne der Mutter ihren Zweck nicht erreicht hatten, denn seine Liebe zur Föstin war nur noch feuriger und entschlossener. Ein schreckliches Ereigniß mußte die Fürstin bald belehren, daß jede Hoffnung dieser Art aufzugeben sei. Durch Absicht oder Zufall erweckt, machte Eifersucht ihm die Treue der Geliebten verdächtig, ein junger Arzt, Verwandter der Föstin'schen Familie, war von weiten Reisen zurückgekehrt und bezeugte der schönen Base harmlose Aufmerksamkeit. Schon mochte Leopold, von bösslichen Einflüsterungen aufgereizt, einem heftigen Ausbruche gegen den Nebenbuhler nahe sein, als er eines Tages den jungen Mann mit der Föstin in traulicher Stellung am Fenster stehen sah: Dieser Jubel, wahrscheinlich mit Absicht ihm bereitet, entflammete seinen Zorn: mit grimmiger Wuth stürzte er in's Haus, drang auf den jungen Mann mit gezogenem Degen ein, erreichte den Fliehenden in einem entlegenen Gemach und stach ihn nieder. Dieser scheußliche Mord verbreitete Furcht und Entsetzen um ihn her, Niemand wagte seinen Zorn zu reizen und auch die Mutter war gern zufrieden, als ihr Sohn in brandenburgische Dienste trat und dadurch von Dessau entfernt wurde. Er machte nun den Krieg gegen Frankreich mit und schwang sich bald bis zum Obersten empor; doch auch der Krieg vermochte seine Leidenschaft zur Föstin nicht zu schwächen und schon im Jahre 1698 machte er die Geliebte trotz der Einrede seiner Mutter und der Mißbilligung anderer Höfe zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Diese Ehe war durchaus glücklich; die zärtlichste und treueste Zuneigung verband beide Gatten bis zum Ende des Lebens, und was im Beginn als rücksichtslose Gewaltsamkeit hervortrat, bewährte sich als dauernder Ausdruck innerster Herzensbefriedigung. Nach 3 Jahren, als Leopold aus dieser Ehe schon 2 Söhne hatte, brachte er es dahin, daß dieselben durch kaiserliche Urkunde vom 29. Dezember 1701 für ebenbürtig und erbsolgsfähig erklärt, die Gattin selbst aber zur Reichsfürstin von Anhalt erhoben wurde. — Von 1697 bis 1700 war Leopold abwechselnd in Dessau und bei seinem Regiment in Halberstadt. Nach seinem Regierungsantritt wandte er die thätigste Sorge auf die Verwaltung seines kleinen Landes, blieb aber dennoch mehr Soldat als Regent. 1701 ernannte ihn der König zum Generalmajor und Gouverneur von Magdeburg und in den folgenden Jahren machte er den Feldzug gegen Frankreich mit.

zu leben, und will diese ruhig hinbringen und nur an dem Glück meiner Unterthanen arbeiten. Ich werde nie wieder zu den Waffen greifen, als zu meiner Vertheidigung." Maria Theresia bestätigte die Abtretung Schlesiens und Friedrich kehrte mit dankerfülltem Herzen nach Berlin zurück.

Wegen außerordentlicher Tapferkeit wurde er am 18. Januar 1703 zum Ritter des schwarzen Adlerordens erhoben und schon im Juli zum General-Lieutenant befördert. Für den Feldzug von 1704 verstärkte der König seine Hilfstruppen bei dem Reichsheere bis auf 12,000 Mann, die dem Oberbefehl Leopolds anvertraut wurden. Auch diesmal zeichnete er sich auf rühmliche Weise aus und Friedrich ernannte ihn daher am 27. Juni zum General der Infanterie. Die Eroberung von Landau beschloß diesen siegreichen Feldzug, in welchem Leopold mit den Preußen gegen 90 Märsche gemacht hatte; die Truppen nahmen Winterquartier in Baiern und Leopold traf im Januar 1705 in Dessau ein. Auch den Feldzügen der folgenden Jahre wohnte Leopold fast meist als Generalissimus bei und bekundete hier stets sein Feldherrntalent. Die Anstalten und Arbeiten des Krieges, die Mustercungen und Waffenübungen der Truppen waren immerfort, auch in Friedenszeiten, sein stetes Tagewerk. Wenn die Trommel gerührt wurde, so konnte er Alles vergessen und der Geist des Kriegsdienstes ergriff ihn dann mit unbedingter Gewalt. Von Sonnenaufgang bis Untergang wurden die Soldaten geübt, ihre Waffen, ihr Anzug besichtigt. Die Ordnung und Pünktlichkeit wurde mit unerbittlicher Strenge bis zu dem Geringsfügigsten ausgebehrt und selbst die Offiziere mußten seine rücksichtslose Härte und oft Grobheit gefühllos hinnehmen. Das Heer, in ganzer Ausdehnung auf diese Weise bearbeitet, gestaltete sich zu einem einzig gegliederten Körper, der willenlos sich jedem Gebrauche fügte und inmitten aller Gefahr nur der Zucht und dem Commandowort folgte. Neben dem unbedingten Gehorsam, den Leopold von allen Soldaten forderte, suchte er zugleich den preussischen Truppen eine entschiedene Ueberlegenheit im Gewehrfeuer zu geben. Die eisernen Ladefüße sind als ungemeine Verbesserung sein Werk; ebenso änderte er die Befestigung des Bajonnets, damit dieses beim Laden nicht immer erst abgenommen zu werden brauchte. Die Truppen selbst, ehemals in vier Glieder gestellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder, damit die ganze Mannschaft zum gleichzeitigen Schießen Raum gewinne. Das Feuer mit Pelotons und ganzen Bataillons, welches die Truppen auf der Stelle und im Vorrückten mit strengster Ordnung ausführten, glich einer wandelnden Batterie und erschien von unwiderstehlicher Wirksamkeit. Gegen die Angriffe der Reiterei er fand er Deckfeuer und seine rege Thätigkeit bereicherte das Exercieren auch sonst mit vielen Handgriffen und anderweitigen Verbesserungen. Den lebendigsten Antheil aber nahm er an allen Thätigkeiten, welche unmittelbar die Vermehrung der Heeresmacht, die bessere Einrichtung des ganzen Kriegs-

Dritter Abschnitt.

Ursachen und Beginn des siebenjährigen Krieges.

Maria Theresia's Bündniß mit Friedrich's Feinden. — Einmarsch der Preußen in Sachsen. — Graf Kaunitz und die Marquise von Pompadour. Das Lager bei Pirna. — Schlacht bei Lowositz. — Die Ergebung des sächsischen Heeres.

Nach Beendigung der schlesischen Kriege gab sich Friedrich ganz den Regierungsgeschäften hin. Jeden Morgen um 4 Uhr stand er auf, ordnete meist Alles selber und überließ den

staates angingen. Die zahlreichen Werbungen im Auslande verbannten größtentheils seiner Anlage und Betreibung ihren lebhaften Fortgang; nicht minderes Verdienst hatte er bei der Anordnung und Besorgung des Kantowesens, durch welches die Aushebung inländischer Mannschaft geregelt war. — Als Fürst seines eigenen Landes führte Leopold unausgesetzt die strengste Verwaltung; auf alle Weise suchte er seine Einkünfte zu mehren. Den Ankauf der in seinem Ländchen liegenden Rittergüter und Landwirthschaften setzte er ununterbrochen fort und meinte, nur er habe das Recht, Grundbesitzer zu sein, während seine Unterthanen nur Beamten, Pächter, Gewerbetreibende und Tagelöhner sein dürften. Alle Vorstellungen und Bitten, aller Trost und Widerstand blieben gleich fruchtlos gegen dieses gewaltsame Verfahren: die Reichsgesetze gewährten keine Hilfe und die übrigen Fürsten schwiegen zu dieser Ungebühr. Nach einiger Zeit war das Werk völlig ausgeführt: das Land Dessau bot inmitten des deutschen Reiches die in solcher Art einzige Erscheinung von einem Fürstenthum ohne Adel. Aller Grund und Boden war Krongut und der Reichthum der Einwohner bestand nur noch in Mobilien. Eine andere Plage für die dessauischen Unterthanen war des Fürsten unmäßige Leidenschaft zur Jagd. Das ganze Land enthielt eine Unzahl von wilden Schweinen, Hirschen, Rehen und anderem Wild; sie verwütheten ungestraft Felder und Gärten; höchstens verschrecken durfte sie der Landmann; wer aber ein Wild tödtete, der hatte lebenslängliche Ketten zu gewärtigen. Die zahllosen Jagdhunde waren zur Fütterung und Wartung unter die Bauern vertheilt, welche bei harter Strafe für sie einstehen mußten. Keine Klage seiner Unterthanen durfte gegen seine Leidenschaften laut werden. Wie im Kriegswesen verlangte er überall unbedingten, augenblicklichen Gehorsam; den geringsten Fehl strafte er unbarmherzig mit roher Eigenmacht. — Bei der grundüblichen Anlage, welche somit zwischen Fürst und Unterthanen nur den ertödtenden Wechsel gewaltthätiger Tyrannei und feindseliger Furcht übrig zu lassen schien, war dennoch das Verhältniß zwischen ihnen, wie es in der Wirklichkeit hervortrat, ein ganz anderes. Für manche Dinge hatte die Zeit ihren eigenen

Ministern nur die Ausführung seiner Befehle. In frischer Kraft blühte Schlesien und ganz Preußen empor, und obgleich die einzelnen Landestheile zerstückelt lagen, am Niemen, Elbe und Oder, am Rhein, an der Nordsee und in Franken, so

Maßstab. Vieles erhielt schon dadurch eine andere Farbe, daß die Macht sich als Naturverhältniß, sei es im Kampf oder im Spiele, darstellte. Mit dem Geringsten aus dem Volke trat Leopold nach Gelegenheit in vertraulichste Gemeinschaft; seiner üblen Stimmung dagegen entging auch der Bornehmste nicht. Eine Fülle gesunden Menschenverstandes, derben Witzes und kraftvoller Laune zeichnete ihn meist auch in seinen rohesten Handlungen aus. Niemals hat ein Fürst im Volke größeren Antheil gehabt und beständiger behalten; munteres und geselliges Leben gestaltete sich leicht um ihn; er hatte nichts dagegen, wenn Andere sich wie er betrugten; zogen sie den Kürzeren, so war das ihre Sache. Unter der gemeinsten Volksklasse zu Dessau hatte er viele Lieblinge, meist wunderliche Rauze, mit denen er auf einem seltsamen Fuße lebte. Den schreckenvollen Herrscher, wenn er ohne Beute von der Jagd heimkehrte, wagten die Jungen auf der Straße lärmend anzufallen und ihm spottend nachzurufen: „Ach, der alte Dessauer hat heute wieder nichts gefangen; das ist ihm ganz recht.“ Das rechte Gebiet seiner Eigenheiten war und blieb aber das Soldatenwesen. In diesem war Herz und Seele ihm erst recht daheim. Er war ein eigentlicher Soldatenfürst, das ganze preussische Heer gleichsam sein Volk. Mit der furchtbarsten Strenge und willkürlichsten Grausamkeit verband er die zärtlichste Fürsorge, die vertraulichste Gemeinschaft. Sein Umgang mit den Kriegern war ein steter Wechsel von lustigen Einfällen und Schwänken, von seltsamen Proben und Versuchungen, gewaltigen Stockprügeln und freigebigen Geschenken. Nach Umständen von den Soldaten gefürchtet, geliebt und verwünscht, war Leopold als Feldherr doch unausgesetzt der Gegenstand ihrer höchsten Verehrung; sie hielten sich unter seiner Anführung für unüberwindlich, ihn selbst für eine Art Hexenmeister, für kugelfest und unverwundbar; seine gedrungene Kraftsprache, von derben Füllchen untermischt, wozwischen doch gute Gesinnungen durchschimmerten, durchfuhr die Gemüther wie zündendes Feuer. Vor dem Feinde, wußten sie, gab es keine Schonung, und niemals hat ein Feldherr seine Schaaren leichter in den sichern Tod geführt! Dafür theilte er auch stets Gefahr und Noth aller Art mit ihnen, begnügte sich mit gleicher Kost, mit gleichem Lager. Im Munde der Soldaten hieß er nur der alte Dessauer, zum Unterschiede von seinen fünf Söhnen, die alle im preussischen Heere dienten. Sein Regiment bestand meist aus Dessauern, die ihrem Landesherren als preussische Soldaten dienen mußten; ein großer Theil derselben empfing von Leopold ansehnliche Zulage und jeder Soldat mußte ein großgewachsener, schöner Kerl sein. In diesem Regimente herrschte vorzugsweise ein militärischer Geist und dasselbe sollte in jeder Beziehung das Muster-Regiment der preussischen Armee sein. Häufig stellte Leopold die Schildwachen auf die Probe, bot ihnen Geschenke, ließ durch Fremde ihnen

wußte Friedrich in seinen Bewohnern doch bald das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die Liebe zum großen Vaterlande zu wecken und zu heben.

Oestreich, England, Holland, Italien und Frankreich kämpften noch lange Zeit gegen einander, während sich Friedrich der

Speise und Trank zusetzen und suchte sie auf jegliche Weise von ihren Dienstpflichten abzuleiten. Wehe dem, der solcher Güte trauen zu müssen meinte, denn er kam unverzüglich in den Brummstall. Wer ihm aber die Spitze bot, wer ihn sich zum Teufel scheeren hieß, oder ihn, wenn er nicht abließ, zu verhaften drohte, der war sein Mann. Inmitten aller Grausamkeiten entstand auf diese Weise ein schlauer Umgang, eine Art geistreichen Verkehrs zwischen Leopold und seinen Soldaten, in deren Zahl unseugbar die durchtriebensten Kerle waren. Zahllose Geschichten und Schnurren aus diesem Gebiete sind in Umlauf gekommen. Einst traf Leopold vor dem Thore am Wege einen Soldaten sitzend, der sich des Ungeziefers zu entledigen suchte. „Kerl, was machst Du da?“ ruft er ihn an. „Ich lause,“ antwortete Jener barsch, und Leopold, indem er in die Tasche greift, versetzte zufrieden: „Da thust Du wohl, mein Sohn; nimm da den Thaler und lause Dir ein neues Hemd.“ Dies hörte in einiger Entfernung ein zweiter Soldat, der verstoßen vorauseilte und sich eine Strecke weiter, wo Leopold sogleich vorbei mußte, in gleicher Beschäftigung hinsetzte. Aber der alte Dessauer durchschaute die Sache, fragte aber dennoch: „Was machst Du, Kerl?“ „Ich suche Lause,“ antwortete dieser, des Thalers schon gewiß. „So?“ versetzte Leopold, „nur da geh nur zu dem dort, der hat welche.“ Zärtliches Gefühl und wahres Wohlwollen, wenn sie in Leopold's Herzen aufstiegen, fanden bei ihm keinen anderen Ausdruck, als den seiner täglichen soldatischen Kernsprache. Auf seinen Feldzügen forderte er einst in Komnitz, einem Dorf in Schlessien, einen Wegweiser, um das Terrain zu erkunden, und erhielt, vermuthlich als den kundigsten Mann des Ortes, den Sauhirten. Der Fürst hieß ihn zu sich in den Wagen steigen und fuhr mit ihm nach dem bezeichneten Orte. Der schlichte Mann fühlte sich aber an der Seite des Generals nicht wenig bellemmt und wagte nicht die Fülße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile sah der Dessauer der Sache zu, dann aber schnauzte er den Gefährten an: „Saukerl, streck die Poten herein, wie sich's ziemt; denkst Du, daß die meinigen von Marzipan sind?“ — In gleicher Weise gab sich seine Religiosität zu erkennen. Er gehörte zur reformirten Kirche. Was aber im Einzelnen zu glauben sei, ließ er dahingestellt und fand sich ohne genaue Rechnung lieber im Ganzen ab, indem er eines allgemeinen guten Bernehmens mit seinem Erlöser nicht zu ermangeln meinte. Bezeichnend ist sein Gebet vor dem Tode seiner Tochter, wobei er lautschluchzend auf die Kniee sank und mit tiefer Inbrunst zu Gott betete: „Lieber Heiland, Du weißt, daß ich nicht ein solcher Lump bin, der Dir bei jeder Sündsföttelei beschwerlich wird; ich komme nicht oft, will

Segnungen des Friedens erfreute. Erst der 1748 geschlossene Friede zu Aachen brachte nach einem langen Kampfe allen Völkern Europa's die ersehnte Ruhe. Auch Maria Theresia gelangte durch ihn in den fast ungeschmälerten Besitz ihres

auch so bald nicht wieder kommen: aber so hilf mir doch heute und laß meine liebe Tochter noch einmal gesund werden!" Ober vor der Schlacht bei Kesselsdorf, woselbst er vor seinem Regiment laut gen Himmel betete: „Lieber Herrgott, steh mir heute gnädig bei, oder willst Du mir diesmal nicht gnädig sein, so hilf wenigstens dem Schurken von Feind nicht, sondern steh, wie's kommt!" Dann rief er mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen Marsch!" und stürzte sich auf den Feind. Unter Friedrich Wilhelm I. war im preussischen Heere der Besuch der Kirche und die Haltung von Gebeten ein Theil der Dienstordnung, und Leopold duldete in diesem Dienste keine Lässigkeit. Als unter Friedrich dem Großen diese Richtung im Heere dennoch merklich nachließ, war er damit unzufrieden und sagte: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist ein Sch . . . ker!" Sein besonderes Wohlgefallen fand er an dem Liede Luther's: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und nannte es nur „unsers Herrgotts Dragonermarsch." Predigten besuchte er oft, und fand dabei nach seiner Weise zu loben und zu tadeln. Auch mehrere Kirchen baute er und ließ sich in den letzten Jahren seines Lebens regelmäßig in seinem Schlosse zu Dessau mit seiner Familie Gottesdienst halten. Daß er kein Freund der Wissenschaften und Künste gewesen, ist aus dem Gesagten genugsam zu erachten; daß er sie gehaßt, wäre zu viel gesagt: er nahm gar nicht so viele Kunde von ihnen. Nur die Tonkunst fand insofern etwas Gnade bei ihm, als sie unverkennbar ein Reiz- und Prachtmittel zur Jagd und Krieg bildet. Einer einzigen Melodie war er mächtig geworden, nämlich der, des nach ihm bekannten Dessauer Marsches; nach ihr sang er in der Kirche all' und jede geistlichen Lieder, zum Staunen und Wunder der Anwesenden. Einst hörte er dem Spiele seiner Regimentsmusik mit vielem Vergnügen zu: plötzlich sieht er, daß zwei Waldhornisten aufhören zu blasen; mit funkelnden Augen tritt er vor sie hin: „Kanailen, warum bläst Ihr nicht?" fragte er heftig. „Ew. Durchlaucht," antwortete der Beherztere, „wir pausiren jetzt." Diese Frechheit ist ihm zu arg: „Warte Kerl," ruft er, „ich will dich im Dienste pausiren lehren." Und Stockschläge treiben den vermeinten Saumseligen eiligst wieder zur Arbeit an. Merkwürdig war bei Leopold's Art und Weise seine entschiedene Lust am Schreiben. Er schrieb selbst ungemein viel: im Hausarchive zu Dessau befinden sich ganze Ballen Briefe, Berichte und andere Schriften von seiner Hand. Er wagte sogar schriftstellerische Versuche. Dabei war seine Handschrift von seltsamer Beschaffenheit; nicht genug, daß die Züge seiner Buchstaben kaum zu entwirren sind, auch die Wahl und Fülle der letzteren bringt in Noth; er schob in jede Sylbe regelmäßig ein h ein. z. B. Gehnehrablinn, für: Generalin. Einst hatte er einen Befehl geschrieben, dessen Inhalt der General, welcher ihn ausführen sollte, schlechter-

ererbten Reiches und ihr Gemahl war in der Kaiserwürde bestätigt worden. Der Kaiserin blieb jetzt Muße zuzusehen, was Friedrich aus seinem neu erworbenen Schlesien gemacht hatte und wie es die wichtigste Provinz, die wahre Kornkammer seiner Staaten geworden war. Sie brach immer in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sah, denn sie war selbst eine weise, fürsorgliche Regentin, welche ihr Land unablässig zu größerem Wohlstand zu bringen bestrebt war. Der Wunsch, diese Provinz wieder zu erlangen, nagte der Kaiserin Tag und Nacht am Herzen; aber die Schlachten von Mollwitz, von Hohenfriedberg und Sorr standen als Schreckbilder vor ihrer Seele und bewahrten sie vor einer Ueberschätzung ihrer Kräfte. Sie strebte daher darnach, sich möglichst viele Bundesgenossen zu erwerben, um Preußen durch eine gewaltige Uebermacht völlig zu erdrücken. Der österreichische Minister Graf Kaunitz bestärkte sie in ihrem Vorsatz. Er wandte sich zunächst nach Frankreich, für welches er ebenso viele Vorliebe, als die Kaiserin

ding's nicht entziffern konnte. Ein Offizier mußte damit zu dem Fürsten zurück, und nun erfolgte zuerst ein Donnerwetter, dann aber gab Leopold die Erklärung, daß er seine Handschrift selbst nicht lesen könne und warf endlich den Zettel voll Grimm in's Feuer, indem er ausrief: „Aber Schwerenoth, ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern Ihr;“ und gab nun den Befehl mündlich. — Leopold hatte mit seiner Gemahlin zehn Kinder gezeugt und erfreute sich stets einer kräftigen Gesundheit. Nachdem er nur zwei Tage krank gelegen, verschied er am 9. April 1747 im 71. Jahre seines Alters. Sein Heldenmuth und seine Kriegstüchtigkeit stehen unbestritten in erster Linie; seine soldatische Persönlichkeit schritt durch die Welt als eine Gestalt, deren Erscheinung die ungebundene Kraft und Navität einer weit entlegenen Borzeit hatte. In der That erschien er den Soldaten als ein Wesen höherer Art und es ist erklärlich, wenn sie den Feldherrn, der in 22 Schlachten und 27 Belagerungen nur einmal verwundet worden, für kugelfest und mit Zaubermächten im Bunde hielten. Er hat über ein halbes Jahrhundert dreien Königen von Preußen in Krieg und Frieden ruhmvoll gedient; das preußische Heer, seiner Ausbildung nach, war größtentheils seine Schöpfung, und noch lange führte, sowie der Dessauer Marsch, auch sein Kriegsgeist die Preußen zu Schlacht und Sieg.

Abneigung hegte. Maria Theresia war eine brave, ehrenhafte deutsche Frau, welche sich empört fühlte vor der elenden Matressenwirthschaft und der unerhörten Sittenlosigkeit, die damals den Hof des französischen Königs Ludwig XV. brandmarkte. Man kann nur ermessen, wie schlau der Minister einerseits intrigirt, und wie tief andererseits die Erbitterung und Feindschaft gegen Preußen in dem Herzen der Kaiserin Wurzel gefaßt, daß sie sich zu einem Bündniß mit Frankreich entschloß und um dieses Zweckes willen sich durch ein eigenhändiges Schreiben an die Buhlerin des Königs, Frau von Pompadour, wandte, um die Freundschaft dieser verächtlichen Creatur zu erwerben. Frankreich zögerte auch nicht lange mit seiner Zustimmung, denn von jeher war es die Politik dieses Landes gewesen, sich in die deutschen Händel zu mischen, wobei es gewöhnlich etwas zu profitiren gab; überdies hegte es jetzt eben einen Groll gegen Friedrich, mit dem es in den vorigen Kriegen eng verbunden war. Friedrich, dem die Absichten Maria Theresia's kein Geheimniß blieben, hielt es nämlich für klug, sich mit England zu befreunden, um im Falle der Noth einen kräftigen Rückhalt zu haben. Georg II., der persönlich dem Könige durchaus nicht geneigt war, kam dennoch Friedrich's Wünsche entgegen, um durch Preußens Einfluß sein deutsches Stammland Hannover vor einem Angriffe der Franzosen, mit denen er im Kriege lag, zu schützen. Eine solche Allianz nahm denn der Hof von Versailles gewaltig übel und gelobte der Kaiserin Maria Theresia kräftigen Beistand gegen Preußen. Frau von Pompadour wußte, wie sehr sie Friedrich verachte, denn der König hatte seinem Gesandten verboten, ihr die Aufwartung zu machen, und als Voltaire ihm einst Grüße von der Marquise brachte, antwortete er kurz abbrechend: „ich kenne sie nicht!“ Auch Maria Theresia wußte dies sehr wohl, und sie gewann es über sich, an die Marquise von Pompadour im

ehrerbietigsten und herzlichsten Tone, wie an eine Fürstin als an ihre „Cousine“ und „theuerste Schwester“ zu schreiben, um sie für ihre Vermittelung zu einem Kriege gegen Friedrich zu vermögen. So kam denn am 9. Mai 1756 auf einem Lustschloß der königlichen Bühlerin, woselbst die Berathungen stattfanden, ein Schutzbündniß zwischen Frankreich und Oestreich zu Stande. Diese Vereinigung, welche die Welt in Erstaunen setzte, wurde als das größte Meisterstück der Politik betrachtet, denn seit drei Jahrhunderten hatten sich die Bourbonen und das östreichisch-habsburgische Haus hartnäckig bekämpft; jetzt mußte Friedrich Mittel und Ursache sein, jene unversöhnlichen Feinde zu vereinigen.

Mit Frankreich erhielt Friedrich noch einen anderen Feind, nämlich Schweden. Dieser Staat war mit Frankreich eng verbunden und durch Hülfsgelder von ihm abhängig. Es war von vornherein zu erwarten, daß auch dieses Volk in den großen Bund gegen Friedrich eintreten würde, um so mehr, da sie sich schon längst gern Pommern's bemächtigt hätten, wozu ihnen nun eine Gelegenheit gegeben wurde.

Ein dritter mächtiger Feind für Friedrich und ein Bundesgenosse Oestreich's wurde die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Friedrich hatte sich über die Schwächen Elisabeth's, die sich von ihren Glücklingen fast völlig leiten ließ, oft mit beißendem Witz ausgesprochen. Elisabeth, welche sich hierdurch beleidigt fühlte, suchte sich nun an ihm zu rächen.

Ein anderer Feind Friedrich's war der Kurfürst von Sachsen und der König von Polen, August III., der ganz seinen sinnlichen Genüssen ergeben war und sich von seinem Minister, dem bekannten Grafen Brühl — der Sachsen durch seine unglaubliche Verschwendung ruinirte — völlig leiten ließ. Graf Brühl haßte den König, weil er dessen geistige und

sittliche Ueberlegenheit fühlte und wohl wußte, wie gering Friedrich von ihm dachte.

So hatte denn Friedrich nicht nur Sachsen und die ihn beneidenden deutschen Fürsten zu seinen Feinden, sondern auch die großen Mächte Europa's, nämlich Oestreich, Rußland, Frankreich und Schweden.

Friedrich's Untergang schien unvermeidlich, doch die Vorsehung hatte es mit ihm und Preußen anders beschlossen. Ein geheimer Regierungskanzlist in Dresden, Namens Menzel, welcher vermöge seiner amtlichen Stellung in dies große politische Complott eingeweiht war, lieferte dem preußischen Gesandten in Dresden, Freiherrn von Maltzahn, die Urschriften der geheimsten Verhandlungen zur Abschrift. Sie wurden in einem Schranke aufbewahrt, zu welchem der Gesandte Nachschlüssel in Berlin anfertigen ließ. Friedrich wußte nun, wessen er sich zu versehen habe und unterließ Nichts, um der drohenden Gefahr wohl vorbereitet und gerüstet entgegenzutreten. Am meisten vertraute er, in dem Bewußtsein von der Gerechtigkeit seiner Sache, auf seine eigene Kraft und auf die seines tapferen Volkes. Er hatte das Heer in den Friedensjahren unablässig vermehrt, jetzt stand ihm eine bewaffnete Macht von 160,000 Mann zu Gebote, welche er durch fortgesetzte Übung und treffliche Zucht zu neuen Thaten gestählt hatte. Das Schutzbündniß, welches er am 16. Januar 1756 mit England geschlossen hatte, ließ ihn nur wenig Unterstützung hoffen, da die Kräfte England's durch überseeische Kolonien und Kriege vollständig in Anspruch genommen waren; er verließ sich daher ganz auf seine eigene Thätigkeit und beschloß, seinen Feinden zuvorzukommen, um sie womöglich unvorbereitet zu treffen.

Friedrich bereitete in größter Stille Alles zu einem Feldzuge vor, und ließ zugleich die Kaiserin Maria Theresia um eine offene Erklärung bitten, was die seit langer Zeit in ihrem

Reiche betriebenen Rüstungen zu bedeuten hätten. Da er eine ausweichende, unbefriedigende Antwort erhielt, so verlangte er eine ausdrückliche Zusicherung, daß man ihn in dem ersten und dem folgenden Jahre nicht angreifen wolle. „Ich muß wissen, ob wir in Krieg oder Frieden sind: ich mache die Kaiserin zur Schiedsrichterin darüber. Wenn ihre Ansichten lauter sind, so ist jetzt der Augenblick, sie an den Tag zu legen: aber wenn man mir eine Antwort im Drakelstyle giebt, unbestimmt oder nicht bündig, so wird die Kaiserin sich alle Folgen vorzuwerfen haben, welche die stillschweigende Bestätigung der gefährlichen Pläne, die sie mit Rußland gegen mich entworfen hat, nach sich ziehen muß, und ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich an dem Unglück, das daraus entspringen wird, unschuldig bin.“

Der König erwartete mit der äußersten Ungebuld die Antwort der Kaiserin, welche über Krieg und Frieden entscheiden mußte. Wenn sie ihm Sicherheit bot, war er seinerseits nach wie vor bereit, Frieden zu halten. Statt dessen empfing er am Abend des 25. August eine stolze Abfertigung. Jetzt zauderte er keinen Augenblick mehr: am 26. August gingen die Befehle zum Einmarsch in Sachsen ab. An demselben Tage wies er seinen Gesandten in Dresden an, dem Könige von Polen von diesem Einmarsch und seiner Absicht, Sachsen in Beschlag zu nehmen, Anzeige zu machen. Zugleich sandte er seinem Botschafter in Wien die Instruction, noch ein drittes Mal anzufragen, hinzufügend: „Ich marschiere, aber bin zur Verständigung noch jetzt bereit, wenn der Wiener Hof dazu geeignete Vorschläge thut.“ Hierauf wurde ihm auf eine unziemliche, stolze und schüßde Art jede weitere Erklärung verweigert. Nun war es dem König um so klarer, was er zu gewärtigen habe, und er wollte nicht abwarten, bis seine mächtigen Feinde über ihn herfallen würden. Zwischen Maria Theresia und Friedrich

sollten zum dritten Mal die Waffen entscheiden. Sonnabend den 28. August setzte sich Friedrich an der Spitze seiner Garden in Marsch.

Es war zunächst des Königs Absicht, den sächsischen Kurfürsten zu nöthigen, ihm die sächsische Armee zu überlassen. Gelänge dies nicht, so wollte er die Sachsen in ihren Quartieren entwaffnen und sie außer Stande setzen, seine Operationen gegen Böhmen zu hindern. Durch seinen Einmarsch in Sachsen vermochte er die Mark Brandenburg zu decken und den Krieg von den Grenzen seines Reichs hinweg nach Böhmen zu verlegen; auch wurde er dadurch Meister der Elbe, ein Umstand, der ihm große Vortheile gewährte. Mit 60,000 Mann rückte er unvorhergesehen in Sachsen ein; alle bewaffneten Haufen zogen sich in größter Eile zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden ohne Widerstand eingenommen. Diesen plötzlichen Schritt begleitete ein Manifest zu seiner Rechtfertigung, von Friedrich's eigener Hand abgefaßt, und eine nicht feindselige Erklärung seines Gesandten am sächsischen Hofe über die Nothwendigkeit seines Durchzugs nach Böhmen. Die Bestürzung des sächsischen Hofes war außerordentlich und noch mehr, als Friedrich verlangte, daß der König August sich für ihn erkläre. Letzterer wollte sich indessen auf den Rath des Grafen Brühl nur dazu verstehen, zwischen den beiden kriegführenden Theilen neutral zu bleiben, worauf sich Friedrich, da er aus jener geheimen Korrespondenz die Gesinnungen des Königs kannte, natürlich nicht einlassen konnte, er besetzte daher das ganze Land.

Man war in Sachsen so wenig zum Kriege vorbereitet, daß Brühl nicht einmal daran gedacht hatte, die in Polen befindlichen Regimente kommen zu lassen; man zog in größter Eile die sächsischen Truppen zusammen, die ein Heer von 17,000 Mann ausmachten, und schlug an der böhmischen

Grenze unweit Pirna ein Lager auf. Es war an die Elbe gestützt, die sich hier zwischen Felsen brausend durchschlängelt und einen Bogen macht; in der Nähe befanden sich die Festung Königstein und das Fort Sonnenstein, fast ringsumher Berge und eine Kette schroffer Felsen; überhaupt war die Lage desselben von Natur außerordentlich fest, und die Kunst that das Uebrige, um es unbezwinglich zu machen. Hier hoffte man sich so lange zu halten, bis die Oestreicher aus Böhmen zu Hülfe kämen. Friedrich, der sich der größten Mäßigung bediente und seinen Truppen die strengste Manneszucht anempfahl, versicherte zu wiederholten Malen, daß er nicht als Feind, sondern als Freund, als künftiger Bundesgenosse und Gast angesehen sein wolle, er gestattete allen Personen den Zutritt, zog die Standespersonen zu seiner Tafel und gab den Sachsen die entschiedensten Beweise seiner friedlichen Gesinnung gegen sie; als Alles dies aber nichts helfen wollte, und der sächsische Hof theils durch fernere geheime Unterhandlungen, theils durch das aufgestellte Heer seine offenbare Feindschaft bekundete, sah sich auch Friedrich zu weiteren Schritten veranlaßt. Es wurden nun auf seinen Befehl in Dresden die Kanzleien versiegelt, die Kollegien säle verschlossen, das Münzdepartement aufgehoben, einige der vornehmsten Civilbeamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Arsenal der Residenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache bestimmte sächsische Schweizergarde entwaffnet und im ganzen Lande die kurfürstlichen Kassen in Beschlag genommen. Dabei wurde alle Gemeinschaft zwischen Dresden und dem sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin blos den Wagen, welche mit Lebensmitteln für die eigene Tafel des Königs von Polen beladen waren, den Kurieren der beiden Könige und den abgesandten Trompetern offen blieb. Das Lager von Pirna selbst war von 32,000 Preußen eingeschlossen, während eine andere, ungefähr

eben so starke preußische Heeresabtheilung unter Anführung des Feldmarschalls von Keith mit der Vorderseite gegen Böhmen aufgestellt war, um die etwa ankommenden Hülfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig erntete indeß die ersten Lorbeeren in diesem Kriege; er drang mit der Vorhut in Böhmen ein und vertrieb den östreichischen General Wied, der sich mit 8000 Mann bei Mollendorf aufgestellt hatte.

Obgleich das zum Untergang Friedrich's entworfene Bündniß ihm verrathen worden war und er auch Abschriften dieser sehr gewichtigen Papiere besaß, so war doch noch Manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe war ihm aber zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig; dazu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der alle europäischen Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Beweisschriften zu rechtfertigen. Der König sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, sich des sächsischen Archivs zu bemächtigen. Dies Staatsheiligthum wurde in dreien Gemächern des königlichen Schlosses aufbewahrt, die mit einem Privatzimmer der Königin zusammen hingen. Sie selbst hatte zum Archiv allein den Schlüssel und bewachte es wie den kostbarsten Schatz. Das Ansuchen Friedrichs, es auszuliefern, wurde daher von der sächsischen Fürstin, seiner erklärten Feindin, rund abgeschlagen. Der preußische General von Wyllich, Kommandant von Dresden, hatte jedoch Befehl, es in Besitz zu nehmen, und schickte zu diesem Zweck den Major von Wangenheim ab. Dieser ließ sich die Schlüssel ausbitten, worauf die Königin selbst erschien und nachdrücklich erklärte, daß sie keine Eröffnung erlauben würde; von Wangenheim entfernte sich und nun begab sich der Kommandant selbst zur Königin. Alle seine Vorstellungen waren vergebens; sie beharrte fest auf ihrem Entschluß und drohte, die Eingangsthür durch ihren Körper zu decken. Herr von Wyllich warf sich vor ihr auf's

Ante und sprach von der Nothwendigkeit, die Befehle seines Monarchen unbedingt und ohne Verzug zu befolgen; indem er sie nachzugeben beschwor, gab er zu verstehen, daß er im äußersten Fall Gewalt brauchen müßte. Hierauf wurden die Schlüssel gebracht, und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere; sie wurden dem Geheimrath, nachmaligem Staatsminister Grafen Hertzberg überliefert, der daraus jene denkwürdigen Staatschriften verfertigte, welche Friedrichs Schritte bei den Unbefangenen unter allen Nationen vollkommen entschuldigten.

Dieses durch die Nothwendigkeit hervorgerufene, zwangsmäßige Betragen gegen eine Königin wurde als eine Art von seltener Grausamkeit betrachtet. Noch an demselben Tage ließ die Königin alle Gesandten zu sich bitten und schilderte ihre traurige Lage in einer pathetischen Rede, wobei sie ausdrücklich sagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Der Vorfall, mit großen Zusätzen an alle Höfe berichtet und Friedrichs Verfahren mit den schwärzesten Farben geschildert, trugen nicht wenig bei, seine Feinde zu vermehren und viele seiner Freunde kaltfinnig zu machen. Es ist bekannt, daß die damalige Dauphine, eine Tochter der gebeugten sächsischen Fürstin, Ludwig XV. in Thränen zerfließend zu Füßen fiel und um seinen Beistand flehte, ihre königlichen Eltern und ihr Vaterland zu retten. Die Gehässigkeit gegen Friedrich wurde nunmehr an dem Hofe von Versailles immer größer und es stand nun um so fester, daß der westphälische Frieden durch den Einfall der Preußen in Sachsen verletzt wäre, und Frankreich als Schutzwalter desselben auftreten und sich gegen Friedrich erklären müsse. Der französische Gesandte in Berlin, Vallory, wurde zurückberufen und Herr von Anhyhausen, der preußische Gesandte am Hofe zu Versailles, verabschiedet. Friedrich that ein Gleiches mit dem am sächsischen Hofe befindlichen französischen Minister, Grafen Broglio. Friedrichs Ein-

fall und Maßnehmungen in Sachsen hatten natürlich nicht nur in Frankreich und anderswo, sondern auch besonders am kaiserlichen Hofe zu Wien die größte Aufregung hervorgebracht. Der Kaiser stellte diesen Schritt als einen Bruch des deutschen Landfriedens dar und erließ ein Mahnungsschreiben an den König, worin er ihn aufforderte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König August alle seine Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen.“ Zugleich befahl er allen Generalen und Kriegsobersten in des Königs Heer, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen.“ Friedrich antwortete hierauf durch jene Aktenstücke, welche er aus dem sächsischen Staatsarchiv erlangt hatte und durch welche er nun in einer ausführlichen Schrift die ganze Correspondenz zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Sachsen als einen gegen ihn gesponnenen Verrath darlegte, welchem er nur durch seinen Einfall in Sachsen habe zuvorkommen wollen.

Die Thätigkeit und der Eifer des Wiener Hofes zum bevorstehenden Kriege waren außerordentlich. Ein großer Theil der Reiterei war indeß noch nicht beritten und es fehlte überall an Pferden, das Geschütz und die Munition nach Böhmen zu schaffen. Theresia öffnete nun ihre Marställe und gab ihre eigenen Pferde her, um die Kanonen fortzubringen. Der östreichische und böhmische Adel beieferte sich um die Wette, dies große Beispiel nachzuahmen; man drängte sich von allen Seiten herbei, die Pferde zu wechseln, und so geschah der Transport mit unberechneter Geschwindigkeit. Friedrich, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachsen zufrieden sein konnte, wollte es nicht geschehen lassen, daß seine Armee von den Oestreichern und Sachsen in die Mitte genommen würde, und bestand daher auf ein Bündniß mit August, wenn

er seine Truppen aus dem festen Lager bei Pirna befreit wissen wollte. August dagegen wollte von keiner Verbindung hören; in seiner Antwort vom 12. Sept. hieß es: „Es scheint, daß Ew. Königliche Majestät keine andere Sicherheit für sich finden, als in dem Untergang meiner Armee, entweder durch Eisen oder durch Hunger. Es fehlt noch viel, daß das Letztere geschehen dürfte, und in Ansehung des Ersteren hoffe ich, daß durch den Schutz des Höchsten und durch die Standhaftigkeit meiner Truppen ich für diesen äußersten Fall sicher bin. . . . Ich bin bereit Alles zu thun, um mich mit Ew. Majestät über den Punkt zu vergleichen, der Ihnen so sehr am Herzen liegt, wenn ich es nur ohne Verletzung meiner Ehre thun kann.“ — Diese Standhaftigkeit eines sonst so trägen Monarchen war unerwartet. Friedrich machte noch einen Versuch; er schickte den General von Winterfeld, einen so vortrefflichen Krieger als seinen Hofmann, an August, um durch dessen Beredsamkeit seinen schriftlichen Vorstellungen das nöthige Gewicht zu geben. Friedrich wollte Sachsen durchaus mit Schonung und nicht als ein feindliches Land behandeln, immer noch suchte er eine Verbindung mit Sachsen einzugehen, „weil es zwischen zweien benachbarten Staaten,“ wie er sich in seinem Briefe an August ausdrückte, „erforderlich und von wahren Vortheile ist, ewig verbunden zu bleiben, da sie einander nicht entbehren können.“ Da aber auch diese Vorstellungen ohne Wirkung blieben, so hieß es in Friedrichs Brief vom 15. Sept.: „Es thut mir leid, daß ich meine Willfährigkeit nicht weiter treiben kann.“

Der österreichische Feldmarschall Brown hatte indessen von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, Alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Er rückte mit einem Heere von 70,000 Mann heran. Friedrich ließ nun den Feldmarschall von Keith mit einem starken Heereshaufen in Böhmen vorrücken, um die Bewegungen der Oestreicher zu beobachten.

Der Feldmarschall Graf Schwerin war schon von Schlesien aus mit 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen und hatte sich unweit Königsgrätz gelagert. Diese beiden preußischen Armeen sollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eigenen Lande so beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrte täglich auf die Uebergabe des eingeschlossenen sächsischen Heeres, weil er es bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die sächsischen Truppen durch diesen Kriegsschritt Meister der Elbe geworden und dem Könige im Rücken geblieben.

Brown mußte, um die Sachsen zu entsetzen, über die Eger gehen; allein er hatte noch keine Schiffbrücken. Diese nebst dem nöthigen Geschütz kamen erst den 30. Sept. in seinem Lager an, wo er sich dann sogleich in Bewegung setzte. Friedrichs Absicht war nun, durch eine Schlacht ihn zum Rückzug zu nöthigen. Er übergab daher den Oberbefehl des Einschließungsheeres dem Markgrafen Karl und begab sich sofort zu seinen bei Außig stehenden Truppen, um die zu liefernde Schlacht selbst zu leiten. Brown war am 30. Sept. über die Eger gegangen und beide Heere trafen am nächsten Morgen gleich nach Tagesanbruch unweit **Lowositz**, einem böhmischen Städtchen, auf einander. Das österreichische war 52 Bataillone und 72 Schwadronen stark, dabei hatte es 98 Kanonen; das preußische bestand aus 24 Bataillonen und 60 Schwadronen, und führte 102 Kanonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen von Lobosch und Radositz, von welchen die Stellung der Oestreicher beschossen werden konnte, waren von Brown unbezegt geblieben. Dieser Umstand verleitete Friedrich zu glauben, daß die Oestreicher über die Elbe gegangen und er blos auf die Nachhut gestoßen sei. Einige tausend Mann Kroaten und

ungarische Infanterie, die am Fuße des Loboscher Berges in Weingärten aufgestellt waren, bestätigten diese Meinung, da mit solchen leichten Truppen gewöhnlich ein Abzug gedeckt wird. Die kaiserliche Reiterei, die sich dem Kanonensfeuer der Preußen aussetzte und Stand hielt, als wenn sie dadurch andere Absichten bewirken wollte, vollendete diesen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu sehen. Indessen hatte der König doch die Anhöhen in Besitz nehmen lassen. Brown hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Stadt Lowositz gerichtet, die seinen rechten Flügel deckte, und in dieselbe sein bestes Fußvolk nebst einer großen Menge Geschütz geworfen; auch vor derselben standen eine starke Batterie und Redouten. Gegen Mittag verlor sich der Nebel und man bekam sich einander ins Auge. Die preußische Reiterei that nun einen regelmäßigen, sehr lebhaften Angriff, setzte über einen breiten Graben und warf die österreichische über den Haufen, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowositz. Das heftige Feuer des hier aufgepflanzten zahlreichen Geschützes trieb sie mit großem Verlust wieder zurück. In das Fußvolk des feindlichen linken Flügels, welchen sie vor sich hatte, konnte sie jedoch nicht eindringen, da dieses am Rande eines tiefen Grabens postirt stand. Die nächste Unternehmung der Preußen war nun, die Kroaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern ihnen zu Bollwerken dienten. Es geschah auch, obwohl mit großer Mühe. Allein nun ließ auch Brown die Anhöhen heftig angreifen; die Preußen aber wehrten sich wie die Löwen, und da sie nach sechsstündigem Feuern alle ihre Patronen verschossen hatten, rief der Herzog von Bevern einigen muthlos werdenden Regimentern zu: „Jungens, seid guten Muths: wozu hat man euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen!“ Und nun gingen die Grenadiere mit gefälltem Bajonnet auf die stürmenden Feinde

los, schlugen wie die Unfönnigen mit dem Kolben um sich herum und dies entseßliche Handgemenge dauerte, bis die Öestreicher den Berg hinunter und in Lowositz hineingetrieben waren. Die Preußen benutzten die Unordnung des Feindes, um die Stadt in Brand zu stecken und in dieser Verwirrung alle feindlichen Truppen hinauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug und überließ dem Könige das Schlachtfeld. Um 3 Uhr Nachmittags war ein vollständiger Sieg erfochten, obgleich derselbe nur durch große Verluste erkauft war. Friedrich selbst erkannte, daß er nicht mehr die alten Öestreicher vorgesunden habe; von seinen Soldaten aber rühmte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder von Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren, sowohl Reiterei als Fußvoll. Aus diesem Gewaltstreich sehe ich, was meine Truppen können.“ Der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten betrug 3300 Mann; während die Öestreicher einige hundert Soldaten weniger auf dem Wahlplatz ließen.

Die sächsische Truppen in ihrem Lager zu Pirna hörten statt der gehofften Kunde von ihrer Befreiung bald die Freuden- schüsse, welche die Preußen ringsum wegen des Sieges bei Lowositz erschallen ließen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hatten sie bis dahin alle Entbehrungen erduldet; schon lange fehlte ihnen der nothdürftige Unterhalt. König August und sein Minister Brühl freilich lebten auf dem Schloß Königstein in gewohnter Ueppigkeit, während das Heer der Verzweiflung nahe gebracht war. Auf die traurige Botschaft von Brown's Niederlage wollten die Sachsen einen letzten Versuch machen, sich nach Böhmen durchzuschlagen, aber durch schrecklichen Wind und Regen, sowie die Wachsamkeit der Preußen wurde das Unternehmen vereitelt; noch 3 Tage und 3 Nächte hielt sich das erschöpfte Heer fast ohne alle Nahrung bei Sturm und

Wetter unter freiem Himmel, erst dann, als jede Hoffnung auf Rettung verschwunden war, ergaben sich die noch übrigen 14,000 Mann als Kriegsgefangene der Gnade des Königs von Preußen (16. Oct.). Friedrich ehrte auch an den Feinden die bewiesene heldenmüthige Treue, er ritt an der Front der sächsischen Regimenter hinab, begrüßte achtungsvoll die Generale und lud sie zur Tafel. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen Preußen kämpfen wollten, entlassen, die Soldaten größtentheils in die preußische Armee aufgenommen. Zehn sächsische Regimenter blieben ganz beisammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie preußische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämtlichen Reiterei wurden vereinzelt unter preußische Regimenter gesteckt. Friedrich hatte allerdings auf Entläufer gerechnet, aber daß später ganze Bataillone mit Entschlossenheit und Ordnung davon gehen würden, kaum erwartet. Die Meisten zogen regelmäßig, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt oder erschossen hatten, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ab; sie nahmen die Brot- und Munitionswagen, die Regimentskassen, kurz alles zum Troß Gehörige mit, und marschirten entweder nach Polen oder stießen zur französischen Armee. Friedrich legte hierauf die noch übrigen sächsischen Truppen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl, man öffnete sich mit Gewalt die Thore und ging am hellen Tage davon.

Soweit zeigte sich auch in diesem Benehmen auf's Neue die entschiedene Feindschaft der Sachsen. Friedrich behandelte das Land dennoch mit großer Mäßigung und erklärte, daß er Sachsen nur als Unterpand während des Krieges behalten wolle; er ließ sich in Dresden den Eid der Treue schwören und brachte den Winter, während dessen die Waffen ruhten, dort zu. Durch die strenge Zucht seiner Truppen, wie durch

Seine persönliche Milde und Leutfeligkeit erwarb er sich die Zuneigung eines großen Theils der dortigen Bevölkerung. Der Feldzug war für das Jahr 1756 nun zu Ende. Das östreichische Heer hatte sich tiefer nach Böhmen zurückgezogen und auch die preussischen Armeen unter Schwerin und Keith bezogen ihre Winterquartiere in Sachsen und Schlesien.

Vierter Abschnitt.

Die ersten Ereignisse im Jahre 1757.

Geheime Absichten der Feinde des Königs. — Baron von Plotho. Minister Graf von Brühl. — Die Kurfürstin von Sachsen.

Die Rüstungen der gegen Preußen verbündeten Mächte waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Russen und Oestreicher, Deutsche aus allen Provinzen, Polen und Ungarn, Siebenbürger, Mailänder, Wallonen, Tiroler, Kroaten, Kosacken und Kalmücken — alle setzten sich in Bewegung, theils nicht sowohl um zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüsten. Der Plan zur Theilung der preussischen Staaten und die absichtliche Zertrümmerung der Monarchie waren längst beschlossen. So wie Pommern an Schweden fallen sollte, so war Schlesien für Oestreich, Preußen für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen, und die westphälischen Provinzen für Frankreich bestimmt. Nur das Kurfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zur rechten Zeit unterwürfe; wo nicht, so sollte das verheerte Land dem nächsten Erben Friedrichs überliefert werden.

Frankreich rüstete schleunig ein dreifaches Heer, um es gegen die Rheinlande und Brandenburg zu führen; bei

Schweden stand es unzweifelhaft fest, Vorpommern mit Waffengewalt von Preußen zurückzufordern; Rußland erneuerte den Bund mit Oestreich, und beide Mächte kamen überein, nicht eher zu ruhen, ehe nicht ihre Zwecke erreicht seien; und Sachsen suchte durch geheime Unterhandlungen sich den Feinden Preußens nützlich zu machen. Nirgends aber war man geschäftiger als in Süddeutschland. Durch den Reichstag in Regensburg wurde der König von Preußen förmlich in den Reichsbann gethan, er sollte aller seiner Reichsländer, Würden und Titel verlustig erklärt werden; selbst neun protestantische Fürsten stimmten dafür. Mit diesen neun Fürsten hatten die Gegner Friedrichs außer den katholischen Kurfürsten 60 Stimmen im fürstlichen Senat; nur 26 bestanden auf eine Untersuchung der Ursachen des Krieges, auf einen Waffenstillstand und auf die Vermittelung des Reichs bei dieser Fehde. Unter diesen legten, durch Vernunft und Mäßigung geleiteten Stimmen waren die Grafen aus der Wetterau, aus Franken und Westphalen. Die Reichsstädte aber stimmten blindlings mit der kaiserlichen Partei. Die meisten Reichsfürsten wurden theils durch Furcht, theils durch Hoffnungen auf Theresiens Seite gezogen, und so wurde bei ihnen auf einmal die Freundschaft, welche sie seit langen Zeiten mit Preußen verbrüderet hatte, so manche empfangene Wohlthaten dieses Hauses, die Bande der Religion und des Blutes, kurz Alles vergessen. Man setzte in den Staatschriften, in den Erklärungen und Manifesten die unanständige Sprache gegen den König fort, der sich deshalb ausdrücklich an die Kaiserin Theresia wandte, mit der Erinnerung, daß Monarchen Feinde sein könnten, ohne sich zu Schmähungen herabzulassen, denn nicht Worte, die ihre Würde erniedrigten, sondern das Schwert mußte ihren Streit entscheiden. Lange blieb diese Erinnerung ohne Wirkung; nur erst nach einigen gewonnenen

Schlachten bekam sie Gewicht. Den kreisauschreibenden Fürsten wurde indeß aufgegeben, zu verhindern, daß der König irgend eine Art von Unterstützung aus den Kreisländern erhielt; auch wurden alle in Friedrichs Heeren befindliche Reichsvasallen aus dem preussischen Dienst abgerufen; dabei erging eine kaiserliche Verordnung, daß alle mit preussischen Staatschriften handelnden Buchhändler und Buchdrucker eingezogen und bestraft werden sollten. Baron von Plotho, der kurbrandenburgische Gesandte bei der Reichsversammlung, beantwortete alle Staatschriften gegen Preußen mit Ernst und Würde, und da er wegen des Druckes in ganz Süddeutschland unübersteigliche Hindernisse fand, legte er eine eigene Druckerei in Regensburg an.

Man wollte nun förmlich zum Reichsbann schreiten; der kaiserliche Notarius Dr. April begab sich in Begleitung zweier Zeugen mit der Citation zu dem Gesandten Baron von Plotho. Diese Vorladung betraf die Erscheinung des Gesandten vor der Reichsversammlung, um anzuzeigen, was er der Anklage auf die Reichsacht entgegen zu setzen habe. Plotho, sich seiner Rechte bewußt, bezeigte die größte Verachtung gegen diese Vorladung; er zwang den Ueberbringer, sie wieder mitzunehmen, schob ihn selbst zur Thür hinaus und ließ ihn sodann durch seine Bedienten zum Hause hinauswerfen. Diese Entschlossenheit des Ministers hatte zur Folge, daß man den Entwurf zur Reichsacht aufgab, indem man einsah, daß für jetzt dadurch Nichts gewonnen werde. Man beschloß aber, auch ohne Reichsacht gegen Friedrich als einen Feind des Reichs zu verfahren, und auf seine Behauptungen, daß er nicht als Kurfürst von Brandenburg, sondern als souverainer König von Preußen gehandelt habe und handeln werde, nicht zu achten. Demzufolge wurde nun aus allen Völkerschaften Deutschlands ein Heer aufgeboden, das unter dem furchtbaren Namen der

Reichs = Exekutions = Armee dem Dekret der Majorität den nöthigen Nachdruck geben sollte. Anfangs wurden nicht weniger als 120,000 Mann zu diesem Zweck bestimmt, nachher aber bis auf die Hälfte vermindert. So gesellte sich zu den vielen feindlichen Heeren, bei denen Friedrichs Untergang die Lösung war, ein neues, und schon fing man an, den nahen Zeitpunkt zu berechnen, wo der Krieg geendet und Friedrich gedemüthigt sein würde.

Friedrich, dem jetzt nichts übrig blieb, als durch den wirksamsten Gebrauch seiner Waffen dem Kriegsgewitter überall die Stirn zu bieten, schritt bald in seinen sächsischen Finanzoperationen nachdrücklicher zu Werke. Er sah ein, daß das so sehr gewünschte sächsische Bündniß offenbar für ihn nachtheilig gewesen wäre, und unter den jetzigen Verhältnissen das Land ihm mehr Vortheile gewährte. Keine Provinz konnte, wie Sachsen, allen seinen Bewegungen einen Centralpunkt gewähren und ihm Rücken und Flanken decken. Die Lage dieses Landes zwischen zwei großen, durch die Politik immer getrennten Mächten war und ist ein Nationalunglück für die Sachsen. Friedrich konnte nur von hier aus bei seinen Unternehmungen in Böhmen Zufuhren erhalten, und war überdies genöthigt, sich bei einem Angriff auf Oestreich gegen Sachsen in Sicherheit zu setzen. Es blieb also den letzteren gleich im Anfange des Krieges keine andere Wahl übrig, als entweder Bundesgenossen des Königs oder seine Kriegsgefangenen zu sein. Das erstere wollten sie nicht, und da Friedrich unzweifelhafte Beweise hatte, daß sie ihn zu verderben suchten, so war er von nun genöthigt, Sachsen als ein feindliches Land zu behandeln. Die Besoldungen aller sächsischen Beamten wurden daher verringert; zum Unterhalt der Landeskollegien und Kanzleien in Dresden waren bisher 190,000 Reichsthaler erforderlich, diese Summe wurde bis auf 30,000 herabgesetzt,

und so ging man weiter. Die Königin bat um Geld; Friedrich, der wohl wußte, welchen Gebrauch sie davon machte, ließ ihr nur 7800 Reichsthaler, den Rest einer Kasse, überliefern. Sie erneuerte ihre Bitte und bestimmte die gegenwärtigen Bedürfnisse für sich und ihre Familie auf monatlich 174,000 Thaler. Die Antwort war, sie möchte sich an ihren Gemahl wenden. Die Opernsänger und Tänzer wurden zwar nicht förmlich verabschiedet, allein man gab ihnen keine Besoldung mehr, und nun reisten sie nach Italien zurück. Ein paar wichtige Personen am sächsischen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Oberdirektor der Opern. Jener hatte ein Gehalt von 12,000, dieser von 15,000 Thalern; jetzt mußten sie sich mit 2000 begnügen. Die Kaiserin Elisabeth kam indeß der sächsischen Fürstin in ihrer Noth zu Hülfe und schenkte ihr 100,000 Rubel. — Das königliche Schloß in Dresden jedoch ließ Friedrich unberührt. Er besuchte oft die vortreffliche Bildergallerie, allein, ohne sich etwas davon zuzueignen; vielmehr beschenkte er die Aufseher reichlich. Diese Mäßigung beobachtete er indeß nicht in Ansehung des Grafen von Brühl, den er mit Recht als den Urheber des Bündnisses betrachtete, welches Sachsen mit seinen Feinden geschlossen hatte. Der Minister besaß in seinen Schlössern eine zusammengehäufte Pracht, der vielleicht kein damaliger König in Europa an häuslichem Glanz und Ueppigkeit gleichkam. Alles, was in Kunstwerken ausgezeichnet und einzig war, das Kostbarste und Außerordentliche, was in London und Paris nicht sogleich Käufer fand, wurde vom Grafen Brühl zur Zierde seiner Paläste erstanden. Das Auserlesenste davon war in seinem Palast in Dresden gesammelt. Alle Zimmer prangten mit künstlichen Uhren von endloser Verschiedenheit und Aufstellungsart, mit Statuen, Medaillons und Gemälden, den kostbarsten Lackirungen, mit Gold eingelegten Thürschlössern, prächtigen Tapeten und

porzellanenen Dosen in Form antiker Bildsäulen, römischer Mausoleen oder griechischer Tempel. Das Außerordentlichste aber war die Kleidersammlung dieses Ministers; ganze Säle waren von der Decke bis zum Fußboden mit Schränken voll Gewändermassen angefüllt. Zu jedem Anzuge gehörte eine besondere Uhr, Tabaksdose und Degen. Die Kleider waren en miniature gemalt und in ein Buch eingetragen, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von 40 Kammerdienern hatten 4 allein die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Da aber einst ein Reisender, über diese sonderbare Ausstellung betroffen, verächtlich ausrief: „Montrez-moi des vertus et non pas des coulottes!“ stellte man dieses zur Schau stellen ein.

Ebenso wie sich der König nun der sächsischen Gelder bediente, ließ er auch sächsische Rekruten zu seinem Heeresdienst ausheben und steckte sie unter seine Regimenter. Die Oesterreicher wünschten sehr die Festung Königstein zu besetzen; sie entwarfen daher einen Plan, diesen Felsen mit Einstimmung des sächsischen Befehlshabers zu überrumpeln. Durch seine Wachsamkeit erfuhr es Friedrich und erinnerte durch einen Brief den Kommandanten an seine Pflicht, die ihm anvertraute und als neutral erklärte Festung nicht überfallen zu lassen, mit der Bedeutung, daß er sie für unüberraschbar hielt, und folglich eine unvermuthete Ueberrumpelung dabei nicht stattfinden könne; geschehe sie, so solle er als ein Verräther dafür verantwortlich sein. Diese Erinnerung that ihre Wirkung und der Versuch unterblieb. Ueberhaupt war Friedrich sehr auf seiner Hut und erfuhr alles durch seine stete Wachsamkeit. Die Gräfin Brühl erhielt aus Polen ein Faß ungarischen Wein; die Sache schien unbedeutend, allein da sie eine so wichtige Person betraf, meldete man es dem König. Er befahl die schleunige Ablieferung des Weins und bat sich nur das Faß aus. Nun wurde

in Gegenwart eines Abgeordneten der Wein im Palast abgezapft, und sodann dem Könige das Faß gebracht, das ausgefüllt, mit doppeltem Boden versehen und mit vielen Briefen und Papieren angefüllt war.

Fünfter Abschnitt.

Bei Prag und Kollin.

Treffen bei Reichenberg. — Die Schlacht bei Prag. — Blockade von Prag.
Die Schlacht bei Kollin. — Friedrich verläßt Böhmen.

Während Friedrich in Dresden, anscheinend sorglos und nur friedlichen Beschäftigungen lebend, dem Frühlinge entgegen sah, arbeiteten die Verbündeten mit einmüthigem Streben an seinem Untergange. In allen Theilen Deutschlands herrschte kriegerische Thätigkeit, die seit Jahrhunderten nicht so allgemein gewesen. Selbst als die Deutschen im Religionskriege unter Gustav Adolph und Karl V. wider einander wütheten, waren keine so gewaltigen Zurüstungen geschehen als jetzt. Sonst erfreute sich des Menschen Herz über den kommenden Frühling und sehnlich erwartet es die Zeit, in der die Sonne hell und warm niederstrahlt und Flur und Wald mit neuem Grün bekleidet; damals sah der friedliche Landmann mit Bangen dem Lenze entgegen, weil er wußte, daß mit dem ersten Ton der Lerche auch der Donner der Kanonen erbrausen und der Krieg seine blutige Geißel über das geliebte Vaterland schwingen werde.

Seit dem Januar konnte Friedrich nicht mehr zweifeln, daß er gegen seine mächtigen Feinde keinen Beistand zu erwarten habe, sondern auf sich allein und die Treue seines Volkes angewiesen sei. Am 4. Januar kam er nach Berlin, um persönlich

mit seinen Ministern zu berathen. Er erwog jeden denkbaren Fall, unglückliche Schlachten, Gefährdung der Hauptstadt, seine eigene Gefangenschaft oder Tod. Die ganze Größe der Gefahr stand vor seiner Seele und er ließ daher, ehe er sich aus der Hauptstadt entfernte, für seinen Minister, Grafen von Finckenstein, folgende denkwürdige Verordnung zurück.

„Berlin, den 10. Januar 1757.

In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohten, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die Königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem General-Directorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die Königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Falle muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Fall gehen. Die Garnison, die Königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammen bleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß. Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung hier, wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück

hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man am allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernstester Wille ist, unterzeichne ich solches mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich." —

Durch königliche Ordre vom 12. Januar wurden das gesammte Staats-Ministerium und die Chefs der höchsten Gerichte angewiesen, Allem genau Folge zu leisten, was auf gewisse Fälle ihnen der Minister Graf Finckenstein nach der ihm ertheilten geheimen und schriftlichen Instruction sagen werde.

Noch an demselben Tage, an welchem Friedrich diesen Act selbstverleugnender Fürsorge für die Zukunft Preußens vollzog, verließ er die Hauptstadt und betrat sie erst nach Beendigung des Krieges wieder.

Die Regierungsgeschäfte waren geordnet, die Rechtspflege gesichert, die Finanzen wohl bestellt. Die Kosten des Krieges lagen für das kommende Jahr im Staatschatz bereit und der König nahm darauf Bedacht, mit dem Gelde so zu wirthschaften, daß er den letzten Thaler in der Tasche behalte, um seinen Feinden den Frieden vorschreiben zu können.

Bei der Menge seiner Feinde mußte es dem Könige daran gelegen sein, einer Vereinigung derselben zuvorzukommen und die verbündeten Mächte einzeln anzugreifen. Auf Oestreich war natürlich sein Hauptaugenmerk gerichtet und es schien ihm unerklärlich, erst diesem einen bedeutenden Schlag zu versetzen, ehe er sich gegen die Franzosen, die Reichstruppen oder die Russen wenden durfte. Der östreichische Oberbefehlshaber, Feldmarschall Brown, hatte den entgegengesetzten Plan und wollte sich zunächst bloß auf Vertheidigung einschränken, bis man mit sämmtlichen Bundesgenossen vereinigt auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Brown theilte deshalb seine ganze Macht in vier große Massen, um Böhmen zu decken. Friedrich hingegen drang Ende des April mit fünf Armeen in Böhmen ein. Die Anführer derselben waren: Graf von Schwerin, der von Schlesien auszog, der Herzog von Bevern, der über Zittau, der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, der über Kommotau, der Prinz Heinrich von Preußen, der über Neustädtel, und der König selbst, der über Peterswalde den Marsch nahm. So gut waren die Befehle berechnet und mit so großer Ordnung wurden sie befolgt, daß alle diese von so verschiedenen Seiten anrückenden Schaaren an demselben Tage den böhmischen Boden betraten. Man bemächtigte sich sogleich einiger sehr beträchtlichen kaiserlichen Vorrathshäuser. Der Herzog von Bevern traf die Oestreicher unter dem Grafen von Königsegg bei Reichenberg in einer festen Stellung. Der Feind war etwa 28,000 Mann stark, auf waldbedeckten Anhöhen wohl verschanzt, während die Armee des Herzogs von Bevern nur aus 16,000 Mann bestand. Gleichwohl griffen die Preußen unverzüglich an und in kurzer Zeit gelang es ihrer stürmischen Tapferkeit, den Feind aus allen seinen Positionen zu vertreiben und zum schleunigen Rückzuge zu zwingen; er suchte sich zwar bei Liebenau wieder

festzusetzen, als aber der Graf von Schwerin ihn von Prag abzuschneiden drohte, setzte er den Rückzug fort, während nun Schwerin und Bevern ihre Corps vereinigten und nach der Straße von Prag vorrückten.

Am 2. Mai langte der König von Preußen mit der Hauptarmee vor Prag an und lagerte sich an dem, durch eine blutige Schlacht im dreißigjährigen Kriege berühmten weißen Berge. Auch die übrigen Heeresabtheilungen trafen einige Tage später auf verschiedenen Straßen an der Moldau ein und am 6. Mai befand sich der größte Theil der Gesamtarmee schlagfertig am rechten Ufer dieses Flusses, nur die Corps des Prinzen Moritz von Anhalt und des Marschall Keith blieben in ihren Lagern auf der linken Seite stehen.

Am 6. Mai früh Morgens waren alle preussischen Schaaren, über 100,000 Mann stark, in der Gegend von Prag versammelt, und eine der denkwürdigsten Schlachten sollte an diesem Tage geschlagen werden. Das preussische Heer, welches am Kampfe Theil nahm, war 64,000 Mann stark, das österreichische 78,000 Mann. Letzteres stand auf verschanzten Höhen und wähnte sich so sicher, daß es trotz der Berichte der Vorposten nicht eher an den Anmarsch der Preußen glaubte, als bis der Donner ihrer Kanonen ihre Nähe außer Zweifel setzte. Man war eben mit dem Kochen des Frühstücks beschäftigt und die Reiterei schwärmte in der Gegend nach Fourage herum, als plötzlich jenseits der das Lager umgebenden Moräste die preussischen Bajonnette aus den Gebüsch blinkten und Colonne auf Colonne hinter einer langen niedrigen Hügelkette, die ihre Annäherung verdeckt hatte, hervorquoll. Den König schreckte weder die furchtbare Stellung der Östreicher, noch ihre Ueberzahl, er schickte vielmehr den General von Winterfeld sofort vor, um das Terrain zu recognosciren und den besten Punkt für den Angriff zu erkunden. Der General beging hierbei einen Irr-

thum, der gleich beim Beginn des Kampfes den Preußen höchst verderblich wurde. Er hielt nämlich die abgelassenen Teiche und sumpfigen Wiesen vor der Front des Feindes für festen, zur Truppenaufstellung vortrefflich geeigneten Boden, weil die ganze Fläche mit wildem Hafer und üppigem Grase dicht bedeckt war. Auf diesen Bericht hin entwarf der König seine Dispositionen und befahl der Infanterie und Artillerie, sofort auf diesem Wege dem Feinde entgegenzurücken. Zu spät gewahrten die tapferen Truppen, daß die grüne trügerische Decke sie tödlich verlockt hatte. Dennoch geschah der Angriff der preussischen Infanterie mit einem bewunderungswürdigen Muth. Aber auch rottenweise blieb man bei jedem Tritt im Schlamm stecken und die Regimenter Treskow und Meierinck sanken demmaßen in Morast, daß es ihnen nur mit großer Mühe gelang, sich wieder herauszuarbeiten. Mehrere Bataillone mußten bei diesen Umständen ihre Kanonen zurücklassen, so sehr sie ihrer auch bedurften. Um 1 Uhr Mittags waren die Hindernisse bekämpft, und die Preußen fingen an, sich in Schlachtordnung zu stellen. Ohne sich erst von den schrecklichen Mühseligkeiten zu erholen, gingen sie ungestüm auf den Feind los und wurden mit entsetzlicher Geschützfeuer empfangen. Rottenweise stürzten sie zu Boden; das Regiment Winterfeld griff dessenungeachtet eine Batterie an, fand aber größtentheils vor derselben sein Grab. Dies hinderte jedoch nicht das Anrücken des Bataillons von Wrede, das einmüthig schrie: „Kameraden, laßt uns hinan, Ihr habt Ehre genug!“ Der König hatte Befehl gegeben, nicht zu schießen, sondern gleich mit dem Bajonnet einzudringen; allein das Kartätschenfeuer der Oestreicher war so mörderisch, daß die menschliche Natur bei einem augenscheinlich gewissen Tode endlich der Tapferkeit ein Ziel setzte: mehrere Regimenter der Preußen wichen zurück.

Indessen war die Reiterei beider Heere auch ins Handgemenge gerathen; der Prinz von Schönau, der die preussische befehligte, griff mit einem Theile derselben die ganze österreichische an und warf die erste Reihe über den Haufen. Er verlor aber durch die Ueberflügelung seine beiden Flanken und wurde durch die zweite Reihe des Feindes zurückgeschlagen. Die preussische Reiterei gestaltete sich jedoch wieder, erhielt Verstärkung und ging von Neuem auf den Feind los. Hier war nun der Angriff entscheidend, denn die österreichische Reiterei wurde auseinandergesprenget und richtete selbst unter ihrem Fußvolk entsetzliche Verwirrung an, während die preussischen Husaren frisch einhieben. Das preussische Fußvolk hatte jedoch während dessen durch den entsetzlichen Eisenhagel furchtbar gelitten; es war bereits im Wanken: da steigt der greise Feldmarschall Schwerin vom Pferde, eine Fahne ergreifend, stellt er sich an die Spitze seines Regiments und mit den Worten: „Heran meine Kinder!“ geht er dem Feinde entgegen. Die Preußen folgten augenblicklich, allein schon nach wenigen Augenblicken fiel der edle Feldherr von vier Kartätschenkugeln durchbohrt zu Boden; seine Fahne deckte ihn und verhüllte seine Todeszüge. Mehrere preussische Feldherren folgten nun diesem Beispiel und führten ihre Brigaden zu Fuß an; auch der Prinz Heinrich stieg vom Pferde und erstieg an der Spitze der Seinigen eine feindliche Geschützhöhe. Nun stürzte das ganze zweite Treffen der Preußen auf die Östreicher los, doch diese hielten sich tapfer. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig bat den König, vom Schlachtplan abzuweichen, weil er einen Versuch auf die feindliche Flanke machen wolle. Die Antwort war, er möge thun, was er am rathsamsten fände. Ferdinand nahm nun sofort einige Regimenter vom preussischen rechten Flügel, fiel dem Feinde in Seite und Rücken, und jetzt wurde der Feind von Berg zu Berg getrieben und 7 Schanzen erobert. Die Feinde geriethen

nun in Unordnung, so daß sich ihre beiden Flügel trennten. Diesen Vortheil benutzte Friedrich unverzüglich; er rückte in den offenen Raum und ließ von beiden Seiten aus einhauen, bis das geschlagene Heer in zwei Schaaren die Flucht ergriff. Die eine Hälfte des geschlagenen Heeres suchte ihre Rettung durch die Flucht ins Weite, die andere warf sich nach Prag. Diesen Zufluchtsort wählte man in der Eile, ohne die Folgen zu überlegen. Man sah jedoch das Schreckliche solcher Lage schon in den nächsten Stunden ein, weshalb man noch am selbigen Tage Versuche machte, sich wieder herauszuziehen; allein die Preußen hatten, so viel die Dunkelheit der Nacht es nur zuließ, alle Ausgänge der Stadt besetzt und zwangen die Oestreicher, wieder in ihr Kriegsgefängniß zurückzukehren.

Dies die Geschichte der denkwürdigen Schlacht, die von Morgens um 9 Uhr bis Abends um 8 Uhr gedauert, eine Schlacht, durch die Größe der streitenden Heere, durch das viele vergossene Blut und die dabei begangenen Fehler von Seiten der Ueberwundenen, durch die Aufopferung eines erfahrenen Heerführers, durch die ungeheuren Schwierigkeiten des Bodens und die auf beiden Seiten bewiesene Tapferkeit, der Schlacht von Cannä nicht unähnlich, wo Hannibal die Römer, wie keiner vor ihm, besiegte. Die römische Schlacht entschied das Schicksal von ganz Italien, Rom allein ausgenommen; die preussische hätte den ganzen Krieg entschieden, wenn nicht ein sehr unbedeutender Gegenstand, ein Paar elende Pontons, der Sache eine andere Richtung gegeben hätten. Das Heer des Prinzen Moritz von Dessau befand sich nämlich oberhalb Prag auf der andern Seite der Moldau, über die man eine Brücke schlagen wollte, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Dieser Fluß schwoll aber, worauf man nicht gerechnet hatte, dermaßen an, daß die vorhandenen Pontons zu einer Schiffbrücke nicht ausreichend waren. Dieser ganze preussische

Heerestheil mußte daher unthätig in der Ferne der Schlacht zusehen; hätte man ein Paar Pontons mehr gehabt, so konnten die Preußen übersetzen und die Vernichtung des ganzen östreichischen Heeres wäre nicht zweifelhaft gewesen; so aber konnte Moritz nichts Anderes thun, als die geschlagenen Destrreicher, die sich vor seinen Augen in größter Unordnung zurückzogen, mit einigen Geschützkuugeln verfolgen.

Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten belief sich auf 16,500 Mann; 1550 Mann waren in Gefangenschaft gerathen. Viele ihrer vornehmsten Befehlshaber deckten das Schlachtfeld: außer dem Feldmarschall Schwerin die Generale Prinz von Holstein, Prinz von Anhalt, von Goltz, Hautcharmoy und andere; von Fouqué und von Winterfeld aber lagen gefährlich verwundet. Die Destrreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete, dabei büßten sie 5000 Gefangene ein, die nebst 60 Kanonen, einer Anzahl Fahnen und Standarten, der Kriegskasse und vielem Rüstgepäck den Siegern in die Hände fielen. Noch vom Wahlplatz schrieb der König an seine Mutter: „Ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Destrreicher verloren und ich habe mit 150,000 Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Kompliment zu machen, mit den übrigen will ich die Destrreicher verfolgen.“

So blutig indeß auch diese Schlacht, und so große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hegte, so ging doch Alles ganz anders; denn diese schreckliche Niederlage ist wegen der Folgen, die sie nicht hatte, besonders merkwürdig. Alle Welt glaubte, das flüchtige östreichische Heer würde verfolgt und aufgerieben, das eingeschlossene aber durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen werden; allein das Kriegsglück vereitelte

sehr geschwind die Hoffnungen der Preußen und flößte ihren Feinden neuen Muth ein. Durch die Schlacht bei Prag verlor jedes Heer einen ausgezeichneten Feldherrn; denn auch der Feldmarschall Brown starb an seinen im Gefecht erhaltenen Wunden. Friedrich betrauerte den Tod Schwerin's, seines Lehrers in der Kriegskunst, von dem er zu sagen pflegte: „Er würde ein vollkommener Feldherr sein, wenn er nur Jemanden neben sich leiden könnte.“ Nach geendigtem Kriege ließ ihm der König in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine marmorne Bildsäule errichten. Selbst der Kaiser Joseph weihte ihm später eine große militairische Gedächtnißfeier auf der Stätte seines Ruhmes, und die Fahne, die des Helden Leiche bedeckte, wird noch jetzt in Petersburg als Heiligthum aufbewahrt. — Dem sterbenden Brown hingegen wurden die letzten Lebensstunden durch die Anwesenheit des Heeres in Prag sehr verbittert. Unter den heftigsten Schmerzen rieth er unaufhörlich, daß alle Truppen sogleich hinausstürmen und die Reiterei sich in der Nacht durchschlagen sollte. Der weise Rath des Feldmarschalls wurde aber nicht gehört und er mußte noch vor seinem Tode die Jammerausstritte in Prag mit ansehen.

Diese ungeheure Stadt barg jetzt innerhalb ihrer Mauern ein ganzes Kriegsheer. Nebst der Besatzung waren hier 50,000 Mann beisammen, worunter sich alle vornehmen Befehlshaber, die sächsischen Prinzen, der Prinz Friedrich von Zweibrücken, der Erbprinz von Modena, ja selbst der Prinz Karl von Lothringen befanden. Eine so große Kriegsmacht war seit der Belagerung Alexandriens durch Julius Cäsar in keiner Stadt unseres Welttheils eingeschlossen. Alle Nationen Europa's, die verbündeten, wie die neutralen, erwarteten nun ganz außerordentliche Begebnisse wie 1870 bei Metz. Friedrich ließ die Stadt, die beinahe zwei deutsche Meilen im Umfang hat, unverzüglich berennen und alle Ausgänge mit Geschütz besetzen. Der Oberst von Krokow

mußte die feindlichen Heerführer auffordern, sich zu ergeben. Die Antwort war, man würde sich bis auf's Aeußerste vertheidigen. Anfangs glaubte man in Wien, daß ein so gewaltiges Heer, wie das eingeschlossene kaiserliche, die Kiegel seines Kerkers bald zersprengen würde; allein die nachdrücklichsten, oft wiederholten Versuche, mit Verzweiflung ausgeführt, zeigten sich als fruchtlos, und durch zahlreiches Geschütz zurückgewiesen, mußten die Oestreicher immer wieder zu ihrem Nothmahle von Pferdefleisch zurückkehren. Dies war die Nahrung des ganzen eingeschlossenen Heeres schon in den ersten Wochen; die Noth war grenzenlos, die Magazine in der Stadt waren leer, die Truppen litten an Allem Mangel und die 80,000 Einwohner schwebten in Gefahr, Hungers zu sterben.

Prag, als Festung unbedeutend, aber als Brustwehr von 50,000 Mann ein furchtbarer Punkt, wurde nun, nachdem das Geschütz aus Dresden angelangt, förmlich belagert und enger eingeschlossen. Fortwährend wurden Bomben und glühende Kugeln hineingeworfen; das Feuer zündete an allen Orten; die Preußen konnten des Nachts das Geschrei und Wehklagen der Einwohner deutlich hören; 12,000 derselben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnoth zu vermindern; allein die Kanonenkugeln der Belagerer trieben sie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreimonatlichen Belagerung lag die ganze Neu- und Judenstadt in Asche, viele Menschen wurden durch die Bomben getödtet, verstümmelt oder in den einstürzenden Häusern zerschmettert. Die Unruhe in der Stadt war grenzenlos; alle Straßen mit Wagen, Pferden und Kriegsgeräth bedeckt, die Kirchen voller Verwundeten und Kranken, der Tod unter Menschen und Vieh wie bei der Pest aufräumend und dabei dem quälendsten Hunger preisgegeben. Die Geistlichkeit, der Magistrat, die Bürgerschaft, Alles flehte den Armeegeneral, Prinzen Karl von Lothringen an, sich zu ergeben und dadurch dieses

Elend abzuwenden; der Prinz versuchte zu kapituliren und verlangte freien Abzug; Friedrich aber wollte nichts davon hören und schlug seinerseits Bedingungen vor, die man nicht annehmen zu können glaubte.

Die Preußen befanden sich indessen außerhalb der Mauern nicht minder in einer traurigen Lage; sie hatten außer den Feinden auch die Elemente zu bekämpfen. Ein grausamer Sturm, von entsetzlichen Regengüssen begleitet, riß ihre Zelte in Stücke und überschwenmte das Lager. Wolkenbrüche ergossen sich und schwellten die Moldau so heftig an, daß sie auf 100 Schritte weit aus ihren Ufern trat, die preussische Schiffsbrücke zertrümmerte und die Pontons mit sich fortriß. Sie schwammen den Fluß hinab nach Prag zu, wo die Oestreicher 24 davon auffingen; 20 andere entgingen ihnen und wurden von den Preußen wieder erhascht. Die Belagerten sahen ihre Umstände durch diese Beute nicht verbessert; ihre Lage verschlimmerte sich täglich, ja stündlich, und die vielen Feldherren, die unaufhörlich in der Stadt Kriegsrath hielten, wußten keinen Rath mehr. Die Hoffnung der Truppen, sich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verschwunden und das Vertrauen auf die Daun'sche Armee, die bei Kollin stand, nur sehr gering. Ein großer, durch Kriegswuth geleiteter Ausfall, der in der Nacht vom 1. Juni unter Anführung ihrer besten Generale von der halben Besatzung geschah, war so fruchtlos wie alle anderen. Die Oestreicher fochten fünf Stunden lang wie Verzweifelte, allein sie mußten wieder zurück. Nichts blieb also den Eingeschlossenen übrig, als den Hungertod zu erwarten.

Friedrich, dem jeder Tag, jede Stunde kostbar war, glaubte mit dem äußersten Nachdruck verfahren zu müssen und er eröffnete ein noch furchtbareres Bombardement, daß der gänzliche Ruin der Stadt nicht zu bezweifeln war. Aus 300 Ka-

nonen wurde Prag Tag und Nacht beschossen. Haubitzen-Granaten, glühende Kugeln und Bomben sausten ohne Unterlaß auf Dächer und Thürme, auf Straßen und Plätze nieder, und in einigen Stadttheilen vermochte man nicht mehr das Feuer zu löschen. Die festesten Dächer wurden von den Bomben durchbrochen, die Zimmerdecken zerschmettert und die Bewohner, ehe sie flüchten konnten, unter den Trümmern begraben. Prag glich mehr einem Schlachtfelde, als der reichen und prächtigen Hauptstadt eines blühenden Landes. Auf einzelnen Straßen, die durch herabgeschleuderte Balken, Ziegel und Mauerwerk versperrt waren, herrschte die tiefste Stille, die Bewohner hatten sich in die untersten Kellergewölbe geflüchtet. Klöster und Kirchen waren mit Schwerverwundeten überfüllt. Wohin der Blick sich wandte, fand er dieselben Jammer-scenen, begegnete er demselben Elend; auch der Gottentfremdetste mußte hierin des Herrn gewaltige, strafende Hand erkennen, der den Krieg, als einen Fluch der Sünde, uns zu einem Mahnruf schickt, um den Menschen seine heiligen Ordnungen und seinen Willen wieder ins Gedächtniß und ins Gewissen zu schreiben.

So lange der österreichische General Daun in der Nähe stand, hoffte man in Prag immer noch auf Entsatz. Der König kannte den Grund dieses hartnäckigen Widerstandes und um der Sache ein Ende zu machen und den Belagerten auch diesen letzten Rückhalt zu rauben, beschloß er, Daun selbst entgegen zu gehen und ihm eine Schlacht zu liefern, deren glücklicher Ausgang Prags Fall unverzüglich nach sich ziehen mußte.

In so bedenklicher Lage befand sich die Kaiserin Maria Theresia. Alle Pässe ihres Königreichs Böhmen nach der Lausitz und dem Voigtlande, nach Sachsen und Schlesien befanden sich im Besitze der Preußen; der Kern ihrer Kriegsmacht und ihre besten Generale waren in Prag eingesperrt, ihre übrigen Truppen geschlagen, muthlos und in kleinen Haufen

zerstreut, denen es auf ihrem eigenen Boden an Unterhalt fehlte. Von Sachsen her war jede Hülfe abgeschnitten, alle kaiserlichen Erbländer offen und dem Feinde blosgestellt; ja Wien selbst nicht gegen eine Belagerung gesichert. Man hielt die Preußen, die seit 1741 in 8 Schlachten gesiegt und noch keine einzige verloren hatten, jetzt für unüberwindlich, und ihrem Könige schien Alles auszuführen möglich. Die Bestürzung in der Kaiserstadt war daher unaussprechlich; man glaubte den Sieger bereits vor den Thoren zu sehen, und schon dachte man auf Mittel, ihm mit großen Aufopferungen den Frieden anzutragen.

Doch die Sache wurde eine andere. Die Belagerung von Prag verzögerte sich länger, als Friedrich geglaubt hatte; er wußte, daß die Russen, die Schweden, die Franzosen und die Reichstruppen sich von allen Seiten her seinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm kostbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. Er ließ daher den größten Theil seines Heeres bei Prag stehen, um die Belagerung fortzusetzen, und gieng mit 12,000 Mann, um zum Herzog von Bevern zu stoßen, mit ihm den Marschall Daun anzugreifen, und so alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

Daun war aus Mähren mit 14,000 Mann gekommen, in der Absicht, zu dem großen kaiserlichen Heere zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er sich nur noch 4 Meilen vom Wahlplatze. Diese Nähe begünstigte die Rettung der geflohenen Oestreicher. Die Zahl der Flüchtlinge war 16,000. Er zog sie an sich; mehrere kleine Haufen aus den kaiserlichen Erbländern gesellten sich dazu; selbst die Besatzung von Wien mußte jetzt zu ihm nach Böhmen gehen. Nach allen diesen Verstärkungen lagerte sich Daun, 60,000 Mann zählend, auf den Bergen bei Kollin, wo er sich sorgfältig verschanzte. Die

ihm eigene Behutsamkeit und seine eingeschränkten Fähigkeiten zum Offensivkriege machten es höchst wahrscheinlich, daß er nichts Großes, wenigstens nichts Wirksames zur Befreiung der Belagerten unternommen haben würde, so gemessen auch hierüber die Befehle seines Hofes sein mochten. Hierzu kam, daß seine Truppen muthlos geworden waren, und der Name Preuße fürchterlich in ihren Ohren klang. Der Herzog von Bevern, mit 20,000 Mann ihm entgegengeschickt, benutzte diese Vortheile und nahm gleichsam vor Daun's Augen einige ansehnliche Magazine weg. Der König, an der Spitze seiner mitgebrachten Truppen, vereinigte sich endlich mit dem Bevern'schen Heere, und nun rückte er am 18. Juni auf den Feind los.

Daun hatte inzwischen seine Stellung verändert; eine seiner Linien stand auf dem Abhang der Berge, die andere auf dem Gipfel derselben. Vor seiner Front waren Dörfer, Hohlwege und senkrechte Anhöhen, zum Theil unersteiglich; ein zahlreicher Geschützzug, der ein erschreckliches Feuer eröffnete, schien vollends jeder Stürmung ein Ziel zu setzen. Dennoch geschah unter Anführung des General von Hülsen der Angriff. Siebenmal griffen die Preußen den Feind in seiner so überaus vortheilhaften Stellung an, und wenn der gräßliche Eisenhagel Alles über den Haufen warf und die Bataillone immer zurückschmetterte, so war dies kein Weichen, sondern blos eine zurückziehende Bewegung, um sich wieder in Ordnung zu stellen und von Neuem anzugreifen. Voll kriegerischer Wuth, die das Menschengefühl erstickte, kletterte man über die Leichenhügel der Erschlagenen, als ob es Erdhaufen wären. Die Todten, Sterbenden und Verwundeten mußten sich das Herumtrampeln auf ihren Körpern gefallen lassen und wurden theils zertreten, theils übergefahren, entseztlich verstümmelt, gequetscht, und die noch Lebenden theilweise durch die auf sie Fallenden erstickt

und getödtet. Die Tapferkeit und die Kriegskunst zeigten sich hier in ihrem hellsten Lichte. Die Preußen hatten schon sehr große Vortheile erlangt; der rechte Flügel des Feindes war geschlagen, das Reiterheer des Generals Nadasdi durch Zieten über den Haufen geworfen und bis Kollin getrieben, so daß es ganz vom Daunschen Hauptheer getrennt war, und schon beschloß der Oberfeldherr ernstlich den Rückzug; die Adjutanten flogen mit den dahin abzweckenden Befehlen von Flügel zu Flügel; schon führte man das Geschütz ab und der geheime Befehl an die Generale, von Dauns eigener Hand mit Bleistift geschrieben, war: „Die Retraite ist nach Suchdol“, als die Schaale, worin die Schicksale der Menschen und Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Nachtheil stieg.

Des Königs weise Anordnungen wurden nie so schlecht als an diesem Tage befolgt. Der rechte Flügel sollte den linken nicht durch Thätigkeit, sondern durch eine zurückgezogene Stellung unterstützen, es geschah nicht. Der Prinz Moritz von Dessau, einer der tüchtigsten Generale, durch die Unbesonnenheit des Generals von Manstein verführt, der in den kostbarsten Augenblicken eine Kroatenjagd vornahm, brach, durch kriegerische Hitze verleitet, die Linie, und hielt mit seinen kampfdürstenden Schaaren, um von Manstein zu unterstützen, zu eben der Zeit still, wo er sich in unzertrennlicher Verbindung mit dem zusammenhängenden ungeheuren Schlachtgetriebe ruhig fortbewegen sollte. Das ganze preußische Heer bekam dadurch eine falsche Richtung; hieraus entstanden Unordnungen aller Art; man griff da an, wo kein Angriff geschehen sollte.

Die Oestreicher bezeigten sich überaus tapfer und sie drangen zu vollen Haufen in die Preußen ein und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Die durch den Kugelhagel sehr verdünnten preußischen Bataillone formirten kleine Haufen mit

großen Oeffnungen; viele thaten dies mit großem Glück; ein preußisches Kürassier-Regiment, diesem Beispiel folgend, gerieth aber unter eine Batterie, die mit Kartätschen die geharnischten Reiter, Mann und Roß, so haufenweise zu Boden streckte, daß Alles zurückstürzte. Dies verursachte eine erstaunliche Unordnung, wodurch die hinten stehenden Infanterie-Regimenter Prinz Heinrich und Bevern über den Haufen geworfen wurden. Einige sächsische Regimenter Kavallerie, die sich bei Dauns Heer befanden und vor Begierde brannten, sich mit den Preußen zu messen, brachen nun ohne erhaltenen Befehl los, stürzten auf den Feind und hieben Alles vor sich nieder. Mann und Roß stürzten über einander und formten Leichenhügel in ihrem eigenen, dem Tode geweihten Bezirke. Es war keine Möglichkeit zu entrinnen, die sächsischen Dragoner schnaubten nach Rache. Ihre vor 12 Jahren erlittene Niederlage in Schlesien, wo ihr Loos traurig gewesen, schwebte noch in ihrem Andenken, weshalb man jetzt viele bei ihren Alles zerfleischenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Das ist für Striegau!“ Alles, was diese Reiterei nur erreichen konnte, wurde niedergehauen. Dieses Schicksal hatte Friedrichs Leibgarde, die aus 1000 der schönsten und kräftigsten Männer bestand, alle in der Potsdamschen Kriegsschule gebildet und mit kriegerhaftem Ehrgeiz gepanzert. Sie fochten, als schon Alles um sie her das Feld geräumt hatte, bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, den blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, als er zum erstenmal Rom's Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die preußischen Leichname, die ihre Gesichter gegen den Feind gewandt, auch im Tode noch Ehrfurcht einflößten. Nur 250 jener Leibtrabanten überlebten den blutigen Tag.

Mit erneuertem Heldenmuthen gingen die Preußen nochmals vor, und der König selbst dringt an der Spitze einer kleinen Schaar gegen eine feindliche Batterie an, aber seine Krieger stürzen neben ihm nieder und bald ist er nur noch mit seinem Adjutanten allein. „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?“ fragt ihn dieser; da endlich bleibt der König stehen, betrachtet unerschrocken noch einmal die feindliche Schlachtordnung, geht dann ruhig zurück und giebt den Befehl zum Rückzug. Es war 9 Uhr des Abends, und die feindlichen Anführer, denen ein preussischer Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, sahen dem unerwarteten Schauspiel ruhig zu, begünstigten sich mit dem errungenen Vortheil und Friedrich konnte so, ohne von ihnen verfolgt zu werden, ungestört seinen Rückzug ausführen. Sein Verlust an diesem Tage war außerordentlich; von 32,000 Preußen, die gegen 66,000 Oestreicher gefochten, hatten 14,000 den Tod gefunden; an Kanonen büßte er nur 16 ein. Die Oestreicher zählten 10,000 Todte und die Sachsen hatten 2000 Mann verloren.

Die Betrübniß und Betäubung des preussischen Heeres über diese Niederlage war unbeschreiblich; als den Offizieren der bei Prag zurückgebliebenen Armee die traurige Kunde zukam, herrschte unter ihnen lange eine lautlose Stille. Friedrich selbst war tief bewegt und vor Erschöpfung fast ermattet. Als man im nächsten Dorfe Rast machte, um die erschöpften Pferde zu tränken, trat ein alter verwundeter Kavallerist an den König heran und reichte ihm in der Höhlung seines alten Hutes einen kühlen Trunk mit den Worten: „Trink Ew. Majestät doch, und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben, unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ Wie Marius, aus der römischen Welt verbannt, auf den Ruinen von Karthago saß, so saß Friedrich hier auf einer Brunnenröhre mit trüben Gedanken

beschäftigt und mit seinem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Die Zukunft zeigte ihm schreckende Bilder und Niemand wagte ihn anzureden. Doch endlich sprang er auf und gab mit ruhiger Fassung die nöthigen Befehle. Er musterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Rest seiner Leibwache. Alle Krieger dieser auserlesenen Schaar waren ihm persönlich bekannt; er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale. Viele hatte er mit seiner Zuneigung beehrt und ihr Glück zu machen beschlossen. Alle diese Bekannten, die täglichen Gegenstände seines Anblicks und seiner huldreichen Gespräche, waren nicht mehr. In wenigen Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt; sie hatten wie Helden gefochten, und für ihn waren sie gestorben. Nur selten, — selbst nicht bei dem größten Unglück, wurden Friedrichs Augen naß; jene Betrachtungen aber preßten ihm Thränen aus. „Kinder“, sagte er, „Ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; — aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen.“

Bald nach der Schlacht schrieb Friedrich an seinen Freund, den Lord Marschall, unter Anderem: „Das Glück, mein lieber Lord, flößt uns oft ein schädliches Selbstvertrauen ein. 23 Bataillone waren nicht hinreichend, 66,000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben; ein andermal wollen wir unsre Sache besser machen. Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken gekehrt; ich hätte es vermuthen sollen, es ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was sagen Sie von diesem Bündniß wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, den Oestreichern, mit fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen im Handgemenge sehen sollte? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein

wird, mich zu überwinden.“ — Zu der Trauer über das schlimme Kriegsgeschick kam noch der Schmerz über den Tod eines Bruders und der geliebten Mutter hinzu, welche Friedrich stets innig verehrt hatte. Sein tiefer Gram ist aus den Briefen jener Zeit unverkennbar, aber zugleich auch die Seelenkraft, mit welcher er sich über seine traurige Lage erhob. So endigte eines seiner damals verfaßten Gedichte mit den Zeilen:

„Ich aber, vom Orkan bedroht,
Muß trotz dem nahenden Verderben
Als König leben, denken, sterben.“

Nach dem Verluste der Schlacht von Kollin stand bei dem Könige die Ueberzeugung fest, daß nun Prag nicht mehr genommen werden könne, und er beschloß unverzüglich die Belagerung aufzuheben, ehe Daun dem einschließenden Heere in den Rücken käme. Am 19. Juni in aller Frühe überbrachte Major Grant dem Oberbefehlshaber vor Prag, Feldmarschall Keith, und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auf dem rechten Moldauser commandirte, den mündlichen Befehl, das Geschütz abzufahren, die Magazine aufzuräumen, Kranke und Verwundete zurückzusenden. Am Nachmittage traf Friedrich selbst ein.

Nach einer 44tägigen Einschließung zog die Armee am 20. Juni von Prag ab. Der Abzug geschah jedoch nicht heimlich, sondern in großer Ordnung und mit klingendem Spiel. Man hatte 8535 Bomben, 75,039 Haubitzen-Granaten und 93,025 Kanonentugeln auf die Stadt geschossen.

In Wien herrschte große Freude, daß die dem Kaiserhause drohende Gefahr überstanden und der Zauber der Unbesieglichkeit des preussischen Königs zerstört war. Zum Gedächtnisse des Sieges stiftete die Kaiserin am 22. Juni den Theresien-Orden; alle Offiziere, die der Schlacht beigewohnt, erhielten einen monatlichen Sold, die Unteroffiziere und Gemeine 15 Kreuzer, alle Verwundeten aber einen zweimonatlichen Sold.

Sechster Abschnitt.

Die weiteren Feldzüge des Jahres 1757.

Die Barbarei der Russen. — Die Schlacht bei Groß-Jägerndorf. — Die Schweden. — Feldzug der Franzosen. — Die Schlacht bei Hastenbeck. Die Schlacht bei Kossbach. — Die Schlacht bei Breslau.

Des Königs Blick war nunmehr auf seine eigenen Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten; denn Kollin war die Loosung für Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen; auch der Reichshofrath erklärte nun förmlich den König für einen Reichsfeind. Die Russen drangen, über 100,000 Mann stark, in die Provinz Preußen ein, die der Feldmarschall Lewwald mit 30,000 Mann zu vertheidigen suchte. Das Hauptheer der Franzosen hatte fast ganz Westphalen in Besitz genommen, und 2 Armeen unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Étrées marschirten über Thüringen und Hannover gerade auf das Herz der preussischen Monarchie los. Die Schweden schifften über das baltische Meer, um Pommern zu überfallen, und die Reichstruppen bedrohten Sachsen und Brandenburg.

Die preussischen Unterthanen, die bei allen diesen schrecklichen Aussichten an ihres Königs Glück nicht verzweifelten, die an dem Ruhm seiner großen Thaten Theil nahmen und sein Verderben als das ihrige betrachteten, beschlossen, ihn mit Nachdruck zu unterstützen. Friedrich hatte sie bisher mit Milde beherrscht, ihnen viele weise Gesetze gegeben und andere nicht gewöhnliche königliche Wohlthaten erzeigt. Diese Liebe zu ihrem Könige und Vaterlande wollten sie durch die That bewähren. Die Landstände in Pommern versammelten sich eigenmächtig und beschlossen, 5000 Mann Landmiliz auf ihre Kosten zu errichten und zu unterhalten. Ihrem Beispiel folgten

die Landstände der Mark Brandenburg, die auch 5000 Mann, wie die Landstände von Magdeburg und Halberstadt, die 2000 lieferten; die genannten Provinzen warben auch eine Anzahl Husaren an, die den ganzen Krieg durch dienten und sich unter den Generalen Werner und Belling sehr auszeichneten. Es fehlte auch besonders an Offizieren; jetzt aber eilten Edelleute, die in den Waffen grau geworden und auf ihren Gütern in Ruhe lebten, herbei, um in höheren oder niederen Graden zu dienen. In Stettin wurde eine kleine Seemacht errichtet, die aus 2 Fregatten von 20, 3 Galeeren von 10, und 9 anderen Fahrzeugen von 6 Kanonen bestand. Es fehlte jetzt der preussischen Reiterei auch besonders an Pferden. Der Präsident von Blumenthal, nachheriger Staatsminister, vermochte die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, dem Könige ihre Pferde zu liefern. Der Adel, die Domherren, die Bürger, die Bauern, Alle beeilten sich, ihrem Monarchen die verlangten Opfer zu bringen; man entspannte Wagen und Staatskutschen, entsagte dieser Bequemlichkeit und sandte die Pferde, 4000 an der Zahl, zum Dienst der Reiterei.

Nach dem im Februar zwischen den Höfen von Wien und Versailles verabredeten Feldzugsplane sollte die große französische Armee, „die Dauphine,“ wie man sie nannte, im Frühjahr sich der preussischen Lande am Niederrhein und in Westphalen, wie Ostfrieslands in raschem Anlaufe bemächtigen und hierauf gegen Magdeburg vorrücken. Nach Mitte März überschritt die französische Armee die deutschen Grenzen. Ihr Etat belief sich auf 120,000 Mann mit 100 schweren Geschützen. Der Oberbefehl war dem Marschall d'Etrées übertragen. Er gehörte nicht zu den Günstlingen des Hofes und der regierenden Maitresse. Das nächste Anrecht auf den Oberbefehl glaubte der Marschall de Richelieu zu haben. Bis zu d'Etrée's Ankunft bei der Armee befehligte der Prinz von Soubise, der in höchster Gunst

beim Hofe stand und jedes Winkes der Pompadour gewärtig war, mochte es gelten, eine abgedankte Courtisane des Königs in die Ehe zu bringen oder sonst ihre Absichten zu unterstützen.

Die Franzosen legten Besatzung in Köln, Jülich, Düsseldorf und machten diese Städte zu ihren Waffenplätzen. Nur die preussische Festung Geldern leistete Widerstand: auf diesem isolirten Posten hielt sich General von Salmuth monatelang und zog erst im August mit kriegerischen Ehren ab. Ungehindert konnten die Franzosen über den Rhein gehen. Noch im Laufe des April besetzten sie Münster, Hamm und Pippstadt. Ueberall am Rhein und in Westphalen war die Bevölkerung den Franzosen feindselig, denn diese benahmen sich in Freundes- wie in Feindesland mit gleicher Anmaßung. Durch ihre treue Anhänglichkeit für ihren König zwangen sie selbst den Feinden Achtung ab. „Der König von Preußen wird von seinen Unterthanen angebetet,“ schrieb der General Graf St. Germain am 20. April nach Frankreich.

Inzwischen hatte der Herzog von Cumberland hinlängliche Mühe, seine „Observationsarmee“ zusammenzuziehen. Sie belief sich auf etwa 52,000 Mann, davon 5000 Preußen, 27,000 Hannoveraner, 6000 Braunschweiger, 12,000 Hessen, 1200 Bückeburger und 800 Gothaer. Mit einer aus so verschiedenen Contingenten zusammengesetzten Armee das einheitliche französische Heer, welches an Truppen doppelt, an Artillerie dreifach überlegen war, abzuwehren, war eine schwierige Aufgabe. Indessen hätte ein geschickter und entschlossener General an der Spitze dieser kleinen, aber aus tüchtigen und kampfmuthigen Mannschaften zusammengesetzten Armee den Franzosen das Vordringen auf deutschem Boden gar sehr erschweren können. Aber dem Herzog von Cumberland gingen alle zu einer kräftigen Gegenwehr erforderlichen Eigenschaften ab. Das Terrain, auf welchem er operiren sollte, war ihm nur oberflächlich bekannt.

Den ihm vom Könige vorgezeichneten Feldzugsplan befolgte er nicht und bald sah er sich von der französischen Armee umstellt. Obwohl seine Stellung für einen erfolgreichen Widerstand wohl geeignet war, wurde er in dem Treffen bei Hastenbeck am 26. Juli 1757 gänzlich geschlagen.

Der Herzog von Cumberland hatte vollständig den Kopf verloren. So bitter er es unmittelbar nach der Schlacht beklagte, das Feld voreilig geräumt zu haben, so beharrte er doch dabei, dem Feinde den Rücken zuzuwenden. Ohne eine Verfolgung des Feindes abzuwarten, zog er eiligst die Weser hinab bis über die Aller, der Niederelbe zu, wo er bei Bremervörde ein Lager bezog.

Es war der verkehrteste Weg, den Cumberland einschlagen konnte. Er öffnete dadurch dem Feinde den Weg in das Herz des preussischen Staates und gab das ganze hannöversche und braunschweigische Land mit reichen Vorräthen und gefüllten Kassen wehrlos preis. Statt mit Hülfe des treu ergebenen Volkes jeden Schritt zu vertheidigen und wenn nöthig auf Magdeburg oder wenigstens auf Lüneburg zurückzugehen und sich mit Friedrich in Verbindung zu setzen, verrannte er sich in eine Sackgasse, in welcher, wenn der Feind seinen Vortheil wahrnahm, der allirten Armee kein anderes Schicksal wartete, als mit Schimpf und Schande die Waffen zu strecken.

Eine vom 8. September datirte Convention von Kloster Zeven setzte einen Waffenstillstand fest und verfügte die Rücksendung der bei der Armee Cumberlands befindlichen Hülfs- truppen der Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückeburger in ihre respectiven Länder. Den hannöverschen Truppen verblieb Stade nebst einem geringen Bezirke um die Festung, sowie das Herzogthum Lauenburg; die französische Armee behielt alle Posten und Länder, in deren Besitze sie sich befand.

Ein besseres Feldherrntalent als Cumberland bekundete der in der Provinz Preußen commandirende Befehlshaber.

Der 80jährige General von Lehwald wollte sich mit seiner kleinen Armee der Uebermacht der Russen gegenüber nur defensiv verhalten. Dieselben verwüsteten Alles um sich her und drückten die armen Einwohner auf das Schändlichste. Die Wehklagen des Volkes und der Anblick der Ruinen und Trümmer, die gleichsam zur Vergeltung aufforderten, überwandten bei dem General zuletzt jede Bedenklichkeit. Kosacken, Kalmücken und Tartaren durchzogen das Land mit Feuer und Schwert, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden war. Die Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hing sie an Bäumen auf, oder schnitt ihnen Nase und Ohren ab; Anderen wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten und das Herz herausgerissen. Dörfer und Flecken zündeten sie aus Muthwillen an und um die Menschen lebendig mit zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweihten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört und die Gebeine umhergeworfen, Edelleute und Prediger mit Rantschuhen zerfleischt, nackt auf glühende Kohlen gelegt und auf jede Weise gemartert. Man nahm den Eltern ihre Kinder weg, oder mordete sie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geschändet; viele Frauen brachten sich selbst um's Leben, um diesem viehischen Treiben zu entgehen. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch die königliche Schriftensammlung aus Königsberg gebracht wurde.

Am 30. August 1757 stand General von Lehwald den Russen bei dem Dorfe Groß-Jägerndorf gegenüber und er wollte nunmehr versuchen, die Provinz von einem so entmenschten Feinde zu befreien. Am frühen Morgen ließ er zum Angriffe

vorgehen, der auch von gutem Erfolge gekrönt zu werden schien. Während die Infanterie eine wohlverschanzte Batterie nach der anderen mit unglaublichem Muthе erstürmte und den linken Flügel des Feindes zwischen Wälder und Sümpfe drängte, hieben die Husaren so nachdrücklich in die Kavallerie der Russen ein, daß diese trotz ihrer enormen Ueberzahl mit jeder Minute mehr an Terrain verloren. Aber plötzlich wandte sich das Glück. Das preußische Fußvolk wurde durch den Dampf und Qualm der brennenden Dörfer in seinen Bewegungen gehemmt. Die Preußen fochten wie die Löwen, selbst Dragoner stürmten feindliche Batterien, aber das mehr als dreifach stärkere feindliche Heer wußte sie zu überflügeln, wodurch sie in Unordnung geriethen. Gleichwohl wichen die Preußen nur langsam und so regelrecht, wie auf dem Exercierplatze; erst als das zweite russische Treffen auf sie feuerte, wurde die Unordnung allgemein und die Entscheidung des Tages war nicht länger zweifelhaft. Zehn Stunden hatte das gegenseitige Morden gewährt, aber den Russen brachte ihr Sieg keinen Nutzen. Sie büßten 7000 Tode und Verwundete ein und mußten sich wegen des gänzlichen Mangels an Lebensmitteln rückwärts nach Polen begeben.

Maria Theresia hatte inzwischen den Grafen Kaunitz nach dem österreichischen Lager geschickt, damit er mit den Feldherren über den Gang der ferneren Operationen berathen möge. Die Generale wünschten dem Minister Beweise von ihrer außerordentlichen Thätigkeit und Energie zu geben und beabsichtigten daher einen gewaltigen unter seinen Augen stattfindenden Angriff auf das isolirte Winterfeldsche Corps auszuführen.

Mit 20,000 Mann und 24 schweren Geschützen rückte Nadasti am 7. September gegen Winterfelds Lager vor. Winterfeld befand sich eben bei dem mit seiner Armee etwas entfernt stehenden Herzoge von Bevern, als die furchtbare Rano-

nade ihn von der Bedrängniß seiner Truppen unterrichtete. Mit 5 Bataillonen eilte er schnell den Angegriffenen zu Hülfe, die mit verzweifelter Tapferkeit trotz der Uebermacht ihre Stellung behauptet hatten. Winterfeld stürzte sich mit einem gewaltigen Stoße auf den Feind und schlug ihn zurück. Er hoffte, daß Bevern rechtzeitig eintreffen würde, aber dies geschah nicht. Bald wurde der tapfere General tödtlich verwundet und das Treffen wendete sich nun zu Gunsten des Feindes, dem es gelang, die Preußen zu umgehen und sie im Rücken anzugreifen. Die Preußen mußten sich unter hartem Kampfe zurückziehen und Winterfeld starb schon am nächsten Tage.

So war das Gemüth des Königs seit dem Mai von einem harten Schlage nach dem andern getroffen worden: Der Sieg bei Prag war blutig erkauft; mit der Meldung des Sieges klagt Friedrich seinen Schwestern in Berlin: „wir haben den braven Marschall Schwerin verloren; ich habe Freunde verloren, die ich mein Lebenlang beklagen werde.“ Wenige Wochen später wandte sich das Glück bei Kollin und in die Sorgen um die von allen Seiten sich aufthürmenden Gefahren fiel die Botschaft, daß seine Mutter am 28. Juni gestorben sei. Sie erschütterte ihn tief. Mit inniger Wehmuth verweilte Friedrich bei den Erinnerungen an die Leiden, welche Sophie Dorothea unter einem harten Gemahl ausgestanden, und an die Wohlthaten, die er selbst ihrer mütterlichen Liebe verdankte. All die Bilder seiner Jugendjahre traten ihm lebhaft vor die Seele; sein Leichtsinm und sein ungeziemender Trotz gegen die Strenge des Vaters, die Mißhandlungen, welche er erfuhr, sein Fluchtversuch und seine Gefangenschaft, endlich die glücklichen Jahre, welche er in Rheinsberg verlebte. Er gedachte der Vergangenheit ohne Bitterkeit und ohne Groll, mit innigster Zuneigung zu seiner ältesten Schwester, der Markgräfin von Baireuth, mit der er aufgewachsen war. Die unter den Geschwistern herrschende Eintracht er-

kannte er als eine Frucht ihrer Erziehung, welche das Gute gehabt hatte, daß alle Kinder nicht wie Prinzen, sondern wie Bürgerkinder aufwuchsen.

Es folgte der von schweren Verlusten begleitete Rückzug der preussischen Armee aus Böhmen, Friedrichs Entrüstung über seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und das vergebliche Bemühen, den Oestreichern in der Lausitz eine neue Schlacht zu liefern, um sie nach Böhmen zurückzuwerfen. Eine Unglückspost erreichte ihn nach der andern: Im Nordwesten hatte Cumberland den Franzosen das Feld geräumt und von Südwesten zogen die Reichstruppen heran. In Dresden erhielt er die Meldung, daß Hannover ihm den Rücken kehre und Frieden mit der Kaiserin machen wolle. In Röttha erfuhr er, daß Lehwald von den Russen geschlagen sei, und bei Erfurt endlich wurde ihm der Abschluß der Convention von Kloster Zeven, sowie der Tod Winterfelds in dem Gefechte bei Mohn mitgetheilt.

Ein Krieger von den glücklichsten Anlagen, gebildet in der harten Schule unter Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau, hatte Winterfeld in den ersten schlesischen Kriegen Scharfblick, Einsicht und Entschlossenheit bewährt und sich durch seine Deutseligkeit und seine hervorragenden militairischen Eigenschaften in seltenem Grade das Zutrauen seiner Untergebenen und die Freundschaft des Königs erworben. Er war nicht, wie man ihm nachgesagt hat, der Anstifter des siebenjährigen Krieges. So wenig wie er an den literarischen Bestrebungen Friedrichs Theil hatte, ebenso wenig ward über Fragen der Politik sein Rath begehrt oder gehört. Winterfeld war ganz Soldat, er lebte und webte für die Ehre und den Ruhm des preussischen Heeres. In allen Entwürfen, welche bis zur Schlacht bei Kollin den Erfolg zu verbürgen schienen, war er Friedrichs rechte Hand, mancher Brief des Königs an ihn schließt mit den Worten: „schreibe Er mir hierüber frei Seine Gedanken.“ Als 14 Tage vor seinem

Tode Friedrich von Winterfeld Abschied nahm, sprang dieser vom Pferde, umarmte ihn und sagte: Bald hätte ich vergessen, Ihm Seine Instruktion zu geben; nur diese weiß ich für Ihn, mein lieber General, erhalte Er sich mir." Am 17. Sept. bei Empfang von Beverns Bericht rief er unter Thränen: „ich werde wohl Mittel gegen die Menge meiner Feinde finden, aber wenige Winterfelde werde ich wieder bekommen, und noch nach vielen Jahren gedachte er seiner gegen Kuchel mit den Worten: „er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch, er war mein Freund.“ Winterfeld besaß ein edles Herz, womit er allen vornehmen Neidern trotzte, die ihm eine so ausgezeichnete königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Friedrich ließ ihm später ein Denkmal auf dem Wilhelmsplatz in Berlin setzen, woselbst es sich, von König Wilhelm neu restaurirt, noch befindet.

Mitten in solcher Trübsal bedurfte es für den König großer Selbstbeherrschung, um nicht verstimmt, nicht entmuthigt zu erscheinen. Es fehlte ja auch in seinem Heere nicht an Solchen, die mit Mißtrauen und Murren auf ihn blickten. Sein eigener Bruder, Prinz Heinrich, und Alle, die zu ihm hielten, obgleich tapfer vor dem Feinde, verurtheilten Alles, was der König that, und sahen ein Ende mit Schrecken voraus. In Prinz Heinrich stand es fest: „er hat uns in diesen unseligen Krieg gestürzt.“ Was Friedrich that, sah er oft für verkehrt, thöricht und unheilbringend an: wer diesen lästern mochte, war ihm willkommen. Dabei vollzog er die königlichen Befehle pünktlich. Friedrich bewies ihm brüderliches Vertrauen und zeichnete ihn aus, wo sich nur irgend eine Gelegenheit bot. Prinz Heinrich sah keine Rettung aus der verzweifeltsten Lage, als daß man unter jeder Bedingung sich mit Frankreich vergleiche. Noch am 12. Oct. erklärte er seinem Bruder, er sehe keinen Grund, die Sache aufs Aeußerste zu treiben. Es wäre ja nicht der erste Fürst, der sich gezwungen sähe, eine Provinz abzutreten. Die

Standhaftigkeit im Unglück bestände nicht darin, eine verlorne Partie halten zu wollen, sondern darin, sich der geeignetsten Mittel zu bedienen, dem völligen Ruin vorzubeugen.

Das war nicht des Königs Sinn. Ihm erschien es eine Schmach, den preussischen Staat, den seine Ahnen zu einer europäischen Macht erhoben, jetzt verstümmelt seinen Feinden zu Füßen zu legen. Sein Entschluß stand unerschütterlich fest: „Ich muß als König denken, leben, sterben.“

Nach Winterfelds Tode trat der Herzog von Bevern den Rückzug nach Schlesien an, wohin ihm die feindliche Armee Schritt vor Schritt folgte. Bei Liegnitz standen die beiden Heere einige Tage einander unthätig gegenüber, bis es der Herzog für rathsamer hielt, seinen Weg rückwärts zu nehmen, und sich nach Breslau zurückzuziehen. Den österreichischen Feldherrn erfüllte dies mit Siegeshoffnung und er beschloß, die Preußen in ihrer neuen Stellung bei Breslau anzugreifen.

Am 22. Nov. wurde die **Schlacht bei Breslau**, wo 80,000 Oestreicher 30,000 Preußen gegenüberstanden, mit einer furchtbaren Kanonade eröffnet. Die Preußen hatten sich in den Dörfern Höfgen, Schmiedefeld, Mochbern, Kleinburg und Pilsnitz stark verschanzt und sie wurden nun auf drei Punkten gleichzeitig angegriffen. Der Prinz von Lothringen nahm die Dörfer Schmiedefeld, Mochbern und Höfgen mit Sturm, besetzte sie sogleich mit Haubitzen und schleuderte nun ein furchtbares Feuer auf die Preußen. Der Kampf schien für die Kaiserlichen glänzend entschieden, aber Bevern raffte noch einmal 10 Regimenter zusammen und warf sich auf den schon triumphirenden Feind. Mit der grimmigsten Erbitterung wurde auf beiden Seiten gefochten; über die Leichen ihrer Kameraden, mitten durch brennende Gassen rückten die Preußen in geschlossenen Colonnen vor, dem nicht minder tapferen Feinde das blutige Terrain fußweise abbringend. So ungeheure Anstrengungen wur-

den mit Erfolg gekrönt und als die Nacht hereinbrach, hatte Bevern die drei Dörfer wiedererobert und den Feind zurückgetrieben. Die tiefe Finsterniß nöthigte beide Parteien, die Schlacht abzubrechen, die trotz aller Opfer völlig unentschieden blieb. Zieten rieth zu einem nächtlichen Ueberfall, aber Bevern verwarf den Rath, weil er die zu große Uebermacht des Feindes fürchtete. Mit dem anbrechenden Morgen neue Angriffe des Feindes gewärtigend, ging der Herzog in der Nacht durch Breslau, dessen Besatzung er verstärkte, und überließ dem Prinzen von Lothringen ganz unerwartet das Schlachtfeld. Der Verlust der Preußen betrug 6200 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene und 80 Geschütze; die Oestreicher verloren etwa 18,000 Mann.

Der Herzog bezog nach der Schlacht ein Lager hinter Breslau. Am 24. November nahm er eine Reconoscirung vor und wurde hierbei gefangen genommen. Er hatte keine Bedeckung bei sich, weshalb ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freiwillig zugezogen, um der unmittelbaren Verantwortung des Vorgefallenen zu entgehen. Niemand vermag dies jedoch zu entscheiden, denn es bleibt wohl zu berücksichtigen, daß unter Friedrichs Siegen kaum einer ist, an dem nicht Bevern bedeutenden, ruhmvollen Antheil hatte.

Der General von Rhau übernahm nun den Oberbefehl über das Bevernsche Corps. Die nächste Folge der Schlacht war die Uebergabe Breslaus an die Oestreicher am 24. Novbr. Der Kommandant, General von Leszig, glaubte sich mit seiner starken Besatzung nicht halten zu können, und schloß höchst übereilt eine Capitulation, wonach er mit seinen Truppen freien Abzug erhielt. Dies Verfahren des Generals, der ohne Noth die Hauptstadt der Provinz, angefüllt mit ungeheuren Vorräthen aller Art, überlieferte, erzürnte den König dergestalt, daß er den Schuldigen zu mehrjährigem Festungsarrest verurtheilte.

Friedrich, der nach der Schlacht bei Kollin durchaus den östreichischen Feldherrn Daun angreifen wollte, dieser aber jeder Schlacht auswich, hatte sich hierauf in verschiedenen Haufen nach Sachsen begeben, theils um die Reichstruppen zu demüthigen, theils um den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Sobald sich Friedrich näherte, ging der französische Prinz Soubise über die Saale, mit dem Vorgeben, daß er Sachsen von den Preußen befreien wolle. In Gotha trafen die Preußen zuerst mit den Franzosen zusammen. Friedrich hatte von der Herzogin von Gotha geheime Nachricht erhalten, daß der französische General Soubise nebst der ganzen Generalität sich in das herzogliche Schloß einquartiert hätte. Sogleich sprengte der General von Seydlitz mit 1500 Reitern nach Gotha. Es war gerade Mittag und die Franzosen ließen es sich bei rasch besetzter Tafel wohl schmecken, als Seydlitz vor den Thoren erschien. Die 6000 Franzosen, die in der Stadt lagen, dachten an keinen Widerstand, sondern verließen bestürzt die rauchenden Schüsseln und flohen mit solcher Eile aus der Stadt, daß von den hereinstürmenden Preußen nur wenige Soldaten, aber desto mehr Friseurs, Köche, Komödianten und Kammerdiener gefangen und ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, auch eine Menge Haarbeutel, Pudermäntel und Sonnenschirme erobert wurden, ein Beweis, welche Ueppigkeit damals im französischen Lager herrschte.

Bei Erfurt hatte sich Soubise mit der Reichsarmee vereinigt und man hoffte nun, Friedrich nicht nur zu schlagen, sondern mit seiner ganzen Armee zu vernichten.

Bei dem Dorfe **Roszbach**, nicht weit von Weisensfels, traf Friedrich am 5. November mit dem Feinde zusammen. Etwa eine Meile entfernt liegt das Schlachtfeld bei Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschland's Freiheit fiel. Die mit den Reichstruppen verbündeten Franzosen stellten eine Armee von 60,000

Mann, während die Preußen nur 22,000 Mann stark waren. Schon jubelten die Feinde, daß Friedrich mit seiner Potsdamer Wachtparade — wie sie das kleine Preußenheer nannten — dem Tode oder der Gefangenschaft nicht entgehen könne. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zogen sie um den Hügel herum, auf dem sich Friedrich postirt hatte, und wollten ihn umzingeln. Friedrich beobachtete ruhig ihre Bewegungen, ohne einen Schuß zu thun, ja er hatte sogar die Kanonen verdecken lassen, um die Feinde recht sicher zu machen. Auch die Zelte blieben aufgeschlagen und die Soldaten mußten ihr Mittagsmahl halten. Er selbst ging mit seinen Feldherren ganz ruhig zur Tafel. Die Franzosen hielten diese sorglose Ruhe für dumpfe Verzweiflung. Plötzlich um 2 Uhr Nachmittags giebt Friedrich Befehl, die Zelte abzubrechen und im Ru stehen die Regimenter in Schlachtordnung. Zunächst aber versammelte Friedrich nochmals seine Generale um sich und sagte zu ihnen unter Anderem: „Die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer ist, von unseren Waffen abhängt. Sie wissen, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht mit Ihnen getheilt habe, und Sie sehen mich bereit, mein Leben mit Ihnen für Sie und unser Vaterland dahin zu geben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Benehmen Sie sich jetzt wie herzhafteste Leute und brave Krieger, und vertrauen Sie auf Gott!“ Nach diesen Worten entließ der König die Feldherren und ertheilte die Befehle zum Vorrücken und Angriff.

Seydlitz nahm seinen Marsch hinter den Schartauer Hügeln weg und stürzte sich wie ein Orkan auf die feindliche Kavallerie, die sich, erschrocken und bestürzt, noch ungeordnet und in der Flanke gefaßt, eiligst zu formiren suchte. Dazu aber gönnte ihr Seydlitz keine Zeit. Im Galopp brauste er heran und

fiel wie ein Hagelwetter auf den feindlichen Reiterknäuel. Die preussischen Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegener genug, die französische Gendarmerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieser Mannschaft, noch ihre kolossalen Rosse konnten hier entscheiden; sie wurden wie Spreu auseinander gestäubt. Inzwischen war auch Prinz Heinrich, welcher der all zu rasch vorrückenden Reiterei nicht sogleich hatte folgen können, hinter den seinen Marsch verbergenden Hügeln vorgerückt und ließ auf dem höchsten derselben, dem Janusberge, eine Batterie auffahren, welche von entsetzlicher Wirkung war. Sie eröffnete ein furchtbares Feuer auf die feindliche Infanterie, die sich jetzt von den preussischen Bataillonen mit Ungestüm in der Flanke angegriffen und völlig überflügelt sah. In so bedrängter Lage hielten sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus und warfen sich dann mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen bildete. In dieses Gewirr stürzten einige preussische Reiterschaaren und wütheten entsetzlich. Die bedrängten Franzosen, um sich zu ergeben, schrien fortwährend Quartier! Quartier! welches dem Worte „Pardon“ entspricht; doch die Preußen verstanden dies nicht und hieben Alles nieder; nur diejenigen, welche das Wort „Pardon“ kannten und gebrauchten, retteten ihr Leben.

Es war 6 Uhr Abends und schon dunkel; nur die einbrechende Finsterniß rettete den Rest der sonst dem Untergange gewidmeten großen Menschenschaar. Vergebens versuchte Soubise seine Colonnen zu ordnen und zum Standhalten zu bewegen, doch sie wurden stets mit leichter Mühe auseinander gesprengt und nichts blieb für sie übrig als eine schleunige Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können, und suchten das Weite.

Die so furchtbare französische Geschützmacht war auch an diesem denkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen, ungeachtet sich ihr Oberhaupt, der berühmte Graf Marmale, und der ebenfalls berühmte Obrist Briot persönlich bei dem Heere befanden. Sie hatten 100 Offiziere und mehr als 1000 Artilleristen bei sich, womit sie Wunder zu thun versprachen; denn sie rühmten sich, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöre, sie solche mit ihrem Kanonenfeuer allein wieder gewinnen wollten.

Nur 7 Bataillone Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel führte und 10 Bataillone bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die ihm gegenüberstehenden Reichstruppen liefen gleich bei den ersten Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus und überließen die Ehre oder die Unehre des Tages ganz den Franzosen, die aber, auch ohne sie, dennoch fast doppelt so stark waren als die Preußen. Die Schlacht kostete den Franzosen 10,000 Mann. Einige Tausend fielen auf der Flucht in preußische Hände oder wurden niedergesäbelt, falls sie das „Parдон“ nicht kannten. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen, und manche von ihnen fanden auch hier den Tod. Nur die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergang, denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichen Verwirrung.

Die Verluste der Preußen waren sehr gering, die Zahl der Todten und Verwundeten betrug nicht 500; unter den letzteren befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und General Seydlitz. Friedrich sagte seiner ganzen Armee am folgenden Tage feierlich Dank für ihre herrliche Kriegsthat, der ritterliche Seydlitz, dessen stürmischem Vordringen der

Sieg vor Allem zu danken war, sah sich vom Könige durch die hohe Auszeichnung der Verleihung des schwarzen Adlerordens geehrt und wurde außerdem zum Generallieutenant ernannt.

Jetzt war in der preussischen Armee die Erinnerung von Kollin wieder verwischt, der Tag von Kossbach beseeelte Alle wieder mit neuem Muth; ja alle deutschen Völkerschaften, ohne Rücksicht auf Partei, Reichsbeschlüsse und eigene Zwecke, waren mit diesem Siege über die Franzosen zufrieden und betrachteten ihn als einen Nationaltriumph. Es war noch nicht lange her, daß der Ruhm der französischen Heere ganz Europa in Staunen und Furcht gesetzt hatte, und Deutschland besonders hatte unter dem Uebermuth der siegreichen Franzosen schwer zu leiden. Jetzt aber hatte ein deutscher Fürst, zwar von vielen Feinden hart bedrängt, die alten Erbfeinde des deutschen Reichs ruhmvoll aufs Haupt und in die Flucht geschlagen. Alle ächt deutschen Herzen jubelten auf, das deutsche Nationalgefühl und preussische Vaterlandsliebe begannen sich hoffnungsvoll zu regen, immer lebhafter wurden die Sympathien für den großen deutschen Helden und überall sang das Volk:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen;
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Selbst in Frankreich, wo das Volk gegen die damalige schlechte Regierung erbittert war, wurde Friedrichs Heldenruhm laut anerkannt; die frühere Idee eines „Marquis de Brandenbourg“, dem man die Ehre anthat, *de faire une expédition de guerre* (eine Art von Krieg mit ihm zu führen), mußte jetzt einer besseren Gesinnung weichen, und auch die französischen Offiziere mußten den Heldenmuth der Preußen anerkennen. — Es waren bei Kossbach außer 7000 Mann Soldaten auch einige hundert Offiziere gefangen worden. Friedrich hatte den

letzteren zum großen Theil Berlin zum Aufenthalt angewiesen; viele zeigten ein edles Betragen und sprachen mit Hochachtung von Friedrich; indessen fehlte es auch nicht an solchen, die, obgleich Besiegte, nur von eigener Ehre sprachen. Hierher gehört folgender Zug: Eine preussische Hofdame, die im Gemach der Königin einen französischen Obristen unterhielt, fragte ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzosen war: „Ich betrachte es wie ein großes Dorf.“ Die Dame, durch diese unerwartete Grobheit beleidigt, hatte Geistesgegenwart genug, ihm folgende schöne Antwort zu geben: „Sie haben wohl Recht, mein Herr; seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel Aehnliches; sonst aber ist es eine recht gute Stadt.“

Wenn man in Frankreich die Tapferkeit der Preußen nur anerkannte, so herrschte in England wahre Begeisterung für den großen Preußenkönig; überall fand man sein Bildniß und sein Geburtstag wurde von Vielen gefeiert. Auch war Pitt jetzt in den Königsrath getreten, welchen er, ebenso wie das Haus der Gemeinen ganz nach seinem Willen lenkte. Er rieth dem Könige Georg, sich dem Könige von Preußen enger anzuschließen, Friedrich durch Hülfsgelder zu unterstützen und sich von ihm einen Feldherrn für die englisch-deutschen Hülfstruppen zu erbitten. Dies geschah, und Friedrich schickte ihnen ungefümt den Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bald neue Vortheile über die Franzosen errang.

Siebenter Abschnitt.

Die Schlacht bei Leuthen.

Eroberung von Schweidnitz. — Vor der Schlacht. — Der Sieg bei Leuthen. — Auf dem Schlachtfelde. — Der Besuch in Lissa.

Die Provinz Schlesien schien für den König von Preußen verloren. Auch die Festung Schweidnitz war in die Hände der Oestreicher gefallen. Radassdy hatte sie belagert und der Herzog von Bevern wagte es nicht, die Festung zu entsetzen. Nach einer 16tägigen Beschießung schritt der General Seers daher zur Unterhandlung. Die Besatzung von 5841 Mann wanderte in Gefangenschaft und dabei fiel die Kriegskasse von 355,000 Gulden, sowie vieles Geschütz, Kriegsgeräth zc. den Oestreichern in die Hände. — In allen preussischen Feldzügen hatte Oestreichs Glück nie auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwei Festungen erobert, die Hauptstadt des Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten, den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. Doch Gott der Herr hielt Preußen in seiner schützenden Hand. Der König erkannte sehr bald, daß der Besitz Schlesiens auf dem Spiele stehe, wenn die Oestreicher den Winter über dort bleiben sollten. Friedrich eilte daher mit 14,000 Mann aus Sachsen herbei, vereinigte diese mit den 16,000 Mann, welche von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bevern übrig waren, fest entschlossen, die Feinde anzugreifen, wo er sie nur fände, „und wäre es,“ wie er sagte, „hoch auf dem Zobtenberge.“ Das Anrücken Friedrichs wurde zwar von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet und seine

kleine Schaar von ihnen mit dem Namen der „Berliner Wachtparade“ bezeichnet, indessen diese Wachtparade sollte ihnen bald ein vortreffliches Manöver aufführen. Denn der Herr widerstehet den Hoffärtigen, und nur den Demüthigen giebt er Gnade. So ist es nach seinem heiligen Wort zu allen Zeiten gewesen.

Friedrich nahm seinen Marsch über Leipzig, Torgau, Großenhain, Görlitz und Parchwitz, wo er ein östreichisches Corps unter dem General von Gersdorf in die Flucht schlug. In 12 Tagen hatte er diesen weiten Marsch zurückgelegt. Erst jetzt erfuhr Friedrich Beverns Niederlage, seine Gefangennehmung, sowie den Verlust von Breslau. „Ihr könnt nicht glauben,“ schrieb er dem Prinzen Heinrich, „in welcher schauderhaftem und verworrenem Zustande ich die Dinge in Schlesien vorgefunden habe.“ Aber seine Zuversicht wankte nicht: „wenn es dem Himmel gefällt, wird Alles sich zum Besten wenden,“ fügte er hinzu und war fest entschlossen, sich Schlesien von Neuem zu erobern. Denn er sah ein, daß, wenn er nicht schlage, die ganze Armee des Prinzen von Lothringen die Winterquartiere in Schlesien nehmen und Brieg, Cosel, Neiße und Glatz bis zur Eröffnung des künftigen Feldzuges von selbst aus Mangel an Lebensmitteln fallen, folglich alles verloren sein würde.

Friedrich zog alle in der Nähe befindlichen Corps an sich, so daß er zusammen gegen 33,000 Mann bei sich hatte. Der Feind hatte sich zwischen Breslau und Neumark, in der Nähe des Dorfes Leuthen, verschanzt und seine Truppen zählten etwa 90,000 Mann.

Im östreichischen Lager hielt man großen Kriegsrath, ob man die Preußen im Lager erwarten oder ihnen entgegenrücken solle. Der vorsichtige Daun vertheidigte lebhaft die erstere Meinung und behauptete, der König von Preußen werde mit seinem Heinen, durch Eilmärsche und Strapazen aller Art ge-

schwächten Häuflein einen Angriff auf ihre unüberwindlichen Positionen entweder nicht wagen oder dabei zu Grunde gehen. Karl von Lothringen aber, den die Schlacht bei Breslau mit Kampfeslust und Hochmuth erfüllt hatte, zog den zweiten Plan vor, dem auch viele Generale beistimmten und den man auszuführen beschloß.

Der König von Preußen rief auch seinerseits seine Generale und Stabsoffiziere zusammen und hielt an sie eine eindringliche Ansprache: „Ihnen, meine Herren,“ sagte er, „ist es bekannt, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt, und alle meine darin befindlichen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese, dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich hoffe daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran: ich würde glauben, Nichts gethan zu haben, ließe ich die Oestreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein, ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es ist hier nicht die Frage nach der Anzahl der Feinde, noch nach der Wichtigkeit ihrer Stellung: alles dies hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen

und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich: — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß in der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber der Eine oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“ — Der König sah sich hierauf einen Augenblick schweigend um; aber aus Aller Augen leuchtete ihm Treue und Rührung entgegen; Niemand sprach von Entlassung. Er fuhr nun fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne daher ganz auf Ihre Treue, auf Ihre Thätigkeit und auf den gewissen Sieg. Sollte ich in der Schlacht bleiben, und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie von mir gehört haben.“ Dann fügte er noch hinzu: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht abtzen und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. — Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.“

Die Begeisterung, welche Friedrich durch diese Rede den Feldherren und Stabsoffizieren eingefloßt, ging bald auf die

gesammte Armee über; im ganzen Lager ertönte lauter Jubel und Alle versprachen, mit dem Könige zu siegen oder zu sterben. Die alten Krieger reichten sich wechselseitig die Hände und beschworen ihre jungen Kameraden, dem Feinde muthig unter die Augen zu treten. Frohe Siegesbegeisterung und Liebe zu ihrem König durchdrang alle Herzen.

Es war am 5. Dez. früh Morgens, als Friedrich an der Spitze der „Berliner Wachtparade“ dem Feinde entgegenzog und bei Leuthen die größte Schlacht des vorigen Jahrhunderts schlug. Alles war bei beiden Heeren verschieden: die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oestreicher unter Karl von Lothringen 90,000 Mann stark. Die letzteren, voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr riesenhaftes Bündniß und den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die ersteren aber voll Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand, voll Zuversicht auf ihre schlachtfertigen Künste und ihren großen Anführer. Bei dem einen Heere, durch die Vorrathskammern in Breslau und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bei dem andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Das eine hatte lange Ruhe genossen, das andere hingegen war von angestregten Tagemärschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oestreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere auf einander; die Oestreicher standen in unübersehbaren, ungeheuren Linien und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Schaar der Preußen zum Angriff daher rücken sahen. Nun aber zeigte und bewährte sich das große Genie Friedrichs, der sofort alle Anstalten zum Angriffe traf. Ehe er jedoch die Schlacht begann, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich und sagte zu demselben:

„Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen, wie sonst. Er mit Seinen 50 Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht dem Feinde in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen.“

Seine Kolonnen rückten nun unter dem Gesang frommer Lieder mit Begleitung der Feldmusik dem Feinde ganz nahe entgegen. Ein Kommandeur wollte ihnen Schweigen gebieten, Friedrich aber sagte: „Nein, laß Er das; mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen.“ Die feindliche Schlachtlinie war fast eine ganze Meile lang; Friedrich konnte nur siegen, wenn er es verstand, seine geringere Truppenzahl durch schnelle und kräftige Verwendung gleichsam zu verdoppeln. Er erwählte die schiefe Schlachtordnung, eine Stellung, die zu den Meisterstücken der Kriegskunst gehört und den Griechen so manchen Sieg verschafft und die Spartaner überwunden hatte. Er ließ zunächst verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes vornehmen, während seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, eine besondere Kunstbewegung zu machen, die man bisher nur im preussischen Heere angewandt hatte und dem Feinde ganz unbekannt war. Die Art dieser Heeresentwicklung besteht darin, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben und so die gebrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Dieser so gestellte Schlachtkörper nimmt verhältnißmäßig nur einen geringen Raum ein und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Trachten und Fahnen einen höchst unordentlich auf einander gehäuften Menschenhaufen; allein es bedarf nur eines Winkes

von dem Heerführer, so entwickelt sich dieser lebendige Knäuel in der größten Ordnung und mit einer Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oestreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den preussischen Schlachtentwickelungen unbekanntem östreichischen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, weshalb auch Daun zum Prinzen von Lothringen sagte: „sie marschiren fort; wir wollen sie abziehen lassen.“ Mehrere östreichische Regimenter trugen sogar ihr kleines Feldgeräth, ihre Brotsäcke und Tornister hinter die Front und legten sie in Haufen zusammen, um sich nach ihrer Meinung auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreien. Die Täuschung aber verschwand bald; man sah mit Schrecken die schnelle Annäherung der Preußen, die beide Flügel zugleich bedrohten. Luchesi, der auf dem rechten Flügel die kaiserliche Reiterei befehligte, glaubte, daß auf ihn der Hauptangriff geschehen würde, und bat dringend um Unterstützung. Nadassdy, der erfahrenste Feldherr des Heeres, der den linken Flügel der Oestreicher anführte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des preussischen Angriffs sei, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur kriegerische Fechterkünste wären. Mehr als 10 hinter einander abgeschickte Boten mußten dem Prinzen Karl die augenscheinliche Gefahr melden. Karl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwei seiner vornehmsten Feldherren gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Luchesi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand und Nadassdy wurde erst gehört, als es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswuth, daß Alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den Geworfenen zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmal aufstellen; kaum

zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein österreichisches Regiment fiel auf's andere, die Schlachtreihe wurde auseinander gesprengt und die Unordnung war unaussprechlich. Die kaiserlichen Kürassiere stellten sich in Schlachordnung, allein das Geschützfeuer des Feindes brachte sie bald auseinander, worauf die preußische Reiterei auf sie fiel und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele Tausende von den kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schusse kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorfe Leuthen, das mit vielen kaiserlichen Truppen und Geschütz besetzt war. Die geschlossenen Gehöfte und der mit Mauern umgebene Kirchhof wurden auf's tapferste vertheidigt. Hier war es, wo der Hauptmann von Möllendorf an der Spitze des 3. Gardebataillons Bahn brach. „Hier ist nicht Zeit zu bedenken,“ rief er, als der Commandeur unentschlossen den Sturmangriff ablehnte. Mit den Worten: „ein anderer Mann her; Leute folgt mir!“ sprang er in die feindliche Reihe hinein, sprengte den Kirchhofsthorweg und eroberte nun mit seinen Leuten Gehöft um Gehöft, zuletzt auch den Kirchhof.

Leuthen war erobert, aber hinter dem Dorfe setzten die Östreicher sich von Neuem in dichten Massen fest und schreckten mit ihrem Geschützfeuer die vorbrechenden Preußen zurück. Der Kampf zog sich hin und her. Auch der linke preußische Flügel versuchte sein Möglichstes, ohne die Entscheidung geben zu können.

Es war um die 4. Stunde Nachmittags, als Luchesi mit der Kavallerie herankam und die preußische linke Flanke mit einem höchst gefährlichen Angriff bedrohte. Aber der preußische General Driesen kam ihm mit der Kavallerie zuvor. Rasch und umsichtig führte dieser mit 30 Schwadronen den Hauptstoß so unerwartet und mit unwiderstehlicher Gewalt aus, daß das ganze feindliche Corps über den Haufen geworfen

wurde. Luchesi fiel und seine Geschwader flohen vollständig aufgelöst nach der Gegend von Lissa. Die österreichische Infanterie wehrte sich noch wie ein Verzweifelter, endlich aber mußte auch sie weichen. Die Gewehre wurden weggeworfen, die Geschütze verlassen: was konnte, rettete sich nach den Brücken, die über das Schweidnitzer Wasser führten: die Preußen machten hierbei immer Tausende zu Gefangenen. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmal zwei ganze Infanterie-Regimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die österreichische Infanterie machte noch einen Versuch, sich auf einer Anhöhe aufzustellen; allein der preußische General Webell griff sie in der Seite und im Rücken zugleich an und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht rettete den Rest des Heeres vom gänzlichen Untergange. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Offiziere waren, und eroberte 134 Kanonen und 59 Fahnen. Von den Oestreichern waren 6500 todt oder verwundet und 6000 Ausreißer gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der preußische Verlust war 2660 Todte und Verwundete.

Es war einer der glorreichsten Siege, von welchen die Weltgeschichte erzählt, ein Sieg des überlegenen Scharfsinns und der begeisterten Hingebung über die scheinbar furchtbarste Uebermacht. Ein alter General stattete dem Könige seine Glückwünsche über den errungenen Sieg ab. „Das,“ erwiderte der König, „hat ein Höherer gethan.“ „Ja,“ sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen.“ — „Ach, was will Er mit Seinen Dispositionen — na — es kommt wohl Eins zum Andern.“ Als die Offiziere noch über die „Berliner Wachtparade“ und den Uebermuth der Oestreicher scherzten, entgegnete der König: „Ich verzeihe ihnen sehr gern die kleine Sotise, die sie gesagt, wegen der großen, die sie ge-

macht haben.“ Auch die brave Armee übertrug die Ehre und den Dank des Sieges auf den Höchsten; am Abend stimmte ein alter Grenadier inmitten des Schlachtfeldes das Lied an: „Nun danket Alle Gott,“ und sogleich fiel das ganze Regiment und bald darauf die ganze Armee mit Begleitung der gesammten Feldmusik in den schönen Lobgesang ein. Wie aus einem Munde erscholl es:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden;
Der uns von Mutterleib' und Kindesbeinen an
Uzählig viel zu gut und noch jegund gethan.

Der ewig reiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und steten Frieden geben,
Und uns in seiner Gnad' erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth erlösen hier und dort.“

Es war ein erhebender Anblick, bei dunkler Nacht, unter Tausenden von Leichen, diese Krieger unter Begleitung der gesammten Feldmusik dem Schöpfer ihren Dank darbringen zu sehen; Vieler Augen wurden naß und auch der König war tief gerührt; das ganze preußische Volk dortiger Gegend nahm bald an der schönen Siegesfreude Theil und zum Schluß, sowie später überall, sang man:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.“

Noch an demselben Abend nach der Schlacht gerieth der König in große Gefahr, aus welcher ihn nur seine seltene

Geistesgegenwart rettete. Mit nur geringer Begleitung hatte er sich vom Schlachtfelde nach Lissa begeben, um dort die Brücke über das Schweidnitzer Wasser, welche den Weg nach Breslau öffnete, zu besetzen. In Lissa wird er jedoch von feindlichen Schüssen begrüßt, auf welche die Seinigen gleichfalls mit Schüssen antworten. Die ihn umgebenden Offiziere sind bestürzt, doch Friedrich sagt gelassen zu ihnen: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid,“ und reitet mit seinen Adjutanten über eine Zugbrücke in den Hof des herrschaftlichen Schlosses. Kaum ist er da angekommen, so tritt ihm eine Menge von höheren und niederen österreichischen Offizieren entgegen, die eben ihre Mahlzeit verzehrt hatten und in Folge des Schießens mit Lichtern die Treppe herunterstürzten, um ihre Pferde zu suchen. Friedrich konnte von ihnen ohne Weiteres gefangen genommen werden, denn seine Begleitung war zu schwach, um ihn gegen die Ueberzahl zu schützen. Aber schnell gefaßt, steigt er vom Pferde und ruft ihnen zuversichtlich lächelnd zu: „Bon soir Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht erwartet; kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Die Offiziere, durch diesen sicheren Ton irre gemacht, glauben, er habe eine größere Truppenmasse bei sich, ergreifen dienstfertig und demüthig die Lichter und leuchten dem König hinauf in eines der Zimmer. Friedrich läßt sich dieselben einzeln vorstellen und unterhält sich mit ihnen so lange, bis sich immer mehr von seinen Leuten eingefunden haben, welche auf den Lärm der Schüsse eiligst nach Lissa nachgerückt waren. Nun wurde Alles, was sich von Feinden hier fand, gefangen genommen.

Friedrich eilte hierauf nach Breslau, um durch Belagerung in den Besitz dieser Hauptstadt zu gelangen. Ein großer Theil des geschlagenen österreichischen Heeres hatte sich in Breslau geworfen; Friedrich ließ daher sogleich Anstalten zum Sturm

vornehmen. Schon nach 14 Tagen mußte sich ihm Breslau ergeben, die Besatzung von 13 Feldherren, 700 Offizieren und 18,000 Mann streckte das Gewehr. Die Preußen gelangten hierdurch in den Besitz von einem ansehnlichen Magazine, vielem Geschütz, einer Menge Proviantwagen, 1024 Proviantpferden und einer Kriegskasse von 144,000 Gulden. Die Generale Zieten und Fouqué, welche die Feinde bis nach Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch 2000 Kriegsgefangene gemacht und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Oestreicher in dem kurzen Zeitraum von 2 Wochen an 60,000 Mann verloren und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur eine Schaar Flüchtlinge bildeten, die ohne Geschütz, Fahnen und Gepäck, von Mangel gedrückt und vor Kälte erstarrt, über die böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Friedrich, dem es in seinen Kriegen stets daran lag, begangene Fehler wieder gut zu machen und erlangte Vortheile sofort zu benutzen, hätte sich mit der Eroberung des fast verlorenen Schlesiens und den 40,000 Mann Kriegsgefangenen nicht begnügt, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen ferneren Unternehmungen durchaus ein Ziel gesetzt hätten. Selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden; indessen wurde die Festung doch eingeschlossen. Die letzte Unternehmung in diesem Feldzug war die Wiedereroberung von Liegnitz, einer der größten und schönsten Städte Schlesiens. Eine förmliche Belagerung auf dem beeißten Boden vorzunehmen, zeigte überaus große Schwierigkeiten; hierzu kam, daß die preussischen Truppen Ruhe und Erholung höchst nöthig hatten. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt daher einen freien Abzug; allein eine große Borrathskammer von Kriegsbedarf, eine Anzahl Kanonen und eine Menge Munition mußten sie den Preußen überlassen,

die sogleich die aufgeführten Werke zerstörten und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand setzten. Die Uebergabe geschah den 29. Dezember 1757 und krönte also in den letzten Tagen des Jahres den so thatenvollen Feldzug.

Friedrich hatte nun die Befriedigung, fast alle seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehen. Die Oestreicher eilten nach den kaiserlichen Erbländern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten die Provinz Preußen verlassen; die Franzosen waren von den brandenburgischen Grenzen entfernt und nur im Besitz einiger entlegenen westphälischen Gebiete; die Reichstruppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preußisch-Pommern vertrieben worden; dabei befand sich sogar Schwedisch-Pommern jetzt in den Händen der Preußen. Die Sachsen waren gedemüthigt und mußten es sich gefallen lassen, daß die Preußen bei ihnen ihre Winterwohnungen nahmen.

So endigte ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In diesem einzigen Jahre wurden, ohne die Menge wichtiger Gefechte, Kanonaden und Scharmützel zu rechnen, sieben Hauptschlachten geliefert, außer den zahlreichen Treffen, von denen viele in früheren Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Eine herrlichere, durch Ruhm und Heldenmuth denkwürdigere Schlacht, als die bei Leuthen, haben die Annalen der preußischen Geschichte nicht aufzuweisen. Ganz Europa horchte staunend der Kunde davon, und während man in ganz Preußen Gott dem Herrn den Dank für seinen wunderbaren Beistand darbrachte, konnten auch die erbittertsten Feinde Preußens ihm seine Bewunderung nicht versagen. Die außerordentlichen Umwälzungen, welche dieser Feldzug zur Folge hatte, waren in den Kriegen früherer Zeiten unerhört und werden nur von den folgenschweren Ereignissen des preußisch-

französischen Krieges der Jahre 1870—71 übertroffen. Man sah im Anfange des Jahres 1757 den König von Preußen triumphirend, die Macht der Oestreicher beinahe vernichtet, ein großes Heer in einer Stadt eingesperrt und auf dem Punkte, sich zu ergeben, die Kaiserstadt selbst nicht sicher, und Oestreichs gänzliche Niederlage schien unausbleiblich. Plötzlich aber wendet sich das Blatt. Die Kaiserlichen siegen, gewinnen Schlachten und machen Eroberungen, Friedrich hingegen, von seinen Feinden geschlagen, von seinen Bundesgenossen verlassen, von zahlreichen Feinden umringt, aus Böhmen vertrieben, sieht sich am Rande des Abgrundes. Von neuem erhebt er sich wieder. Die Heere der Russen, der Schweden, der Reichsarmee, der Franzosen, der Oestreicher werden theils verjagt, theils geschlagen, theils zu Grunde gerichtet, und das von einer mächtigen Armee gedeckte Schlesien wird mitten im Winter wieder gewonnen. Als Sieger bezog Friedrich die Winterquartiere und sah sich wieder im ungeschmälerten Besitz seines Reiches, ja, er hatte sogar Eroberungen gemacht, denn Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und Sachsen hielt er von seiner Armee besetzt.

Es ist erklärlich, wie schmerzlich man zu Wien den Verlust der Schlacht von Leuthen und von Breslau empfand. Das Volk schrieb die Schuld jener Niederlage dem Prinzen von Lothringen zu. Um den Prinzen in den Augen des Volkes zu rechtfertigen, holte sein Bruder, der Kaiser, ihn feierlich ein. Auch wurde öffentlich bekannt gemacht, daß sich bei Strafe Niemand unterstehen solle, dem Prinzen die Schuld der unglücklichen Schlacht beizumessen. Derselbe habe sie nur mit Bewilligung des Hofes geliefert und so die Befehle der Kaiserin vollzogen. Dieses Verbot brachte jedoch die entgegengesetzte Wirkung auf die Bevölkerung von Wien hervor. An der Stephanskirche, an den Stadthoren, an der kaiserlichen Burg

wurden beißende Sathren gegen den Prinzen angeschlagen und Nichts vermochte die öffentliche Meinung gegen ihn günstiger zu stimmen. Er legte endlich das Kommando nieder und begab sich nach seiner Statthalterschaft in den Niederlanden.

Achter Abschnitt.

Die erste Hälfte des Jahres 1758.

Wiederholte Friedensanträge des Königs. — Ministerwechsel in England. Der Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. — Maria Theresia's umfassende Rüstungen. — Einfall der Russen in Preußen. Die Festung Schweidnitz. — Belagerung von Olmütz. — Ueberfall des preussischen Transportzuges. — Die Russen vor Küstrin.

Oestreichs unerwartete und große Niederlagen hatten das kriegerische Feuer daselbst etwas abgekühlt. Das gänzliche Mißlingen so vieler Entwürfe verminderte seine Abneigung und unbezwinglichen Widerstand gegen den Frieden. Die Schreibweise seiner Kanzlei athmete weniger Bitterkeit und Grobheit. So lange der erste Eindruck des Unglücks währte, wollte die Kaiserin sich dem Könige nähern; es sei nun, um wirklich eine Unterhandlung anzuknüpfen, oder um sich den Ruf der Großmuth zu erwerben. Graf Kaunitz benachrichtigte den König von einer eingebildeten Verschwörung gegen ihn. Friedrich antwortete ihm jedoch, daß er der Kaiserin für die Nachricht, die sie ihm zu ertheilen die Güte gehabt, sehr dankbar sei; es gebe jedoch zwei Arten des Mordmordes, die eine durch den Dolch, die andere durch Verleumdung entehrender Schandschriften, und daß er die erstere Art weniger fürchte, gegen die andere aber sehr empfindlich sei. Dessenungeachtet währte die Unanständigkeit, Lüge und Grobheit in jenen Schriften gegen

Friedrich fort. Nochmals wandte sich Friedrich in einem eigenhändigen Schreiben an die Kaiserin, in welchem er ihr eingehend seine gerechte Forderung, sowie die von ihm errungenen Vortheile auseinandersetzte. Er schrieb ihr, daß er im Stande sein werde, bald wieder in Böhmen und Mähren einzurücken, falls sie abermals die von ihm dargebotene Hand des Friedens ausschlage. „Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine,“ schrieb er, „lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen! Sie werden sehen, daß Sie Ihre Lande in's Verderben stürzen, daß Sie an der Vergießung so vielen Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der — wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr näher Verwandter ist, mit Ihnen die ganze Welt hätte zittern machen. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens und ich wünsche, daß es den Eindruck machen möge, den ich verlange. Wollen Sie aber die Sache auf das Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir nur meine Kräfte verstaten.“ Des Königs Vorstellungen und Friedensanträge wurden abermals hochmüthig abgelehnt. Friedrich war unablässig thätig, während des Winters die Armee zu ergänzen und die neuen Truppen möglichst schlagfertig heranzubilden. Der Krieg hatte die Regimenter bedeutend gelichtet und eine in jenem Winter herrschende Seuche raffte die Menschen zu Tausenden dahin. Die Krankheit äußerte sich gleich einem hitzigen Fieber, das mit allen Anzeichen der Pest begleitet war. Die Kranken verfielen in Wahnwitz, bekamen Beulen am Halse und unter den Achseln, und der Tod erfolgte so schnell, daß die Krankheit meist nur drei Tage währte. Friedrich war daher der Hülfe einer fremden Macht dringend bedürftig.

In England übernahm der berühmte William Pitt, später Lord Chatam, das Ministerium. Er war im Einverständniß mit dem englischen Volk dem König günstig gestimmt und

erklärte im Parlament und in den Zeitungen Friedrich II. für den Vorkämpfer des Protestantismus, dem man kräftige Unterstützung zu Theil werden lassen müsse. Georg liebte den neuen Premierminister nicht, gleichwohl vermochte er sich dem mächtigen Einflusse des überwiegenden Talentes und der Kraft seiner schlagenden Beredsamkeit nicht zu entziehen; vielmehr sah er sich bald von der Wahrheit des Grundsatzes überzeugt, welche die Seele und das Triebwerk der Pitt'schen Politik bildete, daß nämlich Frankreich in Deutschland besiegt und dadurch auch Amerika, so weit jenes es beherrschte, erobert werden müsse.

England machte sich verbindlich, Preußen durch bedeutende Subsidien zu unterstützen; dann wurden die hannöverschen Truppen zusammengezogen und auf's Trefflichste ausgerüstet. Der König von Preußen sollte einen Feldherrn für dieselben senden, der ihrem Ersuchen mit Freuden entsprach, indem er dem Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl über jene Truppen ertheilte. Des Königs Wahl fiel auf einen General, in dessen Person sein durchbringender Blick den genialen Feldherrn und den edelsten, wahrhaft ritterlichen Charakter längst erkannt hatte. Und selten wohl ist das Vertrauen und die Hoffnung eines Königs herrlicher gerechtfertigt worden, als es hier der fernere Verlauf der Kriegsbegebenheiten erwiesen hat. Ohne einen Augenblick durch nutzloses Zaudern zu verlieren, eröffnete Herzog Ferdinand sogleich die Feindseligkeiten, drängte die bestürzten Franzosen rasch über die Aller zurück und nahm die von den Franzosen besetzte Festung Minden am 14. März mit Sturm. Mit nur 30,000 Mann vermochte der Herzog die französische Armee, welche 80,000 Mann stark war, über den Rhein zu drängen. Maria Theresia, welcher die kriegerischen Vorbereitungen Friedrich's nicht verborgen blieben, suchte auch ihrerseits die umfassendsten Rüstungen zu beschleu-

nigen. In allen Theilen ihres Kaiserreichs wurden die stärksten Aushebungen veranstaltet. Aus den Ebenen Italiens, wie aus den Alpengletschern Tyrols, aus Ungarn, von den Karpathen, aus dem fernen Kroatien und Syrien zogen die Schaaren der Krieger nach Böhmen, begierig sich mit den verhassten und doch bewunderten Preußen zu messen. In den Stücgießereien wurde mit unermüdblichem Eifer gearbeitet, neue Magazine wurden angelegt und auf's Reichlichste versehen, und durch all' dies geschäftige Drängen schlang die Diplomatie ihre feinen Netzfäden, um das Bündniß des Ehrgeizes, des neidischen Argwohns und der politischen Intrigue immer fester zu knüpfen.

Maria Theresia empfand die Leiden, welche ein langwieriger Krieg über ihre Lande verhängte, mit nicht geringerem Schmerze als ihr königlicher Gegner. Sie täuschte sich nicht mehr mit der angenehmen Hoffnung eines sicher und nahe bevorstehenden Erfolges und war von dem Gedanken eines für sie günstigen Friedensschlusses keineswegs so weit entfernt, als ihre eifrigen Rüstungen vermuthen ließen. Die gänzliche Erschöpfung ihrer Finanzen war vorzüglich geeignet, auf derartige Entschlüsse bedeutenden Einfluß zu üben. Die Schatzkammer war leer und die Einkünfte wurden geringer, da die durch den Krieg verarmten Einwohner die Steuern nicht mehr aufzubringen vermochten. Es konnte nicht fehlen, daß in ruhigen einsamen Stunden die Kaiserin dem beginnenden Kriege mit eben so viel Bangen und Besorgniß entgegen sah, als beim Anfange desselben stolze Zuversicht und freudige Erwartung ihren Busen geschwellt hatten.

In einer derartigen besorgnißreichen Stimmung empfing sie den Fürsten Lobkowitz, der eben aus der preußischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war, und der ihr die versöhnliche Gesinnung Friedrich's und dessen aufrichtiges Verlangen nach

Frieden mittheilte. Es geschah dies im Auftrage des Königs, der von dieser vertraulichen Sendung einen günstigen Erfolg erwartete. Und gewiß wäre dieser nicht ausgeblieben und fünf blutige Kriegsjahre hätte die Geschichte weniger zu schildern, die Menschheit weniger zu erdulden gehabt, wenn Maria Theresia in ernstlicher Prüfung vor ihrem Gott und Herrn der Stimme der Gerechtigkeit und ihres Gewissens Gehör gegeben und sich dem verderblichen, selbstsüchtigen Einflusse der auswärtigen Politik entzogen hätte. Aber kaum hatte Frankreich von Friedrich's friedlichen Anträgen Kunde bekommen, als es auch schon alle Mittel aufbot, jede Versöhnung zu hintertreiben. Ludwig XV., die Pompadour und das aus ihren Creaturen zusammengesetzte Ministerium haßten Friedrich jetzt mehr als je, seit er sich auf's Neue und inniger mit ihrem Feinde, nämlich England, verbunden hatte. Sie erschrakten bei dem Gedanken, allein den Kampf gegen England fortsetzen zu müssen, von dessen Uebermacht bei der ohnmächtigen Erschöpfung Frankreichs das Schlimmste zu befürchten war. Die französische Gesandtschaft in Wien erhielt demnach den Auftrag, jede friedliche Annäherung Oestreichs und Preußens um jeden Preis zu hintertreiben.

Somit wurde Friedrich genöthigt, wider Willen neue Vorbeeren zu sammeln. In dem Bewußtsein, den Frieden aufrichtig gewollt zu haben, stellte er nun wiederum sein Schicksal dem Waffenglücke anheim und erwartete mit Ungebuld den Frühling, um, wie er stets gewohnt war, der Erste im Felde zu sein.

Diese Ehre wurde ihm jedoch diesmal streitig gemacht, denn mitten im Winter, Ende Januar, überschritten die Russen unter dem General Grafen von Fermor den Nemen und nahmen ohne Schwertstreich die gänzlich von Truppen entblößte Provinz in Besitz. Ganz Ostpreußen mußte der russischen

Kaiserin huldigen und russische Verwaltungsbehörden traten an die Stelle der preußischen. Am Tage seines pomphaften, durch Glockengeläut und Kanonensalven verherrlichten Einzuges in Königsberg erklärte Graf Fermor dem Magistrate, daß die preußische Provinz von heute an so glücklich sei, unter dem Scepter der erhabenen Kaiserin Elisabeth zu stehen und daß er die Einwohner des Wohlwollens seiner Gebieterin versichern solle. geraume Zeit hindurch blieb die russische, 80,000 Mann starke Armee unthätig in Preußen stehen und erst nach Ankunft eines ungeheuren Transportzuges, der ihr Kriegsmaterial und Proviant aller Art zuführte, setzte sie sich langsam nach Pommern und der Neumark in Bewegung.

Friedrich beschloß, sich zuerst gegen die Oestreicher zu wenden und zu diesem Behufe zunächst die Festung Schweidnitz zu nehmen, in welcher sich noch eine östreichische Besatzung von 5200 Mann befand. Mit 24 Kanonen, 20 Mörsern und 16 Haubitzen ließ er die Festung beschießen und am 10. April war es möglich, sich einer Flesche zu bemächtigen, durch welche man der sog. Galgenschanze um 100 Schritte näher geführt wurde. Am 15. April gelang es, die feindlichen Kanonen der Galgenschanze und der Wasserschanze unbrauchbar zu machen, und um Mitternacht wurden diese Werke energisch bestürmt. Der östreichische Befehlshaber, Graf Thürheim, capitulirte und ergab sich mit 5000 Mann zu Kriegsgefangenen.

Die so glücklich und schnell ausgeführte Belagerung ließ es dem Könige jetzt rathsam erscheinen, möglichst tief in Oestreich einzudringen. Er wollte sich der bedeutenden Festung Olmütz bemächtigen, um während des ganzen Feldzugs die Oestreicher in dieser von seinen Staaten entfernten Gegend aufzuhalten, und um dadurch einen Vorsprung zu gewinnen, der es ihm möglich machte, sich mit Nachdruck gegen die Russen zu wenden. Um diesen Plan auszuführen, mußte man noth-

wendig den Feldmarschall Daun, welcher mit 50,000 Mann in Böhmen stand, irre führen, um ihm einige Märsche abzugewinnen und Zeit zu erhalten sich vor seiner Ankunft in der Gegend von Olmütz festzusetzen. In dieser Absicht zog sich die Armee des Königs aus den Gebirgen in die Ebenen von Schweidnitz und Reichenbach herab, unter dem Anscheine, die Truppen daselbst von den in großer Kälte ausgeführten Belagerungsbeschwerlichkeiten ausruhen zu lassen. Der General von Zieten blieb mit einem Corps in der Gegend von Landshut, von wo er einen Kordon bis Friedland zog, und der General von Fouqué rückte in die Grasschaft Glatz, um alle Pässe daselbst zu bewachen. Diese beiden Corps, welche die Bewegungen der Armee hinter den Gebirgen verbargen, hatten noch den Vortheil, die Oestreicher zu verhindern, Nachrichten zu erhalten, die ihnen über die Absichten der Preußen hätten Auskunft geben können. Während der Feind durch diese Vorkehrungen getäuscht wurde, zog die Armee des Königs nach Neisse, wo sie sich in zwei Kolonnen theilte; die eine nahm den Weg nach Troppau, die andere, welche der Feldmarschall von Keith führte, nach Jägerndorf. Die zwei Kolonnen gelangten den 3. Mai in die Ebenen bei Olmütz. Der General von Fouqué folgte ihnen, sobald er bemerkte, daß der Feind unruhig wurde und die Gegend von Königsgrätz verließ, um sich nach Hohenmauth zu ziehen.

Am 27. Mai war ganz Olmütz eingeschlossen und der Feldmarschall von Keith eröffnete die Laufgräben, während der König die Belagerung durch seine feste Stellung bei Proßnitz deckte. Eine rasche Entscheidung war von größter Wichtigkeit; denn der König verhehlte sich nicht, daß seine Truppen, mitten im feindlichen Lande und von Streifcorps überall umschwärmt, sich stets in größter Gefahr befanden, weil es auch an Lebensmitteln mangelte, die sie aus schlesischen, 18 Meilen entfernten

Magazinen beziehen mußten. Ueberdies rückte Daun mit ungewohnter Schnelligkeit zum Entsatz heran und nahm bei Gwitz, 6 Stunden von Olmütz, eine drohende Stellung. Am verhängnißvollsten aber war der Umstand, daß die Belagerung ebenso fehlerhaft, als die Vertheidigung gut und umsichtig geleitet wurde. Der österreichische Kommandant, General von Marschall, hatte trotz des überraschend schnellen Anrückens der Preußen die Festung mit allem Nöthigen versehen und war entschlossen, sie bis aufs Aeußerste zu behaupten. Seine Maßregeln trugen den Stempel der gereiften Erfahrung, während die Belagerung nur langsame Fortschritte machte. Es war überhaupt nicht in Belagerungen, worin die preussischen Waffen den Glanz ihres Ruhmes bewährten, denn Friedrich liebte diese Art der Kriegsunternehmungen nicht sehr, schon seiner Sparsamkeit wegen nicht. Der Ingenieur-Oberst von Balby, der die Belagerung leitete, stellte dem König vor, daß die ganz entkräfteten Soldaten täglich Bier und Fleisch haben müßten, und daß der König das Geld wegen des Schießbedarfs nicht ansehen dürfe. Wollte der König die Belagerung mit Erfolg fortsetzen, so bedurfte er circa 3000 mit Munition und Proviant beladener Wagen, die aus Schlesien über Troppau erwartet wurden. Der Oberst von Mosel befehligte diesen Wagentransport, der von einer 9000 Mann starken Bedeckung begleitet wurde. Friedrich sendete ihm den General von Zieten entgegen, um einem etwaigen Ueberfalle die Spitze bieten zu können. Aber Daun war von der Annäherung dieses Zuges unterrichtet und er beauftragte daher den General Laudon, sich des ganzen Transports zu bemächtigen. Mit 20,000 Mann rückte er dem Zuge entgegen und besetzte die waldigen Anhöhen bei Domstädtel. Diese Straße mußte der preussische Lastzug passiren, der eine Wagenreihe von der Ausdehnung einer Meile bildete. Die Mannschaften konnten demnach nicht auf einem Punkte

concentrirt sein. Auf dem schlechten Wege, der durch anhaltendes Regenwetter ganz durchweicht war, vermochte sich der Zug nur unter großen Anstrengungen vorwärts zu bewegen. Man hatte einen besonders gefährlichen und finstern Hohlweg zu passiren, der auf beiden Seiten dicht mit Wald bedeckt war. Mit furchtbarem Ungestüm griff Laudon hier die Preußen an. Die Bauern, welche mit ihren Pferden die Wagen führten, geriethen gleich bei den ersten Kanonenschüssen in einen solchen Schrecken, daß sie Alles zurückließen und flohen. Viele, welche die hinteren Wagen führten, machten ihre Vorspannpferde los und eilten davon. Die Preußen vertheidigten sich mit Löwenmuth, aber die Oestreicher sprengten die Pulverwagen in die Luft und feuerten mit Kanonen auf die Wagenburg. Mann und Roß stürzten übereinander und nach 2 Stunden langem entsetzlichen Blutvergießen wurden die Preußen endlich überwältigt. Unter beständigem Fechten rettete sich Zieten mit einer Schaar nach Troppau und nur der General von Brockow gelangte mit einigen Truppen und 250 Wagen im königlichen Lager an. Alle Tapferkeit der Preußen war bei einem so mörderischen Ueberfall und ungünstigen Terrain fruchtlos gewesen; sie hatten wie die Römer gefochten, nur Wenige waren entkommen, die Uebrigen deckten mit ihren Körpern die Waghstatt.

Dies geschah am 30. Juni. In der Nacht vom 1. bis 2. Juli hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf und zog sich nach Böhmen zurück. Dieser Rückzug war mit den größten Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft. Von allen Seiten wurde Friedrich von feindlichen Schaaren umschwärmt. Seine Truppen waren entkräftet, litten Mangel an Lebensmitteln und genügender Bekleidung und wurden von den Bewohnern des fremden Landes feindlich und hinterlistig verfolgt. Der König theilte auch hier alle Strapazen seiner Krieger

und sprach zu seinen Truppen die unerschütterliche Ueberzeugung aus, daß er trotz allem Leid mit Gottes Hülfe endlich siegreich aus seinen Gefahren hervorgehen werde. Daun, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, das ganze preußische Heer gefangen zu nehmen, besetzte sorgfältig alle Pässe; seine Erwartung, daß der König die Richtung nach Troppau einschlagen werde, wurde durch mehrere geschickt ausgeführte Märsche der Preußen noch mehr bestärkt; wie groß war daher sein Erstaunen, als diese plötzlich sich links wendeten und in drei Colonnen über die böhmische Grenze rückten. Sie gewannen dadurch einen gewaltigen Vorsprung und schon am 8. Juli marschirten sie über Königsgrätz nach der Grafschaft Glatz.

So sehr dieser Rückzug das Feldherrntalent Friedrichs bekundete, so wurde seine Lage durch denselben um Nichts gebessert. Friedrich suchte sich nun an der Elbe, auf einem von rauhen Bergketten und Schluchten zerklüfteten und von reißenden Gewässern durchströmten Terrain festzusetzen. Mehr als einmal bot er dem Feinde die Schlacht an; Daun jedoch, der ein unangreifbares Lager auf den Bergen bei Ehlum bezogen hatte, blieb dort unbeweglich stehen und beschränkte sich darauf, die kunstvollen Manöver des Königs durch leichte Truppenkorps unter den Generalen Laudon, Lasch, Janns und Zischowicz beunruhigen zu lassen. Vielleicht würde Friedrich dennoch den Feind gezwungen haben, bei Ehlum eine Schlacht anzunehmen, wären nicht eben jetzt die erschütterndsten Nachrichten von dem durch Mord und Zerstörung bezeichneten Vorrücken der Russen eingetroffen.

Die Russen unter Graf Fermor waren bereits bis vor Küstrin vorgedrungen und hatten die ganze Neumark entsetzlich verwüstet. Die Thätigkeit der russischen Truppen schien nur darin zu bestehen, zu sengen und zu brennen und nach barbarischer Hordenart zu plündern, zu stehlen

und zu morden. Klüstrin wurde gleich am ersten Tage ihres Eintreffens in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Bomben und glühenden Kugeln fielen in solcher Menge, als ob es Feuer vom Himmel regnete. Viele Häuser stürzten zusammen und erschlugen ganze Familien unter der Last ihrer Balken und Steine. An Löschen war nicht zu denken und es blieb kein Rettungsmittel als die schleunigste Flucht. Alles, was nur fort konnte, machte sich auf den Weg. Kinder, Frauen, Mädchen, Kranke, Greise und Hülfbedürftige aller Art verließen die Stadt. Sie flohen über die Oder dem jenseitigen Ufer zu, welches die Feinde unbesezt gelassen hatten. Noch am jenseitigen Ufer hörten sie das laute Wehklagen und Sammergeschrei der zurückbleibenden Verwundeten, und weit ins Land hinein gewahrte man den Rauch, der von ihrer geliebten Vaterstadt emporstieg. Viele kamen in den Flammen um, Andere wurden von den Trümmern zerschmettert oder erstickten in den Kellern, wo sie, von Furcht gedrängt, Schutz suchten. Die Bewohner der umliegenden Gegenden und eine große Anzahl der entfernt wohnenden Edelleute hatten in der Festung ihre besten Sachen vor der Raubsucht der Kosacken in Sicherheit gebracht. Auch ein ungeheures Vorrathshaus ging dabei in Flammen auf und so gräßlich wüthete das Feuer, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen, wobei die gefüllten Patronen für Musketen und Kanonen nebst den geladenen Bomben und dem großen Pulvervorrath mit dem entseßlichsten Getöse in die Luft flogen. Ein so schreckliches Ereigniß, wo in wenig Stunden eine derartige Verwüstung angerichtet wurde, hatte vielleicht noch nie in einem Kriege stattgefunden und in der That glaubten denn auch viele Einwohner, daß der jüngste Tag angebrochen sei. Die Absicht der Feinde war, es sollte durchaus nichts vom Eigenthum der Einwohner gerettet werden; denn sie fuhren auch dann noch

mit dem Werfen der Brandgranaten fort, als das Feuer schon in allen Winkeln der Stadt wüthete und sämtliche Gebäude in Trümmern lagen. Die Russen schienen weniger auf Eroberung als auf Verheerung zu denken, denn nur das Innere der Festung, die Stadt, war von ihnen so grausam beschossen worden, die Festung selbst aber hatte man unberücksichtigt gelassen. Uebrigens wurde der Befehlshaber derselben, Oberst von Schack, erst am vierten Tage zur Uebergabe aufgefordert, weil es dem russischen Feldherrn doch schließlich einfallen mochte, daß es nach der Kriegsweise seine Pflicht sei, bei dem Festungscommandanten anzufragen, ob er sich ergeben wolle. Aber auch diese Aufforderung bezeichnete den Barbaren, denn er drohte, die ganze Besatzung niedermetzeln zu lassen, wenn man die Festung nicht sofort übergebe. Die Antwort des Obersten war: „Die Stadt ist zwar nichts mehr als ein Steinhaufen, die Borrathshäuser sind verbrannt, aber die Festung selbst ist in bestem Stande; ich werde mich daher bis auf den letzten Mann wehren.“ Er vertheidigte sich auch auf dem nackten Steinhaufen, und der Platz wurde nicht übergeben. Der Sturm auf die Festung und die Niedermetzlung unterblieb denn auch, denn Friedrich war schon zu nahe und die ganze Aufmerksamkeit der Russen richtete sich nun auf den heran-nahenden König.

Friedrich hatte den Oberbefehl über die in Schlesien zurückbleibende Armee dem Markgrafen Karl und dem Feldmarschall Keith übertragen. Am 10. August 1758 hatte er mit 15,000 Mann seinen Weg nach der Neumark genommen. Inzwischen sollten der Oberst von Platen und der General Graf Dohna in zwei getrennten Heerhaufen die Russen an dem weiteren Vordringen zu verhindern suchen. Die Russen waren jedoch von Posen über Königswalde, Meseritz nach Paradies vorgerückt, wo sie sich in drei Abtheilungen festsetzten.

Graf Dohna entsandte den Oberst von Kanitz nach Keppen, um den Feind zu beobachten. Graf Dohna, welcher mit vielem Geschick und Tapferkeit die Russen fortwährend umschwärmte, zog den Oberst von Platen an sich, und machte nun den Feinden den Uebergang über die Oder streitig, indem er ein Lager bei Frankfurt bezog. Graf Dohna suchte der bedrängten Festung Klüstrin so viel wie möglich zu Hülfe zu kommen. Er ließ eine Schiffbrücke über die Oder schlagen und eröffnete dadurch eine Verbindung, so daß die Besatzung beständig abgelöst werden konnte.

Friedrich hatte den Grafen Dohna von seinem schnellen Anrücken durch einen Adjutanten benachrichtigen lassen und ihn dringend gebeten, sich nur noch kurze Zeit bis zu seinem Eintreffen zu halten. Am 22. August traf er bei Gorgast mit seinem kleinen Heere bei ihm ein, und er beschloß nun, die Russen sogleich anzugreifen, um zu verhindern, daß diese sich mit den nachrückenden Oestreichern vereinigten. Die Truppen brannten vor Begierde, sich an einem so unmenschlichen Feinde zu rächen. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, als sie die verheerten Lande betraten, die Schutthaufen sahen und die Aschenhügel noch rauchend fanden. Der König selbst war tief gerührt und der Anblick der ringsum verwüsteten Fluren erfüllte ihn mit tiefer Trauer. Wenn sich die armen Vandleute weinend um ihn herum drängten und auf ihre Felder wiesen, die jetzt mitten im Sommer verheert und leer waren, tröstete er sie mit den Worten: „Kinder, ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt nur Geduld, ich will Euch Alles wieder aufbauen!“ Die Truppen hatten zwar entsetzliche Mühseligkeiten ertragen; in brennender Hitze hatten sie ihren Durst oft aus Pfützen gestillt; sie waren abgerissen und ermattet, denn in 24 Tagen hatten sie mit Friedrich einen Weg von 60 Meilen zurückgelegt; aber als Friedrich vor die

Front ritt und in einer begeisterten Rede das Heer zum Kampfe und zur Tapferkeit aufforderte, gab's nur Eine Stimme, nämlich die: „zum Angriff!“

Neunter Abschnitt.

Die Schlacht bei Zorndorf.

Die Barbarei der Russen. — Kein Pardon. — General von Seydlitz. Sieg bei Zorndorf. — Die Russen auf dem Schlachtfelde. — Verlust auf beiden Seiten.

Mit jedem Schritte stieß der König auf Verwüstungen des barbarischen Feindes. Küstrin lag bis auf drei Häuser in Asche, das flache Land gleich einer Einöde. Glühender Haß und der Durst nach einem Blutkampf beseelte das ganze preussische Heer. Bald entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, in der man von 8½ Uhr Morgens bis Nachts 10 Uhr wüthete. 37,000 Preußen kämpften gegen 60,000 Russen. Es war ein Kampf nach alter Weise, in dem die Gegner ohne künstliche Wendungen eng zusammenrückten und, Auge auf Auge geheftet, Person gegen Person sich niedermekeln. Schonungslose Rache schien das ganze Heer erfüllt zu haben; selbst Friedrich gab den strengsten Befehl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Der Feind sollte gänzlich vernichtet und vom Erdboden vertilgt werden. Jeder Rückzug sollte ihm abgeschnitten, jedes Entkommen unmöglich gemacht werden. Alle Brücken, die ihm zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Unmittelbar vor dem Beginn der Schlacht wurde den Russen die Absicht der Preußen hinterbracht; ein Zuruf durchlief die ganze Linie: „Die Preußen geben keinen Pardon!“ „Und wir auch nicht!“ war der weitschreckende Wiederhall der Russen.

Die Kosacken zündeten Zornsdorf an, wodurch die Preußen aufgehalten wurden, weil die schwere Artillerie durch dieses Dorf gehen mußte, um dem Feinde gegenüber Batterien zu errichten. Der preußische linke Flügel, der zum ersten Angriff bestimmt war, lehnte sich an einen Grund, der sich nach Wiltersdorf hinzieht. General von Manteuffel befehligte den ersten Angriff, der aus 10 Bataillonen bestand; ihn unterstützte der linke Flügel des ersten Treffens, welchen Oberst von Kanitz anführte. Man besetzte einige Gräben, unter deren Schutze man die Reiterei des linken Flügels vor dem feindlichen Geschütz sicherte. Die zuerst vorrückenden Truppen sollten sich an diesen Gräben anlehnen, allein durch Mißverständnisse geschah es, daß dieselben sich mehr von ihm entfernten, so daß der Oberst von Kanitz, der hinter dem General von Manteuffel operiren sollte, sich ihm bald zur Rechten befand. So tapfer die Preußen auch anrückten, so standen doch die Russen fest wie ein Wall. Der preußische Angriff wurde abgeschlagen und die Bataillone kamen in ziemlich großer Verwirrung wieder zurück. Immer wieder drangen die Preußen vor, aber ihr linker Flügel wankte so heftig, daß er eine Flanke bloßgab. Dies benutzte die russische Kavallerie, indem sie sich durch einen wüthenden Anprall auf die preußische Infanterie stürzte und einige Bataillone aus dem Felde schlug. Der König sandte dem schwer bedrängten Flügel neue Truppen und von Neuem ging man auf den Feind. Das gewaltige Gewehrfeuer der Preußen schmetterte zwar die ersten Reihen nieder, allein immer neue Linien traten an ihre Stelle, welche mit dem Muth der Verzweiflung jeden Fuß breit Landes vertheidigten. Stunden lang wogte die Schlacht hin und her. Das Schicksal des Tages schien dem Könige ungünstig werden zu wollen; seine Linie war in Unordnung, und überdies bewegte sich auch schon die ganze Infanterie

der rechten feindlichen Front auf seine rechte Flanke. Dies geschah mit einem lauten Siegesgeschrei und Graf Fermor glaubte sich schon des Sieges gewiß. Wie ein Stich ging es dem General von Seydlitz durch das Herz, als er die preußische Infanterie, von der Uebermacht gedrängt, zurückweichen sah. Er wußte, wie sehr die Existenz seines Königs und seines geliebten Vaterlandes auf dem Spiele stand; er mochte die Schmach einer Niederlage nicht erleben, und schnell entschlossen stürzte er sich mit seiner gesammten Kavallerie in drei Kolonnen wie ein Sturmwind auf den Feind. Eines so nachdrücklichen und gewaltigen Angriffs war man nicht gewärtig. Die russische Kavallerie wurde total über den Haufen geworfen und so weit zurückgetrieben, daß sie der eignen Infanterie den Weg verrannte. Die preußischen Reiter hieben Alles ohne Gnade nieder; selbst das brennende Zorndorf hielt sie nicht zurück; sie trabten durch die Flammen, nur ihrem Rachegeföhle Befriedigung gebend. Der russische rechte Flügel befand sich Mittags 1 Uhr in völliger Auflösung. Die dem Schwerte entronnenen Flüchtlinge plünderten die Bagage, schlugen die Branntweinfässer auf und gaben sich, Offiziere wie Gemeine, den zügellosesten Excessen hin, bis sie, vom Trunk übermannt, in viehischer Sinnlosigkeit niederstürzten oder wie Wahnsinnige das leichenbesäete Schlachtfeld durchrannten.

Der rechte preußische Flügel war bisher fast unthätig geblieben. Der König ließ ihn jetzt ins Treffen rücken, um den schon halb errungenen Sieg vollständig zu sichern. Feindliche Kavallerie brauste jedoch heran und drohte die Preußen zu überflügeln. Wieder trat ein Moment ein, wo die Entscheidung des Kampfes an einem Haare hing. 13 preußische Infanterie-Bataillone machten nämlich plötzlich Halt und wichen sogar bis nach Wilkersdorf zurück. In diesem angstvollen Augenblicke erschien der Held Seydlitz zum zweiten Male als

Ketter der Schlacht. Schnell füllte er die entstandene Lücke aus und griff die Russen mit so unwiderstehlicher Gewalt an, daß er sie bis tief in die morastige Ebene des Quartschener Grundes hineintrieb. Zugleich stürzten sich mehrere Infanterie-Regimenter auf das russische Fußvolk und drängten es den Seydlitz'schen Reitern, die von der Verfolgung zurückkehrten, gerade in den Weg. Nunmehr entstand ein entsetzliches Handgemenge. Das Feuern hörte gänzlich auf, und nur die Kolben, Säbel und Bajonnette wurden jetzt die einzig brauchbaren Waffen. Obgleich im Rücken und in der Front auf das Heftigste gedrängt, wichen die Russen nicht aus ihrer Stellung. Es war jedoch nicht jene bewunderungswürdige Tapferkeit oder Vaterlandsliebe, mit welcher der Krieger seinen Posten bis auf den letzten Augenblick behauptet, denn Viele wehrten sich fast nicht; vielmehr war es Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich bald neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Todten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen. Selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Der russische rechte Flügel wurde zum großen Theile niedergehauen, die Flüchtlinge trieb man in die Moräste, wo viele ihren Tod fanden. Andere Flüchtlinge geriethen unter die Marketender-Wagen, welche von ihnen schonungslos geplündert wurden. Der Branntwein wurde viehisch gesoffen. Vergebens schlugen besonnene russische Offiziere die Fässer in Stücke: die Soldaten warfen sich der Länge nach auf den Boden, um so den geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten betrunken die Seele aus, Andre massakrirten ihre Offiziere, beraubten und mißhandelten ihre eigenen Landsleute. Wie groß die Erbitterung gegen einander war, erhellt aus dem Umstande, daß selbst schwer ver-

wundete Preußen, ihre eigene Rettung vergessend, immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht waren. Man fand einen Russen, der tödtlich verwundet, auf einem sterbenden Preußen lag und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte. Der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig, sich zu bewegen, mußte diese Qual erdulden, bis seine Mitstreiter herbeikamen und den Kannibalen durchbohrten.

Diese zwölfstündige Blutarbeit hatte die Streiter dermaßen erschöpft, daß die einbrechende Nacht der Mordlust ein Ende machte. Alle Dörfer der Umgegend steckten die Kosacken in Brand, deren blutrother Schein wie Streiflichter, welche bis auf das mit Todten und Sterbenden übersäete Schlachtfeld fielen, dasselbe um etwas erhellte.

Für Friedrich war die Schlacht glorreich entschieden. Die Russen schrieben sich zwar den Sieg zu, weil ein Theil ihrer Truppen die Nacht über auf dem Wahlplatz campirte, doch der russische General Panin war aufrichtig genug hinzuzufügen: „Obwohl wir den Wahlplatz behaupteten, so geschah dies doch nur mit Todten, Verwundeten und Besoffenen.“ Graf Fermor suchte am anderen Tage beim Könige einen Waffenstillstand unter dem Vorgeben nach, daß er seine Todten beerdigen wolle. Der Graf Dohna erwiderte ihm jedoch: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen hat, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.“ Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten außerordentlich groß. Vergleicht man denselben mit dem der Schlachten der letzten beiden Jahrhunderte, so stellt sich das Verhältniß folgendermaßen: Der Verlust der Preußen bei Königgrätz (1866) betrug an Todten und Verwundeten 9000 Mann, der der Oestreicher 31,000 Mann; bei den ersteren $\frac{1}{23}$, bei den letzteren $\frac{1}{7}$ der Armee, oder $\frac{1}{11}$ der Gesamtstärke beider Heere. In der Schlacht von Malplaquet (1709) belief sich der Verlust auf $\frac{1}{5}$, bei

Rosbach (1757) auf $\frac{1}{25}$, bei Leuthen (1757) auf $\frac{1}{11}$, bei Zorndorf (1758) auf $\frac{3}{8}$, bei Austerlitz (1805) auf $\frac{1}{4}$, bei Eylau (1807) auf $\frac{1}{4}$, bei Wagram (1809) auf $\frac{1}{8}$, bei Borodino (1812) auf $\frac{1}{8}$, bei Leipzig (1813) auf $\frac{1}{5}$, bei Bellealliance (1815) auf $\frac{1}{3}$, bei Solferino (1859) auf $\frac{1}{8}$ und wie erwähnt, bei Königgrätz (1866) auf $\frac{1}{11}$ der Armeen beider kämpfenden Theile. Die drei größten unter diesen Schlachten sind die von Leipzig, Königgrätz und Wagram, wo 460,000, 430,000 und 320,000 Mann auf dem Schlachtfelde standen, die drei absolut blutigsten sind Leipzig (90,000 Mann Verlust), Borodino (74,000 Verlust), Bellealliance (61,000 Verlust). Jedoch auch diese werden noch von Zorndorf übertroffen, denn in dieser Schlacht fielen von acht Mann immer drei, $\frac{1}{3}$ Preußen, $\frac{2}{5}$ Russen: ein Verhältniß, wie es unter allen Schlachten kaum ein zweites giebt.

Zehnter Abschnitt.

Der Ueberfall bei Hochkirch.

Die bebrängte Lage des Prinzen Heinrich. — Graf Schmettau in Dresden. Daun's unangreifbares Lager. — Die Generale von Rehow und von der Marwitz. — Die Nacht vom 13. zum 14. October 1758. — Der Ueberfall. — Major Lange und seine Schaar. — Der Rückzug.

Nach der Schlacht bei Zorndorf zog sich die russische Armee über die Weichsel zurück, und Friedrich wurde dadurch von der drohendsten Gefahr befreit. — Zu ihrer Bewachung schickte er ihr den Grafen Dohna mit einer kleinen Armee nach. Er nahm nun seinen Marsch nach Sachsen, wo sein Bruder, der Prinz Heinrich, vom Feinde hart bebrängt wurde, so daß er sich in der Gefahr befand, in Kurzem gänzlich aufgerieben zu werden, wenn ihm sein Bruder nicht bald zu Hülfe komme. Die Oestreicher waren im Begriff, sich mit der Reichsarmee zu

vereinigen und den Prinzen Heinrich von allen Seiten zu umstellen, man wollte sich der Hauptstadt Dresden bemächtigen und den Preußen ganz Sachsen entreißen. Der Herzog von Zweibrücken befehligte die Reichsarmee. In der Mitte August rückte er von Teplitz aus durch die Gebirge nach Peterswalde, während die Generale Haddick und Guaske Bießhübel und Schandau besetzten. In wohlgewählten Stellungen erwarteten sie hier die Armee unter Daun, mit welcher vereinigt sie dann auf den Prinzen Heinrich losgehen und ihn gänzlich erdrücken wollten.

Prinz Heinrich wußte als erfahrener Feldherr die erschreckende Gefahr wohl zu würdigen, aber er traf die ausgezeichnetsten Maßregeln, die Feinde bis zur Ankunft des Königs in Schach zu halten. Dann war im Rücken des Prinzen schon bis nahe an Dresden vorgerückt und forderte diese nur schwach besetzte Stadt auf, sich zu ergeben. Der Gouverneur derselben, Graf Schmettau, erklärte jedoch, daß er sich bis aufs Aeußerste vertheidigen werde. Bei dem ersten Kanonenschuß werde er die prächtigen Vorstädte zerstören und keine Rücksicht üben. Er wußte wohl, daß der Dresdener Hof dann schon darauf hinwirken würde, diese Gefahr abzuwenden. Der Hof und die Bewohner Dresdens befanden sich denn auch in der äußersten Bestürzung. Die königliche Familie fürchtete um ihre Sicherheit. Das Wehklagen wurde allgemein. Die Einwohner, der Magistrat, der Hof, Alles flehte um Schonung; auch die Landstände sandten Abgeordnete mit Vorstellungen und Bitten. Natürlich richteten sie diese Bitten alle an den preussischen Befehlshaber und baten, daß dieser mit seinem Heere doch die Stadt verlassen möchte, wodurch dann dieses Unglück für sie abgewendet würde. Aber Graf Schmettau erwiderte, daß es seine Pflicht sei, sich zu vertheidigen und daß, da selbst ihre Bundesgenossen alle Achtung und Rücksicht gegen die königliche Residenz

aus den Augen setzten, sie dies von ihnen, als den Feinden, noch weniger verlangen könnten; sie möchten sich daher mit ihren Vorstellungen nicht an ihn, sondern an ihre Verbündeten wenden. Einer solchen eisernen Entschlossenheit beugte sich der Feind und Dresden blieb unbelagert. Dagegen fiel die Feste Sonnenstein durch die Feigheit des Kommandanten von Grape in die Hände der Reichstruppen, wodurch die Stellung des Prinzen Heinrich dermaßen gefährdet wurde, daß er sich noch mehr nach Dresden zurückziehen mußte. Unter den Wällen der Stadt, durch Verhaue, Schanzen und Redouten geschützt, erwartete er hier mit banger Ungebuld den König. Den General von Hülsen ließ er mit einem Detachement bei Freiberg und den Oberst von Knoblauch bei Maxen zurück. In dieser Zeit hatte sich ein kleines Korps von den Reichstruppen bei Waldkirchen festgesetzt; es wurde jedoch von dem General von Kleist angegriffen und gänzlich geschlagen.

Endlich erscholl im preussischen Lager die frohe Nachricht, daß Friedrich in Eilmärschen heranrückte und nahe sei. Das Heer des Königs war den 2. September von Blumberg aufgebrochen, es ging über Müllrose, Trebatsch, Lübben, Doberbeck, Elsterwerda, und langte den 9. September in Dobritz, nahe bei Großenhein, an, wo der Marschall Keith und Markgraf Karl zu ihm stießen, deren Korps durch Hartmannsdorf, Priebus, Muskau, Spremberg und Senftenberg gegangen waren. Bei Priebus und Spremberg hatten die Obersten von Werner und von Mähring zwei österreichische Detachements geschlagen. Den 12. September lagerte sich die Armee zwischen Bocksdorf und Reichenberg, wo sich der König mit seinem Bruder unterredete. Noch an demselben Abend setzte sich die Armee in Marsch. Es kam darauf an, die Anhöhen bei Weißig vor dem Feinde zu besetzen. Die Oestreicher hatten auf dem f. g. Weißen Hirsch einen Posten, den man vertreiben mußte.

Der General von Webell wurde hiermit beauftragt, der durch seine umsichtige Leitung die Oestreicher zwang, sich zurückzuziehen. Sobald die Spitzen der Armee die Höhen bei Weißig erreicht hatten, griffen sie die dort postirten Husaren und Dragoner an, die sich in der Absicht, das Lager des Feldmarschall Daun zu decken, dorthin begeben hatten. Alle diese Korps wurden zum Weichen gebracht. Die Armee des Königs bezog nun ein Lager bei Schönfeld, dem Lager des General Daun gegenüber, welches sich von Lohmen über Stolpen gegen Bischofswerder ausdehnte. Man sicherte sogleich die Verbindung der beiden preussischen Armeen durch Brücken über die Elbe. Alle diese Unternehmungen änderten die Verhältnisse nicht wesentlich, weil Daun in seiner festen, unangreifbaren Stellung nicht zu einer Schlacht zu bewegen war. Immer wieder suchte ihn Friedrich durch verwickelte Märsche und taktische Kriegskünste aus seinem Lager zu locken. Aber alle Bemühungen scheiterten an der unerschütterlichen Ruhe und Bedächtigkeit des östreichischen Feldherrn, der von seinen Bergen herab die Anstrengungen der Preußen zu verspotten schien. Friedrich's Truppen, seit 8 Wochen täglich in Bewegung, bedurften der Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an, rauh zu werden. Das Fußvolk mußte deshalb auf seinen Befehl Brandhütten und die Reiterei Ställe von Strauchwerk bauen. Man kann den damaligen Zustand des Königs und seiner Streiter am besten aus einem Briefe beurtheilen, den er damals an Lord Marschall schrieb. Es heißt darin: „Bis der Schnee fällt, werde ich auf dem Seil tanzen müssen. Wie oft gäbe ich gern die Hälfte des Ruhms, von dem Sie mir schreiben, für ein wenig Ruhe hin.“

Die trefflichen Dispositionen des Königs zwangen endlich den Feldmarschall Daun, aus seinem Lager hervorzukommen. Friedrich hatte sich Baugens bemächtigt und Daun sah sich in Gefahr, von der Straße nach Zittau und Böhmen wegge-

drängt zu werden. In einer finsternen Regennacht des 5. Oktbr. führte er daher sein Heer in zwei Colonnen aus dem Lager. Die unaufhörlichen Angriffe der auf dem Fuße nachrückenden Preußen bedrängten die Nachhut des Feindes zwar sehr, aber dennoch gelang es, daß sich Daun mit Laudon vereinigen und hinter Lössau eine vortheilhafte Stellung einnehmen konnte.

Friedrich ließ die feindliche Armee nicht aus den Augen und folgte ihr in nur geringer Entfernung. Die Preußen lagerten sich bei **Hochkirch**, unmittelbar in der Nähe der Daun'schen Armee. Die Heere standen einander so nahe, daß man aus einem Lager in das andere sehen konnte. Die Generale warnten den König, sich durch zu große Nähe nicht unnütz der Gefahr eines Ueberfalls auszusetzen. „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig liegen lassen,“ sagte ihm Keith, „so verdienen sie, gehängt zu werden.“ Aber der König erwiderte ihm: „Wir dürfen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Der General-Quartiermeister von der Marwitz, der vom Könige sehr geliebt wurde, machte ihm neue Vorstellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz und weigerte sich, das Lager abzustücken. Der König befahl abermals, und wiederum weigerte er sich standhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft setzen und einen anderen das Lager ordnen. Das Heer lag hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes bloßgestellt, und Friedrich achtete alle Warnungen seiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oestreichern zuerst angegriffen war, traute dem Feldmarschall Daun einen kühnen Entschluß nicht zu und wurde zugleich durch einen Rundschafter getäuscht, den die Oestreicher erkaufte und mit falschen Nachrichten an ihn zurückgesendet hatten.

Die östreichische Armee fühlte den Hohn, den ihr der König durch seine herausfordernde Stellung anthat: es wurde ein nächtlicher Ueberfall des unbefestigten preussischen Lagers beschlossen.

Das Dorf Hochkirch, an welches sich der rechte Flügel des Königs anlehnte, liegt auf einer Anhöhe. Ein großer Kirchhof mit starken Mauern, der Raum genug für ein ganzes Bataillon hat, bestreicht die ganze Gegend. Das Dorf zieht sich in die Länge und bildete die natürliche Flanke der Armee. Es war mit 6 Bataillonen besetzt. Vor dem Treffen der Front fließt ein Bach zwischen felsigen Ufern. Unten am Fuße der Höhe von Hochkirch befinden sich einige Häuser und Mühlen, in welche Friedrich einige Bataillone gelegt hatte, um den Weg zu sichern. Ein Theil des Lagers stand jenseits des Baches wegen einiger dort befindlichen Anhöhen, welche besetzt werden sollten. Der König hatte daher Tags vorher, den 13. Oktbr., dem General von Rezow den Befehl ertheilt, jene Anhöhen, die s. g. Steinberge, in Besitz zu nehmen. Rezow fand aber diese schon im Besitz der Oestreicher. Friedrich sandte ihm hierauf durch seinen Adjutanten von Götz den Auftrag, diese zu vertreiben, weil er meinte, es sei nur die Nachhut des Feindes. Allein es stand eine starke feindliche Abtheilung daselbst und der Angriff war unausführbar. Friedrich war jedoch mit solchen Beweisen der Unmöglichkeit nicht zufrieden und wiederholte den Befehl. Rezow, ein Feldherr, der den Tod nicht fürchtet und grau geworden im praktischen Dienst, glaubte hier den Gehorsam versagen zu müssen. Er ließ dem Könige sagen, die Befehle seines irdischen Königs wären ihm jederzeit heilig, aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen und der Wille seines himmlischen Königs und Herrn. Er könne es nicht vor Gott und der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viele tapfere Menschen aufzuopfern. Er würde nicht angreifen und überlasse alles Andere dem Willen Sr. Majestät. Hierauf wurde ihm als Gefangener der Degen abgenommen und der Angriff auf die Steinberge unterblieb.

Am Abend des 13. Oktbr. setzte sich nach Sonnenuntergang die ganze östreichische Armee in Bewegung. In drei Colonnen marschirte sie durch einen dichten Wald. Die Wachfeuer des Lagers wurden unterhalten, die Zelte blieben stehen, und damit das Geräusch des Marschirens nicht zu hören sei, mußten eine Menge Arbeiter mit absichtlichem Getöse Bäume fällen, singen und lärmen. Die wachsamem preußischen Vorposten entdeckten aber doch die Bewegungen, und man machte dem Könige Meldung. Dieser jedoch, schon ärgerlich über die fortwährend geäußerte, in Blicken und Mienen sich kund thurende Besorgniß seiner Generale, schenkte den eingehenden Nachrichten wenig Aufmerksamkeit und begnügte sich, einigen Husaren-Regimentern den Befehl zum Aufsitzen zu ertheilen, um im vorkommenden Falle bereit zu sein. Gegen Mitternacht erschienen ungewöhnlich viele Ueberläufer, sämmtlich bewaffnet, wilde bärtige Gesichter mit listigen Augen und verschlagenen Mienen. Man wußte sie endlich kaum unterzubringen, und da immer neue Schaaren Kavalleristen, Scharfschützen, Grenadiere &c. sich meldeten, wurde ein nochmaliger, dringender Bericht an den König gesendet. Aber ein böses Verhängniß hatte Friedrichs Sinne befangen. Es schien, als müsse er blindlings in sein Verderben eilen. Seydlitz und Zieten befanden sich eben bei dem Könige und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen. Aber auch diese Warnung blieb ohne Erfolg. Da die Husaren-Regimenter erhielten sogar den Befehl zum Absatteln und bald überließen sich die Soldaten sorglos dem erquickenden Schlummer. Für Viele war es die letzte Nacht.

Im Feindeslager herrschte inzwischen reges Leben. Immer näher und näher rückten die Truppen, jeden Augenblick bereit, über die schlafenden Preußen herzufallen. Die Thurmuhr im Dorfe Hochkirch schlug eben 5 Uhr und es war noch vollständig

finster, als der Feind plötzlich von allen Seiten in's preußische Lager drang. Die Verwirrung in finsterner Nacht war über alle Maßen. Die Oestreicher befanden sich ja mitten unter den Preußen. Hunderte der Schlafenden wurden in ihren Zelten erwürgt. Andere wurden aus dem Schlafe geweckt, um bald darauf in den Todesschlaf zu sinken. Viele liefen halbnackt zu ihren Waffen. Ein Jeder griff nach dem Gewehr, welches ihm zuerst in die Hände fiel. Die Verwirrung war entsetzlich. Alles rannte wild durch einander. In das Getümmel der Kämpfenden, das Stampfen der Rosse, das Rufen und Kommandiren der Offiziere mischte sich der Trommelwirbel, das Schmettern der Signale und der Donner des Geschützes, dessen Eisenhagel vernichtend durch das Lager sauste. Das Blutbad war entsetzlich und die Dunkelheit verhinderte noch dazu alle Erkennung. Die Ueberfallenen erwarteten mit Ungebuld das Anbrechen des Tages, um dem Feinde in's Angesicht sehen und sich selbst in geordnete Schlachtreihen stellen zu können. Denn nur das in Flammen aufgehende Dorf Hochkirch erleuchtete grell einen Theil des mit Blut und Leichen besäeten Schlachtfeldes. Auf dem durch die Mauer geschützten Kirchhofe befand sich das Bataillon des Majors Lange, eine Heldenschaar von 600 Mann. Mit Löwenmuth kämpfte dieses dem Tode geweihte Korps. Es lichtete die Reihen der feindlichen Grenadiere dermaßen, daß Daun, dem Alles an der Eroberung des Kirchhofes lag, endlich 14 frische Bataillone zum Sturme anrücken ließ. Aber auch jetzt verzagten die Helden nicht. Der Hohlweg, welcher den Kirchhof vom Dorfe trennt, war buchstäblich ausgefüllt mit den Leichen der Feinde, die über diese hinweg mit Fußvolk, Kavallerie und Geschütz immer wieder gegen die unerschütterlichen Sechshundert andrangen. Erst als sie die letzten Patronen verschossen hatten, beschloßen sie, sich durch das Gewühl der Stürmenden durchzuschlagen. Aber nur

Wenigen glückte es. Fast alle fielen, ihr heldenmüthiger Major an der Spitze, unter den Säbeln der feindlichen Kavallerie.

Auch der anbrechende Tag konnte nicht die Verwirrung vermindern, denn ein dichter Nebel lagerte sich über die blutige Wahlstatt. Die preußische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten. Wo sie einhieb, gab es keinen Pardon. Alles wurde niedergemacht und die Widerstrebenden von den Hufen der Pferde zertreten.

Noch behauptete sich der rechte Flügel der preußischen Armee und muthvoll schlug er den Feind wieder aus dem Dorfe heraus. Doch nur einen Augenblick lächelte den Kühnen das Glück. Dann sendete ihnen Kavallerie in den Rücken und jetzt entfaltete sich ein fürchterliches Worden. Eine Kanonenkugel riß dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, und hauchte im Innern der Kirche, auf einer hölzernen Bank gebettet, ohne einen Laut sein Leben aus. Auch der General von Geist wurde tödtlich, und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau schwer verwundet. Der König, vom tiefsten Schmerze ergriffen, stellte sich selbst an die Spitze von 7 Bataillonen und stürzte sich mit diesen auf den Feind. Er ging rechts um das Dorf herum und es gelang ihm auch, eine feindliche Abtheilung von den Anhöhen zu vertreiben. Furchtlos begab er sich in das dichteste Kampfgetümmel und gab seinen Kriegern wiederum ein Beispiel unerschrockenen Muthes und persönlicher Tapferkeit. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und endlich ertheilte er den Befehl zum Rückzug. Dieser Rückzug, der in größter Ordnung und im Angesichte eines siegreichen, mächtigen Feindes ausgeführt wurde, machte den Tag von Hochkirch, obwohl ihn eine schwere Niederlage bezeichnete, in den Annalen der preußischen Kriegsgeschichte unsterblich; er befundete auf's Neue das Genie und Feldherrntalent des Königs, als eines Fürsten ohne Gleichen.

Der fromme General von Rekow, der als Gefangener seinem Korps beigegeben war, hatte seinem Könige noch dadurch einen denkwürdigen Dienst geleistet, indem er den Rückzug des Heeres meisterhaft decken half. Friedrich schenkte ihm zwar seine Huld wieder, aber er starb schon nach einigen Wochen im Glauben an seinen Herrn und Erlöser.

Der Verlust der Preußen war ein bedeutender. An Todten und Verwundeten zählte man 9000 Mann, darunter 246 Offiziere. 101 Kanonen, 30 Fahnen, viele Wagen, der größte Theil des Gepäcks und ein großer Kriegsvorrath fielen in die Hände der Feinde. Die Oestreicher gaben ihren Verlust auf 8000 Mann an. Fast alle preussischen Feldherren, welche den Tag überlebten, waren verwundet; viele von ihnen gaben in Folge davon ihren Geist auf und eine große Zahl lag todt auf dem Schlachtfelde. Den Verlust so vieler tapferen Krieger, sowie das namenlose Leiden der Verwundeten empfand der König auf's Schmerzlichsste. Tief erschüttert sehnte er sich in jenen Tagen nach der Stille und Einsamkeit und suchte Trost in geistlicher Beschäftigung. Er las die Predigten des berühmten französischen Geistlichen Bourdaloue und suchte Trost im Worte Gottes. Auch befahl er den Feldpredigern, allen Kranken und Sterbenden geistliche Erquickung zu reichen.*)

*) Es bleibt tief zu beklagen, daß dies Verlangen nach Gottes Wort bei Friedrich nur ein vorübergehendes war. Das Wichtigste in eines jeden Menschen Leben, nämlich die Ergreifung des Heils in Christo, blieb ihm eine gleichgiltige Sache. Er vermied den geistlichen Kampf und sein Sieg erschien ihm werthlos. Friedrichs negative Stellung zum Christenthum war für das religiöse und sittliche Leben des deutschen Volkes von positiv nachtheiligen Folgen. Wenn auch von der einen Seite die von ihm aufgestellte unbeschränkte religiöse Toleranz der confessionellen Verfolgungssucht ein Ende machte, so konnte dagegen die volle religiöse Gleichgiltigkeit eines Fürsten, zu dem seine ganze Zeit wie zu einem Gott emporsah, dem Christenthum keine Stütze sein, vielmehr mußte die gottentfremdete Zeitphilosophie, die bei ihm die Stelle des Christenthums einnahm, auch im Volke den Glauben als das Fundament der Kirche und die einzige

In jener Zeit der Trübsal erhielt Friedrich noch eine andere Trauerbotschaft. Seine von ihm sehr geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, starb wenige Tage nach der Schlacht. Diese Kunde beugte ihn tief darnieder. Aber im Hinblick auf die Gefahren des Vaterlandes mußte er seinen Schmerz bezwingen und sich wieder ganz den Sorgen und Gefahren des Krieges hingeben.

In Wien war die Freude über den errungenen Sieg groß. Der Feldmarschall Daun wurde mit hohen Orden reich bedacht, und der Papst sandte ihm einen „geweihten“ Hut und Degen. Aber die Schlacht bei Hochkirch hatte die erwarteten Folgen nicht, weil Daun auf halbem Wege stehen blieb und Nichts

Grundlage aller wahren Wohlfahrt selbst untergraben, eine Gefahr, welche Friedrichs Grundsatz unparteiischer Duldung, nach welcher er sich allerdings keinen Eingriff in die Rechte der Confessionen erlaubte, nicht fern zu halten vermochte. Seine von Jugend auf eingesogene Vorliebe für die französische Philosophie hatte ihn gegen den christlichen Offenbarungsglauben, der ihm in seiner Jugend meist nur in seiner todten Form vorgekommen war, eine unwiderstehliche Abneigung fassen lassen. Der Umgang mit jener Schaar leichtfertiger Franzosen, eines Voltaire, Mauvertius, d'Argens, la Mettrie &c., nährte und stärkte dieselbe. Sein Enthusiasmus für Voltaire, den Hauptvertreter jener gänzlich verkehrten Verstandesrichtung, ging so weit, daß er trotz seiner lobenswerthen Sparsamkeit schwere Summen für seinen Besitz verwandte. Zwar minderte eben diese Nähe die persönliche Bewunderung, da der Bewunderte die Fehler weibischer Eitelkeit und Eifersucht, des Neides, der hämischen Bosheit, der gewissenlosesten Verläumdung, der Habsucht, ja des gemeinsten Betrugs an den Tag legte, so sehr, daß Friedrich zuletzt alles persönliche Verhältniß zu ihm aufgab; aber nichts desto weniger blieb der König in der einmal eingeschlagenen Lebensrichtung, was um so mehr zu beklagen war, da später das ganze Zeitalter angefangen hatte, dem überlegenen Geiste dieses Regenten nicht bloß in dessen edlen und großartigen Richtungen, sondern auch in dessen Schwächen zu huldigen. Denn nun konnte um so ungehinderter sich auch in Deutschland immer mehr jene von Frankreich herkommende falsche Anflärung verbreiten, welche über dem an sich löblichen und in vielen Beziehungen nothwendigen Bestreben, alte Vorurtheile und Gebrechen zu beseitigen, zugleich auch die ewigen Grundlagen des Völkerwohles antastete und durch Aufstellung verkehrter, vom Boden der christlichen Wahrheit losgerissenen Ideen von nun an neue, ungleich schwerer zu bewältigende Gefahren für Deutschland brachten, als ihm je von dorthier gekommen sind.

gethan hatte, den Sieg vortheilhaft zu benutzen. Friedrich benutzte die Zeit mit um so größerem Eifer. Er ließ Geschütz und die fehlenden Kriegsbedürfnisse herbeischaffen, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte und rüstete sich, nach Schlesien zu gehen.

Am 25. Oktbr., 11 Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon in vollem Marsch, und zwar mit solchen Vortheilen, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab, seinen Abmarsch zu verhindern. Der König wünschte zunächst die Festung Neiße zu entsetzen, welche schon seit dem 4. Aug. von den Oestreichern eingeschlossen war. Nach einem meisterhaft verdeckten Marsch bezog der König ein Lager bei Ullersdorf. Am Fuße der Landskrone, eines aus der Görlitzer Ebene ziemlich steil emporsteigenden Berges, kam es zu einem hitzigen Gefecht, in welchem die feindliche Kavallerie hart mitgenommen wurde. Den 26. Oktbr. früh besetzten die Preußen Görlitz und gönnten sich einige Ruhetage, obwohl noch an demselben Tage Daun mit der Hauptarmee herannahte und ein festes Lager an der Landskrone bezog. Der König setzte darauf mit 20,000 Mann seinen Marsch fort und traf am 5. November in der Nähe von Neiße ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an demselben Tage hob der General Harsch die Belagerung auf, ließ eine Menge Schießvorrath und Kriegsgeräthe im Stich und zog sich nach Mähren zurück. Die Vertheidigung hatte der General von Treskow geleitet, einer der ausgezeichnetsten Offiziere, der sich bis auf's Aeußerste vertheidigte und selbst sein Vermögen und seine außerhalb Neiße liegenden Landgüter willig zum Opfer brachte.

Die bisher von den Oestreichern umzingelte Festung Kosel wurde jetzt ebenfalls befreit und Schlesien ganz von feindlichen Schaaren geräumt. Nachdem noch ein Versuch des Feldmarschall Daun, sich Dresdens zu bemächtigen, mißlungen war,

kehrte derselbe in die Winterquartiere nach Böhmen zurück, und so hatte Friedrich am Schlusse des Feldzuges von 1758 die Folgen des Ueberfalls von Hochkirch fast in die eines Sieges verwandelt. Unterdessen hatte der tapfere Prinz Ferdinand von Braunschweig auch die westphälischen Länder ruhmvoll gegen die Franzosen behauptet und dieselben genöthigt, ihre Winterquartiere jenseits des Rheins zu nehmen.

Elfter Abschnitt.

Der Winter von 1758 bis 1759.

Die in der französischen Armee herrschende Sittenverderbniß. — Schlacht bei Krefeld. — General von Boyer und Intendant Foulon. — Winterfeldzug gegen die Schweden. — Die tapfere Besatzung in Kolberg. Friedrich's große Sorgen.

Von großem Einflusse auf das schlechte Waffenglück der Franzosen war die allgemeine Demoralisation und das übermüthige wüste Treiben, welches im ganzen Heere herrschte. Der gemeine Soldat hatte wenig Achtung vor seinen Offizieren, die er im Felde sich der schamlosesten Lüderlichkeit ergeben und das Wohlleben von Paris und Versailles fortsetzen sah. Seine Begriffe von Gehorsam und Subordination wurden dabei äußerst schwankend und unbestimmt. Jeder Einzelne glaubte sich berechtigt, das gegebene Beispiel nachzuahmen, und so geschah es, daß die Armee einer sonst tapfern und auf hoher Bildungsstufe stehenden Nation den lächerlichsten und entwürdigenden Anblick zusammengelaufenen Gesindels darbot, wo armselige Lumpen und verschwenderische Pracht, grenzenlose Noth und tolle Verschwendung, bittere Unzufriedenheit und unbezwingbarer Leichtsinn dicht bei einander wohnten. Daß mit solchen Truppen und bei dem Vorherrschen eines so zügel-

losen, Gesetz und Sittlichkeit mißachtenden Geistes keine Siege über ein kleines, aber trefflich disciplinirtes, nüchternes und von der bravsten Gesinnung durchdrungenes Heer zu gewinnen seien, davon war der französische Befehlshaber Clermont überzeugt. Er bewirkte daher, daß dieser schändliche Geist aus dem Heere entfernt wurde. Es wurden ihm neue Truppen zugeführt und neue Dienstordnungen eingerichtet. Der endlose Troß von Weibern, Kindern, Komödianten, Galanteriewaarenhändlern, Freudenmädchen und zweideutigen Subjekten aller Art erfuhr eine bedeutende Verminderung, und um zu zeigen, daß es dem General mit der Einführung einer strengen Kriegszucht Ernst sei, schickte man eine große Anzahl untauglicher, läuderlicher und widerspenstiger Offiziere nach Frankreich zurück, wo viele verhaftet und in die Bastille gesperrt wurden.

Mit dieser neu organisirten Armee bezog nun Clermont ein stark verschanztes Lager bei Rheinfelden, während eine zweite französische Armee unter Broglio bei Hanau sich aufstellte. Trotz dieser bedeutenden Uebermacht zögerten die Generale, den Herzog von Braunschweig anzugreifen. Durch künstliche Märsche wußte sie der Herzog jedoch aus ihren festen Stellungen herauszulocken. Clermont führte endlich sein Heer in die Ebene von Krefeld und erwartete hier den Angriff. Durch Scheinbewegungen und verstellte Angriffe brachte Ferdinand den Feind in Verwirrung. Der Feind wurde völlig auseinander gesprengt und überließ dem Sieger das Schlachtfeld. Die Franzosen verloren 7000 Mann, während der Herzog nur 1500 Mann einbüßte.

Clermont wurde bald von der Armee abberufen und an den Hof zur strengen Verantwortung beschieden. Ein erfahrener, krieggeübter Feldherr, der Marschall von Contades, übernahm nun den Oberbefehl und bewies seine größere Tüchtigkeit sogleich durch große Thätigkeit und einsichtsvolle Anordnungen.

Die französischen Generale Soubise und Broglio drangen nun in Hessen ein, sie schlugen das kleine Corps des Prinzen von Hessenburg nach tapferer Gegenwehr bei Kengershausen. Westphalen sowie Hannover wurden hierdurch aufs Neue von den schrankenlosesten Erpressungen heimgesucht.

Man hatte in Paris beschlossen, die ganze Gegend zwischen Weser und Rhein zu einer völligen Wüste zu machen, alle Städte und Dörfer bis auf den Grund niederzubrennen, sogar die Saat- und Obstgärten zu zerstören, damit kein menschliches Wesen, am wenigsten eine Armee im Stande sei, sich den französischen Winterquartieren am Rheine nochmals zu nähern. Auf die eindringlichsten Vorstellungen der Einwohner, daß sie Nichts mehr hätten, ertheilte der französische General von Boyer immer die kurze Antwort: „Geld und Korn, oder Feuer!“ In der Grafschaft Hanau kommandirte der berühmte Intendant Foulon, der die Regierung, den Adel, den Magistrat und die vornehmsten Bürger, 93 Personen, worunter alte, abgelebte und kränkliche Männer waren, wegen einer unerschwinglichen Kriegsteuer in einem einzigen Zimmer einkerkeru ließ, in dem sie 3 Tage und 2 Nächte ohne Speise und Trank und ohne Schlaf, wegen Mangels an Raum größtentheils stehend zubringen mußten. Diese unter Christen unerhörte Behandlung bekam am dritten Tage noch den Zusatz, daß die Wache Niemand zur Befriedigung der natürlichen Nothdurft aus dem Zimmer lassen durfte. Es wurde den Gefangenen nicht einmal Wasser und Brot gereicht; und als die Regierungsräthe von Günderrode, Hugo und andere sich herabließen, demüthig um einen Trunk Wasser zu bitten, erhielten sie zur Antwort: „Ich will Ihnen zwar heute Abend das Verlangte bewilligen, und Sie sollen Brot und Wasser erhalten, allein erwarten Sie weiter keine solche Gefälligkeiten.“

Auch die Schweden hatten diesen Winter keine Ruhe. Graf Dohna rückte im Januar in Pommern ein, um die Feinde hier zu vertreiben. Es gelang ihm durch die kriegerische Tüchtigkeit der unter ihm befehlighenden Heerführer von Platen und von Manteuffel. Damgarten, Wolgast und andere von den Schweden besetzten Orte wurden letzteren wieder abgenommen, und die Städte Anklam, Demmin und Stralsund belagert und erobert. Das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, welches zu Friedrichs Feinden gehörte, mußte Rekruten und Pferde für des Königs Armee hergeben. Ein anderes schwedisches Corps versuchte nach Berlin vorzudringen, aber der General von Wedell fügte ihnen bei Fehrbellin eine arge Schlappe bei und sie zogen sich daher wieder zurück.

Die Russen waren nach der Schlacht bei Zorndorf nach Preußen gezogen und hatten den General von Palmbach vor Kolberg zurückgelassen, um diese von kaum 800 Mann Landmiliz besetzte Festung zu erobern. Ganz gegen sein Vermuthen fand Palmbach den tapfersten Widerstand. Die Bürger griffen zum Gewehr, zogen auf die Wälle und bedienten die Geschütze. Der Kommandant, Major von Heyden, ließ sich weder durch die Drohungen des feindlichen Generals, noch durch ein ununterbrochenes Bombardement zur Uebergabe bewegen. 29 Tage vertheidigten sich Kolbergs heldenmüthige Einwohner; da endlich rückte der General Graf Dohna zum Entsatze heran und die Russen gingen über die Weichsel zurück in die Winterquartiere.

Obwohl sich Friedrich bis hierher als Sieger, sowie als Besiegter, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, behauptet hatte, so fühlte er doch, daß, wenn Gott ihm nicht eine wunderbare Hülfe sende, er einer so gewaltigen Uebermacht gegenüber bald unterliegen müsse. Wenn es von ihm abgehungen hätte, so würde er die Waffen gern aus der Hand gelegt haben, denn die Kräfte seines Landes waren erschöpft.

Er sehnte sich aufrichtig nach Frieden. An den Marquis d'Argens schrieb er in jener Zeit: „In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie näher, so würden Sie nichts als einen schweren, undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt giebt, der Ort sei wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr glücklich. Ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald verlöschen, es sind Blitze, die aus dunklen Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. Das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre als der Sorgen.“ — Friedrich war in der That alt geworden. Der stete Aufenthalt unter freiem Himmel, die angestregten Märsche, das Ertragen von Frost und Hitze, die vielen Sorgen und die immerwährende Gefahr, daß ihn doch endlich seine Feinde erdrücken möchten, hatten seinen Körper und Geist tief darnieder gebeugt. Er wußte, daß er die alten Kerntuppen nicht mehr hatte. Sie waren mit vielen vortrefflichen Generalen und Offizieren auf dem Schlachtfelde geblieben. Er konnte sie nur durch junge Leute ersetzen, welche zwar mit Begeisterung unter die Fahnen des großen Königs traten, aber bei Weitem die gute Übung der Soldaten nicht hatten, mit welchen er in die ersten Feldzüge gegangen war, und dies trug nicht wenig dazu bei, ihn mit banger Sorge in die Zukunft blicken zu lassen.

Zwölfter Abschnitt.

Feldzug des Jahres 1759.

Neue Rüstungen der Feinde des Königs. — Friedrichs Kriegsmacht. — Eröffnung des Feldzugs. — Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. — Streifzüge des Prinzen Heinrich. — Schlachten bei Kay und Kunersdorf. — Ewald von Kleist.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das sorgenvollste im siebenjährigen Kriege. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb seine Gegner zu verdoppelten Anstrengungen. Die österreichischen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, sie erschienen mit jedem neuen Jahre tüchtiger auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der Erbländer genommen und gut geliebt waren. Bei der Stärke der österreichischen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, welches bald mit Oestreichern, bald mit Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwert und die Krankheiten übrig gelassen hatten, sehr gering; es bestand größtentheils aus Neugeworbenen. So wendete sich, wenn auch die Zahl hergestellt wurde, das Verhältniß der innern Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs. Dies wußten seine Feinde wohl zu beurtheilen, und es steigerte ihre Hoffnungen. Maria Theresia vermochte die russische Kaiserin zu bewegen, daß sie ein neues bedeutendes Heer unter dem tapfern General Soltikow nach Preußen schickte; während in Frankreich der neue Minister, Herzog von Choiseul, Alles aufbot, um einen, wie er hoffte, entscheidenden Schlag gegen Preußen zu führen. Durch neue Traktate und lockende Zusicherungen befestigten die Feinde Friedrichs ihre alten Verbindungen. Die Schwankenden wurden

ermuntert und die Zögernden unterstützt. Friedrich, der den Winter in Breslau zubrachte, sah all' diese seinen Untergang bezweckenden Anstalten treffen, ohne ihnen etwas Anderes entgegen setzen zu können, als sein Feldherrngenie und die willige Unterstützung seines treuen Volkes.

Des Königs Kriegsmacht bestand gegenwärtig aus fünf Armeen:

Die eine, welche der König befehligte, stand in Schlesien und zählte 45,000 Mann.

Die zweite befehligte sein Bruder, der Prinz Heinrich. Sie war 33,000 Mann stark und befand sich in Sachsen.

Die dritte vereinigte die allirten Truppen, bestehend aus Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern, Preußen und Hessen. Sie wurden vom tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig kommandirt. Ihre Stärke betrug 37,000 Mann, in Westphalen liegend.

Die vierte war dem General Grafen Dohna untergeben. Sie bestand aus 20,000 Mann, die in der Provinz Preußen die Russen in Schach halten sollten.

Die fünfte und kleinste befand sich im südlichsten Schlesien. General von Fouqué war ihr Befehlshaber. Sie zählte 13,000 Mann.

Die Armee des Herzogs Ferdinand eröffnete den Feldzug des Jahres 1759. Er war von zwei Seiten hart bedroht. Am Main stand der Herzog von Broglio und hatte seine Hauptmacht bei Frankfurt concentrirt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt bekommen hatte. Vom Niederrhein her sollte der Marschall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannoversche Land vordringen. Ferdinand beabsichtigte durch Schnelligkeit erst das eine und dann sofort das andere zu überwältigen.

Am 13. April traf er bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt, auf die Armee des Herzogs von Broglio. Er ließ

ihn unverzüglich angreifen, aber die Stellung der Franzosen war zu fest. Nach dreimaligem, tapferen Angriffe mußten die Preußen zurück und der besonnene Feldherr, der sein ganzes Heer, womit er viele Landstriche beschützen sollte, nicht der Gefahr einer unglücklichen Schlacht bloßstellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ordnung zog er sich zurück und mußte bald alle Kraft aufbieten, um nur Niedersachsen gegen die Angriffe des Marschalls von Contades zu vertheidigen. Dieser war bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zog sich durch den Westerwald nach Gießen, vereinigte sich mit Broglio, und nahm Kassel, Paderborn, Münster und Minden an der Weser. Es war ein rasches Gelingen in allen diesen Unternehmungen und Ferdinand sah sich bis an die untere Weser in die Gegend von Stolzenau gedrängt. Der französische Feldherr aber glaubte Hannover nun schon als sichere Beute in seiner Hand zu halten, und die Befehle über die Behandlung des Landes, die er von seiner Regierung erhalten hatte, bedrohten dasselbe mit dem traurigsten Schicksale. In Paris war großes Frohlocken über diesen glänzenden Anfang. Allein der deutsche Held verwandelte dies bald in Trauer und Niedergeschlagenheit. Seinen Vorthheil ersehend, drang er zur rechten Zeit gegen das gesammte, bei Minden gelagerte, französische Heer vor und stand am 1. August in seinem Angesichte. Contades mußte schlagen, weil ihm seine Zufuhr durch einen raschen Zug des unternehmenden Erbprinzen von Braunschweig mit einem besondern Corps in seinem Rücken abgeschnitten war. Er verließ daher im Vertrauen auf seine Uebermacht seine feste Stellung und rückte dem Herzog Ferdinand entgegen. Aber die rechte Einsicht mangelte ihm an diesem Tage, obwohl er sonst kein ungeschickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte seiner Schlachtreihe mit Reiterei besetzt, und dieser Umstand wurde zu seinem Verderben. Der Herzog Ferdinand

befahl nun dem englischen und hannöverschen Fußvolf, dessen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reiter Schaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke und er gelang. Die Reiterei, die beste des französischen Heeres, verwundert über die Reckheit des Fußvolks, stürzte gegen dasselbe im ungestümen Angriff hervor. Der Angriff scheiterte jedoch, so oft er wiederholt wurde, an der eisernen Festigkeit der Reihen. Das Feuer des Geschützes sowie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reiter in die Flucht. Das Handgemenge wurde so groß, daß die hannoverschen Bataillone allein 6 französische Reiterstandarten eroberten, ein in der Kriegsgeschichte unerhörter Fall. Es entstand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzosen. Herzog Ferdinand gab dem englischen General Sackville, der seine Reiterei anführte, den Befehl, sogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen. Allein Neid und Feigheit machten den englischen Anführer hier zum Verräther; er befolgte des Herzogs Befehl nicht, und die Franzosen gewannen Zeit, sich wieder zu sammeln und einen ziemlich geordneten Rückzug auszuführen.

Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluste nach der Schlacht. Conrades zog sich, immer verfolgt von dem unermüdlchen Erbprinzen von Braunschweig, der an dem Tage der Mindener Schlacht den Herzog von Briffon bei Gohfeld geschlagen hatte, an dem rechten Weserufer nach Kassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda, und in Westphalen Münster.

Friedrich hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh eröffnet. Sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oestreicher

und Russen so lange wie möglich zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, sowie den Russen in Polen, ansehnliche Magazine zerstören.

Die kleine Armee unter Fouqué erhielt den Befehl, in Mähren einzufallen und alle dort befindlichen Magazine wegzunehmen, so wie die dort befindlichen östreichischen Streifschaaaren zu beunruhigen und festzuhalten.

Prinz Heinrich, der gleichzeitig in Böhmen einfallen sollte, passirte am 15. April in 2 Colonnen das unwegsame Erzgebirge und trieb die noch ungeordneten feindlichen Truppenabtheilungen überall zurück. Alle Vorräthe wurden weggenommen und die Lebensmittel im eigenen Heere verzehrt. In Saatz, Lwowositz und Budin fand man bedeutende Vorräthe aller Art. 60,000 Mann hätten ein halbes Jahr lang davon zehren können. Die Oestreicher verloren durch diesen kühnen Streifzug 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Scheffel Hafer, 86,000 Rationen Heu und 74,000 Brote.

Nachdem Prinz Heinrich aus Böhmen zurückgekehrt war, unternahm er einen Zug in die von den Reichstruppen besetzten Länder, das Hauptquartier des sie befehligenen Herzogs von Zweibrücken befand sich in Kulmbach; die Armee selbst stand in einem besetzten Lager bei Mönchsberg. Prinz Heinrich fühlte sich jetzt stark genug, um gegen das Reichsheer einen kräftigen Schlag auszuführen. Er ließ deshalb sofort aufbrechen, um eine Schlacht zu liefern. Doch die feigen Reichstruppen zogen sich überall zurück und nur hier und da konnte der Prinz einzelnen Streifschaaaren beikommen. Immer weiter rückten die Preußen nach und bald war man durch dieses Vordringen vom Könige durch einen Raum von 60 Meilen getrennt. Ein weiteres Entfernen mußte als zu gewagt erscheinen und der Prinz gab daher die Verfolgung auf. Es

war die höchste Zeit, denn die Oestreicher waren inzwischen in das schwach besetzte Sachsen eingefallen, und nur unter den größten Anstrengungen gelang es, sie wieder zu vertreiben.

Doch der Hauptfeind waren in diesem Jahre die Oestreicher nicht, obgleich in Schlesien dem Könige eine östreichische Armee von 90,000 Mann gegenüberstand. Von Osten her wälzten sich die Russen unter dem Grafen Soltikow in großen Schaaren heran und hatten bereits die Gegend von Posen besetzt. Schon die ungeheure Uebermacht, welche der König in Schlesien gegen sich hatte, nahm alle Kräfte seines Geistes in Anspruch. Jetzt aber wurde die Noth immer fühlbarer. Ueberall, rechts und links, forderte die Macht und Masse der Feinde einen Feldherrn, der große Geschicklichkeit und den äußersten Muth ihnen entgegen setzen konnte. Graf Dohna hatte inzwischen die Schweden aus Pommern vertrieben und weil er nun dort Nichts mehr zu thun fand, hatte ihn der König beordert, daß er den Russen entgegen gehen solle, und ihnen, wenn auch keine Schlacht liefern, doch überall das Vorrücken hindern solle. Aber Graf Dohna fiel beim Könige in Ungnade.

Friedrich sah das Unwetter mit jedem Tage sich dichter zusammenziehen. Wenn die Bewegungen so fort gingen, so mußten sich zuletzt auch die östreichischen Generale Laudon und Saldak mit den Russen vereinigen. In dieser Lage entließ der König den Grafen Dohna von seinem Kommando und vertraute dessen 20,000 Mann starkes Heer einem bewährten Feldherrn, dem Generallieutenant von Wedell an. „Er, der General von Wedell,“ hieß es in der Ordre, „stellt meine Person vollkommen vor und soll Ihm von allen Generals, Stabsoffiziers bis auf den gemeinen Mann dieselbe Parition geleistet werden, als wenn ich selbst zugegen wäre. Er stellt bei der dortigen Armee vor, was ein Diktator bei der Römer

Zeiten vorstellte.“ Dieses ausdrücklichen Befehls bedurfte es, weil Wedell jünger als mehrere Generale beim Dohna'schen Corps war, die sich seinem Kommando sonst nicht hätten unterzuordnen brauchen. Bei seinem Abschiede sagte er noch: „Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt und setze das unbegrenzte Vertrauen in Ihn. Gehe Er! Ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, wo Er sie findet, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern.“ — Am 22. Juli traf Wedell bei der Armee ein. Er kannte weder seine Truppen, noch die Stärke des Feindes, noch die Gegend. Er hatte indessen bestimmte Befehle, die Russen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Oestreichern nicht irgendwie hindern könne. Laudon war mit 30,000 Oestreichern ganz in der Nähe und die Russen eilten, zu ihm zu stoßen. Wedell konnte nun Nichts anders thun, als angreifen. Das Treffen geschah bei dem Dorfe Kay in der Nähe von Züllichau. Die Russen waren dem Wedell'schen Heere weit überlegen, auch ihre Stellung sehr vortheilhaft. Die Preußen hingegen, durch Moräste bei ihrem Angriffe eingeengt, konnten dem Feinde nicht Geschütz genug entgegenstellen. Man focht von 3 Uhr Nachmittags bis zum Dunkelwerden, aber die Preußen mußten der ungeheuren Uebermacht endlich unterliegen, und Wedell verlor gegen 5000 Mann.

Als der König diese Niederlage erfuhr, hatte er große Mühe, gegen seine Generale den Schein des Muthes und der Hoffnung zu bewahren. „Ihr könnt wohl glauben,“ schrieb er an Wedell, „daß mich das Unglück sehr afficirt, so sich bei Euch ereignet. Ich war es mir schon auf einige Weise vermuthend; doch es ist nun nicht mehr zu ändern. . . Ich ziehe nun jetzt meinen Bruder, den Prinzen Heinrich Liebden, an mich und sobald ich bei Sagan sein werde, will ich sogleich zu Euch marschiren, wenn ich nur weiß, wo Ihr seid und wo Ihr hingehen

werdet, damit wir mit ehestem den Leuten wieder auf den Hals gehen und sie wegsagen. Schreibt doch gleich, wo Ihr seid, und macht nur gleich Anstalten, und haltet Alles parat zu einem neuen Angriff.“ Dann schrieb er noch einige ermunternde Worte hinzu: „Mir hat es geahnt, das Ding würde schief gehen. Ich habe es Ihm auch gesagt, denn die Leute waren verplüfft. Aber nur nicht mehr daran gedacht! Es ist Seine Schuld nicht, daß die Schurken so schändlich davon laufen.“

Während der König den Prinzen Heinrich aus Sachsen kommen ließ und selbst nach der Markt vormarschirte, zogen die Russen ungestört weiter. Sie beeilten sich indeß nicht sehr, denn erst am sechsten Tage nach der Schlacht kamen sie in Frankfurt an. In Frankfurt befand sich nur eine schwache Besatzung: 400 Mann Landmiliz, 2 Compagnien Invaliden, 2 Kanonen und einige Husaren. Der Major von Arnim kommandirte sie. Der Major vermuthete, es sei nur ein russisches Streifcorps, und wollte die Stadt vertheidigen. Er ließ daher die 2 Kanonen an der Brücke auffahren, daß sie den Uebergang über die Oder beherrschten, und stellte die Soldaten daneben, das Ufer der Oder entlang. Aber es dauerte nicht lange, so pflanzten die Russen auf dem entgegengesetzten Ufer ihre Feuermörser, Kanonen und Geschütze auf, und bald erschien ein Parlamentär, der die Garnison aufforderte, sich zu ergeben, da das russische Heer von 60,000 Mann vor Frankfurt stände. Arnim wies die Zumuthung zurück, und auch auf die Drohung, man werde die Stadt mit Bomben ängstigen, blieb er bei seiner Erklärung. Nach einer halben Stunde erschien wieder ein russischer Oberst mit demselben Ansuchen, aber Arnim erwiderte: „Die Stadt wird nicht übergeben.“ Arnim erkannte indeß doch die ungeheure Uebermacht, und da er die Stadt in keinem Falle halten konnte, wollte er wenigstens bedacht sein, dem Könige die Soldaten zu erhalten. Er ließ

daher die ganze Besatzung den Marsch nach Eüstrin nehmen und blieb einstweilen nur mit den wenigen Husaren zurück. Um 11 Uhr erging zum dritten Mal von den Russen dieselbe Aufforderung an ihn, aber Arnim blieb dabei: „Wird nicht übergeben!“ Gleich darauf pffiff durch die Lüfte eine Bombe. Arnim suchte so viel als möglich den Uebergang über die Brücke zu erschweren, setzte sich dann auf's Pferd und eilte seinen Truppen nach. Doch die Russen drangen nun auch bald in die Stadt und als sie von der Flucht der Besatzung hörten, mußten 15 Schwadronen Kavallerie aufsitzen und den Preußen nachjagen. Eine Meile von Frankfurt holten sie die kleine Schaar ein, aber Arnim sagte zu seinen Leuten: „Wir werden uns zwar ergeben müssen, wollen aber doch vorher zeigen, was preussische Landmiliz vermag.“ Auf einer Anhöhe hinter Gebüsch und Teichen nahm er vortheilhafte Stellung und kämpfte zwei Stunden mit Löwenmuth. Erst um 6 Uhr Abends gab er Pardon und kehrte kriegsgefangen nach Frankfurt zurück.

Er war ein preussischer Kriegsheld von echtem Schrot und Korn.

Inzwischen war auch der König näher nach Frankfurt gerückt und hatte auf seinem Marsche das österreichische Corps unter Haddik vollständig geschlagen. Aber dieses Glück war nur gering, denn Laudon war mit der österreichischen Hauptmacht früher als der König in Frankfurt angelangt und hatte sich nun mit den Russen vereinigt. Friedrich war nun wieder ganz von Webell abgeschnitten und war äußerst besorgt, ob dieser General wohl Umsicht und Geschicklichkeit besitzen werde, sich Wege zu ihm zu bahnen. „Es sind gewiß schlimme Umstände,“ schrieb er an ihn, „aber Ihr müßt aus dem Kopf agiren und zusehen, was am besten zu thun sein wird, ohne Euch an die Bagatelle zu kehren. Hier ist die Gelegenheit, Kopf zu zeigen und in allen Umständen die beste Partie zu

wählen. Uns zu vereinigen, darauf kommt Alles an. Nach fürchterlichen Märschen bin ich eben in Beeskow angekommen. Ich bin sehr erschöpft und habe nun seit sechs Nächten kein Auge mehr zugethan." — General von Wedell hatte indeß nach der unglücklichen Schlacht bei Kay einen schweren Stand; die Russen hatten ihn fortwährend verfolgt und nachdem sich das von Friedrich geschlagene Saddy'sche Korps wieder gesammelt hatte, wurde er auch von diesem noch bedroht. Doch durch ungeheure Wachsamkeit gelang es ihm, sich durch die zahlreichen Feinde hindurchzuwürgen und endlich dem Könige näher zu kommen. Seine Truppen waren aber so total erschöpft, daß er ihnen einen Rasttag bewilligen mußte, ehe er sich mit Friedrich vereinigen konnte. Dieser wurde darüber unwillig und schrieb: „Es ist nicht wohl Zeit, jeztunder Rasttag zu machen; wir müssen durchaus zusammenkommen. Wenn der Feind jezt ein Mouvement macht, so muß ich es ruhig mit ansehen, habe ich aber die Armee zusammen, so kann ich ihm seine Pläne vereiteln. Mache Er, daß Er morgen mit dem ganzen Klumpen bei guter Zeit heran ist.“ Am 7. August vereinigte sich Wedell mit dem Könige bei Müllrose, und am 10. war Friedrich mit der ganzen Armee vor Frankfurt.

Friedrich beschloß, ohne Verzug eine Schlacht zu liefern und ging über die Oder. Obgleich er dem verbündeten, 85,000 Mann starken Heere nur 50,000 Mann entgegenstellen konnte, wollte er dennoch versuchen, es nicht nur aus dem Felde zu schlagen, sondern es womöglich zu vernichten, um dem Kampf mit einem Schlage ein Ende zu machen. Der Feind hatte sich zwischen Frankfurt und Cunersdorf in einem festen Lager, das von ungeheurem Geschütz vertheidigt wurde, stark verschanzt; der rechte Flügel war durch die Oder, der linke durch Büsche und Sümpfe gedeckt.

Am 12. August, Morgens 2 Uhr, noch ganz im Dunkel der sommerlichen Nacht, ging es durch die Reihen der schlafenden Preußen „auf, auf!“ Von Einem zum Andern, heimlich und geräuschlos, wanderte die Weckerstimme, und das platt bedeckte dunkle Feld begann sich zu regen, hob sich empor und wogte von Männern, von rüstigen Truppen, als wüchsen sie aus der Erde hervor. Bald standen sie in Reih und Glied und ihr Marsch begann. Wen es im Stillen trieb, sein Morgengebet vor dem Tagewerk zu verrichten, der mußte kurz mit seinem Gott sein. „Herr, unsern König hüte gnädig! Dein Wille geschehe allemal!“ — Die Sterne leuchteten, das Morgenroth zog seine ersten Streifen, der König saß zu Pferde, die Fahnen wehten und vorwärts ging es, leisen Trittes, ohne Trompeten, ohne Trommeln. Endlich machte der König Halt. Er stellte seine Krieger in der Nähe des Waldes zu fünf Reihen auf, von denen die ersten drei aus Fußvolk und die beiden hintersten aus Reiterei bestanden. Von hier aus fielen die Preußen stufenartig mit größter Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Russen, der auf den sogenannten Mühlenbergen stand, während der preussische General von Fink von einer Anhöhe das russische Lager aus allen Kräften beschoß. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu gleicher Zeit von vorn, in der Seite und im Rücken anzugreifen; auf den linken Flügel richtete er besonders sein Augenmerk, weil er von hier aus das ganze Lager der Russen aufzurollen gedachte. Die Russen beantworteten das Feuer der Preußen durch 100 Kanonen, aber weil sich die letzteren in einem Thalgrunde befanden, so flogen die meisten Kugeln über ihre Köpfe hinweg. Als man dem Feinde nahe genug war, gab der König Befehl, die feindlichen Batterien zu stürmen; die preussischen Grenadiere arbeiteten sich durch den Verhaß, schritten durch einen Grund vor und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den russischen

Berschanzungen waren. Jetzt schlug nun aber auch das russische Kartätschenfeuer in ganzen Lagen auf die Preußen ein. Sie stürzten in Massen zu Boden und konnten wegen ihrer geringen Zahl die Batterien nicht überwältigen. Aber Friedrich schickte ihnen immer frische Truppen nach und nun ging es im Sturmschritt auf die feindlichen Kanonen los. Der Feind wurde mit einem entsetzlichen Gemetzel aus allen Berschanzungen hinausgeschlagen und das ganze Geschütz auf diesem Flügel fiel in die Hände der Preußen. Der König ließ nun auch das Fincksche Korps zum allgemeinen Angriff vorgehen und nach mehrstündigem Kampf wurden die Russen auf ihrem linken Flügel gänzlich geschlagen. In größter Verwirrung liefen ganze Regimenter auseinander und suchten ihre Rettung in wilder Flucht.

So standen die Sachen um 5 Uhr Nachmittags. Die Russen waren aus ihrer sichern Stellung hinter Seen, Schanzen, Gräben, Batterien bis über die Hälfte verdrängt. Alle ihre Mannschaft vom linken Flügel und aus der Mitte war nach dem rechten hingetrieben, und dort stand in ungeheuren Massen Alles unordentlich durcheinander. Zwar war der rechte Flügel der Russen noch ungeschwächt und dieser bildete den eigentlichen Stützpunkt ihrer ganzen Macht, denn hier befanden sich ihre meisten Truppen, die gewaltigsten Batterien und die uneinnehmbarsten Punkte, allein die Russen kämpften nicht mehr für den Sieg, sondern nur noch für den Rückzug. Die Generale verwünschten den Tag und besonders, weil er so lang war. Wäre der Abend mit seiner Dunkelheit dagewesen, so wäre Soltikow mit dem Rest seiner Truppen still und heimlich abgezogen, allein jetzt die Schlacht abubrechen, schien ihm nicht nur schmachvoll, sondern auch zu bedenklich, weil er auf dem Rückzuge wegen der Unordnung noch größere Verluste befürchtete. So wurde denn weiter gekämpft. — Der König, der des Sieges ganz sicher war, ließ Kourire nach Berlin und Breslau

abfertigen und berief die Generale zu sich, um ihnen die Befehle zur weiteren Vernichtung des Feindes zu geben. „Majestät, wir können den Sieg nur erringen, wenn wir die fernere Attaque sparen,“ sagte freimüthig der General von Fink, „denn der Russe denkt nur noch an den Rückzug, den er über Nacht vollführen wird.“ „Weiß Er das so gewiß?“ fragte der König verstimmt und brach das Gespräch ab. Die Zumuthung, im Siege einzuhalten, war ihm durchaus zuwider. „Halbe Arbeit, keine Arbeit!“ rief er, „mein Lebtag bin ich nicht dafür. Der Russe soll keine Retraite haben, weder bei Nacht noch bei Tage; er setzt sich anderwärts fest und ich habe einen neuen Kampf mit ihm. Ich muß es kurz mit ihm machen, denn nach Schlesien will ich zurück, den Destreichern auf den Leib.“ Doch weil keiner der Offiziere dem General von Fink widersprach, wandte sich Friedrich an Seydlitz: „Wie ist Seine Meinung, Seydlitz?“ Dieser antwortete: „Majestät, mit abgetriebenem Gaul wird Keiner eine Wette gewinnen; wer aber auf dem Schlachtfelde bleibt, ist Sieger.“ Jeder wußte, daß dies bei Seydlitz nicht ein Anflug von Schwachheit war, denn er war ebenso besonnen als kühn. Die Generale glaubten, daß Friedrich sich durch ihn bestimmen lassen werde, mit den erlangten Vortheilen zufrieden zu sein. Doch hastig fragte der König: „Was meint denn Er, Wedell?“ „Wir werden den Feind vernichten,“ antwortete dieser, und nun gab der König den Befehl zum neuen Angriff gegen den rechten russischen Flügel.

Die preussischen Truppen hatten inzwischen den Kampf auf's Heftigste fortgesetzt; aber auch die Russen erholten sich allgemach wieder von ihrem ersten Schrecken. Beide Theile empfingen fortwährend Verstärkung und geraume Zeit hielten sie sich so gegen einander, daß keiner wich und keiner vordrang. Hier wie dort taumelten die Todten zahlreich zu Boden, Ver-

wundete krochen in Massen hinter die Linien, aber schnell wurden die Lücken immer wieder ausgefüllt und beide Fronten standen vor einander, fest und geschlossen, muthig und stark. Der König ritt hierhin und dorthin, ermutigte seine Leute und die Soldaten zeigten die größte Tapferkeit. Wenn man bedenkt, daß sie seit 48 Stunden nicht aus dem Gewehr gekommen waren, daß sie zuerst durch bedeutende Märsche angestrengt, dann durch kurze nächtliche Ruhe von kaum vier Stunden nur wenig gestärkt waren, daß sie darauf am Morgen einen ermüdenden Marsch vollbracht, dann die schwierigsten Siege immer gegen Uebermacht und unter den ungünstigsten Umständen errungen hatten, wenn man berücksichtigt, daß der Tag einer der schwülsten und drückendsten im Augustmonat, der Kampf gerade zur Mittagszeit allgemein war, und Staub, Sand, Dampf die ganze Luft erfüllte: so wird man zugestehen, daß die Truppen bis auf's Aeußerste erschöpft sein mußten. Als der König gewahrte, daß der Kampf in's Stocken gerieth, überfiel ihn die größte Ungeduld. „Seydlitz soll mit der Kavallerie vorrücken,“ befahl er; aber er wartete lange vergebens, die Reiterei attackirte nicht. Nochmals sandte er einen Offizier, aber Seydlitz gab keinen Befehl zum Angriff. „Das weiß der Henker, was der Seydlitz hat,“ rief der König voll Aerger, und schickte von Neuem den Befehl. Doch Seydlitz verweigerte abermals den Gehorsam: „Ort und Augenblick seien ungünstig.“ Da wurde der König auf's Höchste entrüstet und befahl mit Donnerworten, daß die Kavallerie vorgehen solle. Nun gehorchte Seydlitz, doch mit größtem Unwillen, denn er sah das Unglück voraus. Selbst der König führte nun auch einige Infanterie-Regimenter in's Feuer und befahl der Artillerie, daß sie nachrücken solle. Doch Sümpfe und der morastige Boden machten das Auffahren des Geschützes fast unmöglich; dennoch kamen einige preussische Kanonen auf den Anhöhen an, allein

in zu geringer Zahl, um wirksam zu sein. Unterdessen rückte der König mit seinen Regimentern auf die Russen los: ein gleiches that das Finf'sche Korps. Dies Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen sich zwischen den ausgedehnten Teichen zurückziehen, bald über schmale Brücken gehen; während die Russen die Zwischenzeit benutzten, sich zu sammeln und ihr Geschütz nach Möglichkeit zu brauchen. Laudon, der das östreichische Heer befehligte und bisher noch gar keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte, also seine Truppen noch in voller Kraft beisammen hatte, setzte sich jetzt in Bewegung. In diesem Augenblick erschien auch Seydlitz auf dem Schlachtfelde. Allein die schrecklichen Kartätschensalven, die ganze Züge mit Mann und Roß zu Boden streckten, brachten die muthige Reiterei in Unordnung und zwangen sie zum Rückzug. Man bat den König auf's Dringendste, den höchst gefährlichen Ort zu verlassen, da die Adjutanten und Offiziere tödtlich getroffen an seiner Seite zu Boden stürzten und ihm bereits zwei Pferde unter dem Leibe erschossen waren, eine Kugel dringt selbst in sein Kleid und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht ein goldenes Etui in der Westentasche sie aufgehalten hätte, aber er antwortete: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut, wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun.“ Doch hier war nichts mehr zu retten; noch einmal machten die Seydlitz'schen Reiter einen verzweifelten Versuch, die Russen aus ihrer Stellung zu vertreiben, aber die hochgestellten Kanonen richteten durch ihre Feuerschlünde nur ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an. Seydlitz selbst wurde verwundet; ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Württemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General von Buttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde, auch die übrigen vor-

nehmsten Heerführer der Preußen, die Generale von Finck und von Hülsen wurden verwundet. Alles gerieth nun in Unordnung, und in diesem gefährlichen Augenblick brach Laudon mit seinen frischen Truppen hervor und warf sich mit ganzer Macht auf die bis zum Tode ermatteten Preußen. Die Schlacht war nun entschieden; Alles, was sich nur retten konnte, floh; man ließ außer allen eroberten Kanonen noch 165 preussische zurück; es gab ein entsetzliches Gedränge und eine unaussprechliche Verwirrung. Friedrich, welcher sein Heer noch niemals in einem so traurigen Zustande gesehen, versinkt in starre Verzweiflung: er weilt mitten unter Todten, Verwundeten, Fliehenden; bei diesem Anblick schien er den Tod zu suchen; mitten im Getümmel hört man ihn rufen: „Giebt es denn heute keine verwünschte Kugel für mich?“ Er selbst ist einer der letzten auf dem Schlachtfelde; schon schwärmen Kosacken ganz in seiner Nähe; nur ein Trupp preussischer Husaren flieht an ihm vorüber, als plötzlich einer der Husaren den König bemerkt und dem Führer zuruft: „Herr Rittmeister, da steht der König.“ In der That erblickt der Rittmeister von Brittwitz den König ganz allein, nur in Begleitung eines Wagen, der sein Pferd hält, auf einem Sandhügel stehend: er hat den Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickt in lautloser Verzweiflung dem herannahenden Verderben entgegen. Hier war aber keine Zeit zu verlieren, denn der Feind war ganz in der Nähe und nur der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters von Brittwitz rettete den König von dem ihm bevorstehenden Unglück. „Brittwitz, ich bin verloren,“ sagte der König; aber Brittwitz ließ nicht nach, bis er sein Pferd bestieg, und dieser heldenmüthige Offizier, der nur 100 Husaren hatte, um den Tausenden, die ihn umringten, die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ew. Majestät! das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist.“

Jene 100 Husaren hatten mit Brittwitz und dem Könige einen furchtbaren Stand, denn der Feinde waren bei diesem Aufenthalt schon zu viele geworden, nur unter dem verzweifeltsten Kampfe gelangten sie mit dem Könige endlich zu den übrigen Truppen.

Friedrich schloß die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf dem Strohlager in dem Dorfe Detscher, in einer durch die Kosacken zerstörten, allen Winden offenstehenden Bauernhütte. Um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde, und einige Grenadiere bewachten die Gruppe. Er war überzeugt, daß, wenn die Russen ihren Sieg verfolgen wollten, Alles für ihn verloren sei, zugleich schien es bei ihm beschloßen, die Schmach und Erniedrigung seines Reiches nicht zu überleben. Er traf sofort alle Verfügungen für die Regierung. Prinz Heinrich sollte Generalissimus der Armee werden, und diese dem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem fünfzehnjährigen Thronfolger, Treue schwören. Der Hof und die Archive sollten aus Berlin geflüchtet werden, wohin er die Feinde schon im Anmarsch glaubte. „Das ist ein grausames Unglück,“ schrieb er an den Minister Grafen Finkenstein, „ich werde es nicht überleben; die Folgen werden schlimmer, als die Bataille selber sein. Ich habe keine Hülfquelle mehr und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben.“

Wirklich war die Lage Friedrich's jetzt eine schreckliche. Von seinem Heere, welches gestern noch 50,000 Krieger zählte, waren ihm nur 5000 Mann geblieben. Die Schlacht von Cunnernsdorf war ein wahres Mordfest, denn die Zahl der todtten und verwundeten Mannschaft stand zu den Uebriggebliebenen in solchem Verhältniß, daß von der Infanterie immer der zweite Mann, von der Kavallerie der vierte gefallen war: — ein

Verhältniß, wie es so bald in keiner andern Schlacht wieder vorkommt. Vom Musketier-Regiment des Oberst von Braun, welches 1200 Mann zählte, waren nach der Schlacht nur 98 Mann übrig geblieben; beim Regiment Grabow waren der Oberst, der Major, die Hauptleute und sämtliche Offiziere auf dem Schlachtfelde geblieben; nur zwei Sekonde-Lieutenants hatten sich durchgeschlagen. Unter den Generalen der Armee befanden sich nur wenige, die nicht verwundet waren, und die Zahl der gefallenen Offiziere betrug gegen 600. Die Generale von Seydlitz, von Fink, von Wedell, Prinz von Württemberg, von Hülsen, von Ikenplitz, von Knoblauch, von Klitzing, von Stutterheim, von Platen waren sämtlich schwer verwundet und die Generale von Puttkammer und von Ikenplitz (ein Bruder des obengenannten) blieben todt auf der Wahlstatt. Die Zahl der Todten betrug mehr als 8000 Mann; Verwundete zählte man 15,000; gegen 3000 Krieger waren als Gefangene in die Hände der Russen gefallen und die Uebrigen (außer jenen 5000) hatten sich in der Flucht nach allen Gegenden hin zerstreut.*)

*) Unter den Verwundeten befand sich auch der Major Ewald von Kleist — ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Charakter, unsterblich durch seine Gesänge; von seinem König wegen seiner Durbheit verkannt, von seinen Zeitgenossen kalt bewundert, aber von der Nachwelt gepriesen. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod für's Vaterland.“

Seine Ahnung traf an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind und eroberte mit ihm 3 Batterien. Plötzlich wird ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden und ganze Schaaren sinken todt neben ihm nieder. Sein treuer Offizierbursche will ihn eben auf seine Schultern laden und aus dem Getümmel tragen, aber auch ihn trifft eine Kugel und er sinkt bewußtlos nieder. Doch endlich springt ein Grenadier herbei, nimmt den Major auf seinen Rücken und bringt ihn aus dem Schlachtgetümmel;

Der König ging mit dem Rest der Regimenter, die sich am folgenden Tage von der Flucht bei Detscher zusammenfanden, über die Ober. Das Uebermaaß des Unglücks hatte ihn zu nachdenklichem Schmerz gestimmt und es trieb ihn, sich über all' die Gründe Rechenschaft zu geben, die sein Unglück herbeigeführt hatten. Er hatte die Vorgänge der Schlacht genau im Gedächtniß und übersah die Umstände mit klarem Geiste: — daß die Infanterie zu sehr ermüdet worden, die Kavallerie auf dem ungünstigen Boden nur wenig leisten konnte, daß die Seen und Teiche, die Schluchten und Hohlwege den Sieg übermächtig erschwert, Seydlig gleich beim ersten Angriff verwundet worden, daß die Kanonen nicht immer zu wirksamer

doch es ist kein Wagen, keine Hilfe bei der Hand, er legt ihn in einen Graben, deckt ihn mit seinem Mantel zu und muß ihn seinem Schicksal überlassen. Die Schlacht ging zu Ende und die Kosacken, bei denen Rauben, Morden, Brennen gleichsam Naturtrieb, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den im Blute schwimmenden Krieger her, rissen ihm Alles vom Leibe herunter, selbst das vom Blute triefende Hemd, und nun lag der Held nackt wie ein Wurm im Morast und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die am Abend vorbeiritten, und da Kleist ganz nackt und blutbesteckt, hilflos am Boden lag, warfen sie ihm einen alten Mantel, etwas Brod und einen halben Gulden zu. Allein bald kamen plündernde Kosacken und nahmen ihm diese Almosen wieder weg. Er mußte also völlig nackt und ohne Verband während der Nacht und am folgenden Tage, in seinem Blute schwimmend, auf dem kalten Erdboden liegen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet; sein schrecklicher Zustand aber und das Wasser des Morastes, das in seine Wunden drang, machte sie tödtlich. Erst als am nächsten Tage die Einwohner von Frankfurt sich auf's Schlachtfeld wagten, fand man ihn, und er wurde nun in ein Hospital gebracht. Doch trotz aller angewandten Pflege starb er schon am 24. August. Die Russen gaben dem Major ein ehrenvolles Leichenbegängniß; viele ihrer Offiziere vereinigten sich mit den akademischen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein russischer Offizier, der Major von Handring, den seinigen, legte ihn darauf und nun wurde der Sarg in's Grab gesenkt, an welchem Preußens Krieger wehlagten und die deutschen Mäusen trauerten, welches die Barden besangen und Jungfrauen mit Rosen bestreuten. Sein Grab mit dem darüber errichteten Denkmal befindet sich in dem, nach dem Rathhause führenden Park von Frankfurt, unweit des Wilhelmöplazes.

Unterstützung auf dem Platze sein konnten, die sichere Stellung und die bedeutende Uebermacht des Feindes, die umfassende Unterstützung Laudon's: — Dies Alles waren Gründe genug, das Ereigniß vollständig begreiflich zu machen; aber Friedrich konnte sich dabei nicht beruhigen, denn er hatte unter ähnlichen, manchmal noch schlimmeren Verhältnissen oft schon gesiegt. Es trieb seinen Geist tiefer zu blicken und weil er den Oberst von Moller als einen ebenso tüchtigen, wie frommen Offizier kannte, so fragte er diesen: „Moller, woher kommt's, daß ich jetzt so wenig Glück in den Schlachten habe?“ — Dem letzteren war es schon seit längerer Zeit schwer zu Herzen gegangen, daß der König seine Truppen so wenig zum Gebet und zur Furcht Gottes anhalten ließ. Auch diesmal war eine Schlacht geliefert, für die kein Gebet den Sieg ersleht hatte; sie war noch dazu auf einen Sonntag gefallen und man hatte des Höchsten nicht gedacht. Der wackere Oberst besann sich daher keinen Augenblick und gab freimüthig und ohne Furcht dem König den Bescheid: „Majestät, das Unglück der Schlachten rührt von der mangelnden Religion in der Armee her. Es hat schon mancher General gemerkt, daß es Ew. Majestät nichts geschadet hat, wenn er mit einem lauten: „Befiehl du deine Wege!“ auf den Feind gegangen ist. Sie müssen die Gottesfurcht in der Armee nicht schwinden lassen, die Prediger wieder anstellen, daß die Truppen beten lernen. Gut gebetet ist immer halb gesiegt.“ Den König machte die Erklärung stutzig, denn sie traf ihn im tiefsten Herzen und zeigte ihm die Stelle, die wirklich wund war. Tags darauf ließ er die Prediger wieder kommen; das Wort des Herrn wurde gepredigt und er wohnte dem Gottesdienst mit sämtlichen Truppen bei. Von nun an wurde auch in den Standlagern der Gottesdienst regelmäßig wieder gehalten und es hat dem König und seinen Truppen gewiß nichts geschadet.

Nachdem Friedrich sämtliche Flüchtlinge an sich gezogen hatte, vereinigte er sich mit dem Oberst von Wunsch und dem General von Kleist, die ihm 6000 Mann aus Pommern zuführten. Dann ließ er auf das Schnelligste Geschütze aus seinen Zeughäusern kommen und brachte bald wieder ein kleines Heer von 25,000 Mann zusammen. Die Russen und Oesterreicher wußten ihren Sieg nicht zu benutzen; übrigens hatten auch sie 24,000 Tode und Verwundete nach Soltikow's eigenem Geständniß, der auch deshalb an seine Kaiserin schrieb: „Ew. Majestät werden sich über unsern ungeheuren Verlust nicht wundern, denn Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal sehr theuer verkauft. Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit meinem Stabe in der Hand allein die Nachricht nach Petersburg bringen müssen.“ — Bald brach Zwiespalt zwischen Soltikow und dem östreichischen Feldherrn aus und diese gegenseitige Eifersucht zwischen ihnen wußte Friedrich gut zu benutzen. Inzwischen hatte Prinz Heinrich, von dem der König selbst sagte, er sei der Einzige gewesen, der im ganzen Kriege keinen Fehler gemacht, durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht zu liefern, den Feldmarschall Daun gezwungen, sich in die böhmischen Berge zurückzuziehen. Doch zwei große Verluste, die der König noch am Ende dieses Feldzugs erlitt, konnte Prinz Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, des wichtigsten Platzes für Preußen. Friedrich hatte seinem Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht den Befehl zugesandt, wenn er ernsthaft angegriffen würde, nur die Kriegskasse von 7 Millionen Thalern zu retten und Dresden aufzugeben. Dies Schreiben bekümmerte den tapferen General tief, denn er kannte den hohen Werth des Besitzes dieser Stadt für Friedrich. Er beschloß daher

wenigstens noch eine Zeit lang sich den Anschein zu geben, als denke er nicht im Entferntesten an eine Capitulation. Demzufolge ließ er dem feindlichen General Maquire, der in der Neustadt Batterien aufwarf, die Meldung zukommen: wenn nur ein einziger Schuß von der Seite auf Dresden abgefeuert würde, so solle dieser ganze Stadttheil in Grund und Boden geschossen werden. Die Drohung blieb zwar nicht unbeachtet, denn die Belagerung wurde äußerst lässig betrieben, aber als die Gefahr stieg, glaubte Graf Schmettau dem Befehle des Königs Folge geben zu müssen und übergab am 4. September Dresden an die Feinde. Er würde es nicht gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß ein Corps von 8000 Mann unter dem General von Wunsch zum Entsatz herbeieilte und nur noch wenige Stunden von Dresden entfernt war. Die Kriegskasse war gerettet, aber alle Borräthe und der Platz selbst waren verloren. Der König versuchte Alles, den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General von Fink mit 11,000 Mann in den Rücken des österreichischen Heeres nach Maxen, aber der General vermochte diese schwierige Aufgabe nicht zu lösen. Nach einem blutigen Gefecht gab er sich mit dem Rest seines Corps, etwa 5000 Mann, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preussischen Heere und gleichsam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachsen, die im Anfange des Krieges fast an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Dann zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein und nahm daselbst sein Winterquartier. Es läßt sich ermessen, welchen tiefen, schmerzlichen Eindruck diese Schreckensbotschaft auf den König machen mußte, der nach so großen Niederlagen sein kleines Heer plötzlich um 11,000 Mann verringert sah, und nun kaum noch 36,000 Mann gegen 200,000 zur Verfügung hatte. Er schob alle Schuld dieses Unfalls auf die fehlerhaften Maßregeln des Generals von Fink, der nach

Beendigung des Krieges mit den Generalen von Nebentisch und von Gersdorff vom Kriegsgerichte zum Verlust der militairischen Würden verurtheilt wurde.

Dreizehnter Abschnitt.

Die ersten Monate des Jahres 1760.

Friedrichs gefährvolle Lage. — Abermalige fruchtlose Friedensunterhandlungen. — Brandschatzung in Mecklenburg. — Auftrag für den Feldmarschall Soltikow.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch sein nennen konnte, war wohl nicht viel verringert worden, allein die inneren Hülfquellen der Kraft und des Lebens verfliegten immer mehr. Während die Heere der Feinde auch nach verlorenen Schlachten schnell wieder anwuchsen, schmolz seine Armee allmählich zusammen, und es war keine Aussicht auf eine leichte Vermehrung derselben vorhanden. Dazu waren seine Länder durch die Lasten des langwierigen Krieges fast schon überbürdet, und es wurde immer schwerer, den nöthigen Bedarf für die Fortführung des Krieges herbeizuschaffen. Es schien, als sei die Stärke des kühnen Helden gebrochen, und als müsse er der Menge der ihn umringenden Feinde bald erliegen. An den Angriffskrieg, den er erst mit so glücklichem Erfolge geführt, konnte er fernerst nicht mehr denken; nur die Vertheidigung war ihm vergönnt, und nur seinem an Hülfsmitteln unerschöpften Geist konnte es gelingen, sich noch weiter mit Ehren zu behaupten. Aber es war nicht zu verwundern, daß bei dem Hinblick auf die nächste Zukunft, die hoffnungslos genug erschien, seine Stimmung sich verdüsterte und sich seinem ganzen Wesen eine Bitterkeit und

tiefer Schmerz beimischte. Er hätte so gern die Segnungen des Friedens über sein Land verbreitet, den Ackerbau befördert, Handel und Gewerbe aufgeholsen und den Wissenschaften gehuldigt; aber anstatt dieser schaffenden und ordnenden Wirksamkeit sich hingeben zu dürfen, sah er sich umtobt von unaufhörlichem Kriegslärm und dem Donner der Schlachten. Anstatt seine Unterthanen glücklich machen zu können, mußte er die Blüthe derselben zur Schlachtbank führen und auf blutigen Feldern, vor vernichtenden Batterien oder im Pesthauche der Hospitäler zu Grunde gehen sehen. Die verbrannten Dörfer, die zerstampften Saaten, die leeren Märkte und Werkstätten und die Schaaren jammernder Menschen, hilfloser Familienväter, Wittwen und Waisen, die sich fort und fort um ihn drängten, zerrissen sein Herz und nährten ein stilles Weh in seinem Innern. Wie nach 100 Jahren Viele den Krieg gegen Oestreich als einen verwerflichen Bruderkrieg bezeichneten, in dem man den König Wilhelm nicht unterstützen dürfe, so fehlte es auch damals nicht an Stimmen, welche die Fortsetzung des Krieges gegen Oestreich mißbilligten. Allerdings trat die Opposition nicht so entschieden wie 1866 auf, aber immerhin drangen auch einige Stimmen bis an des Königs Ohr, die seine Sorgen nur noch vergrößerten. Friedrich glaubte daher keine Bemühungen scheuen zu dürfen, welche die Erlangung eines Friedensschlusses irgendwie in Aussicht stellten. Er sowohl wie der Beherrscher Englands boten den Gegnern offen die Hand zu Friedensunterhandlungen. Mit England hätte wohl jeder der verbündeten Höfe Frieden gemacht, entschieden aber weigerte man sich, die preussischen Interessen in denselben einzuschließen. England aber hatte sich — wie s. Z. erwähnt — traktatmäßig verpflichtet, keinen Separatfrieden einzugehen. So geschah es denn, daß alle Friedensunterhandlungen fruchtlos blieben.

Auch diesmal benutzte Friedrich sorgfältig die Winterruhe zur Ergänzung und Kräftigung seines Heeres. So viel es ihm möglich war, suchte er die Mittel zur Fortsetzung des Krieges aus den ihm feindlichen Ländern zu ziehen. Nach dem Kriege ergab es sich z. B., daß das kleine Mecklenburg = Schwerin während der sieben Drangfalsjahre 16,000 Mann Rekruten und 42 Millionen Thaler Brandschatzung hatte hergeben müssen.

Der Kriegsplan der Oestreicher und Russen für das Jahr 1760 ging dahin, daß Soltikow in Schlesien einbrechen sollte, während Daun die Aufgabe hatte, Sachsen ganz zu befreien und nach der Mark Brandenburg vorzubringen.

Friedrich hingegen wollte es versuchen, sich wieder ganz Sachsens zu bemächtigen oder wenigstens den von ihm besetzten Theil zu behaupten. Seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, schickte er mit einem großen Heerhaufen ab, die Russen zu beobachten. Der Prinz von Württemberg erhielt eine kleine Schaar, um gegen die Schweden zu ziehen. Ferdinand von Braunschweig blieb auf seinem alten Posten gegen die Franzosen; und der General von Fouqué blieb mit seiner kleinen Armee wiederum in Schlesien, um gegen die Oestreicher vorzugehen. Der König machte allen Feldherren bekannt, daß er in diesem Jahre mehr wie gewöhnlich genöthigt sein würde, starke Märsche zu machen. Er befahl ihnen daher, die Truppen aufzumuntern: die zu erwartenden Beschwerlichkeiten mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen und sie zu erinnern, sich bei allen Gefechten des preussischen Namens würdig zu zeigen.

Schlesien war im Anfang des Jahres 1760 nur schwach besetzt. Der König begnügte sich, die dortigen Festungen durch Truppen zu verstärken. Die Kaiserin von Rußland hatte den Befehl ertheilt, daß man in Schlesien einfallen sollte. In

einem Schreiben an den Grafen Brühl heißt es: „Es sind dem Feldmarschall Soltikow solche Ordres gegeben worden, daß er nicht nöthig hat, in keinem Falle auf neue zu warten, oder auf deren Einholung zu provociren, welches ihm verboten bleibt. Es sind ihm drei Objecta sehr eingeschärft worden. Das Erste: daß er diese Campagne als die letzte ansehen und mithin das Aeußerste thun soll, um den Feind zu überwinden, mithin alle erhaltenen Avantagen auf das Aeußerste zu verfolgen. Das Zweite: daß er mit den östreichischen Generals, besonders dem Gen.-F.=M. Daun und Gen.-F.=Z.=M. Laudon in guter Harmonie leben, fleißig mit ihnen communiciren, ihren Rath anhören, die gemeinschaftlichen Entschlüsse getreulich befolgen und sie mit einem Worte als seine Brüder ansehen solle, welche vor eben dieselbe Sache streiten. Das Dritte: daß er, die Evenements fallen aus wie sie wollen, durchaus in des Feindes Landen die Winterquartiere nehmen, und unter keinem Vorwand an den Weg zurück nach der Weichsel denken solle. — Man wird mit mehr als 100,000 Mann agiren und in verschiedenen Colonnen dergestalt marschiren, daß der König von Preußen nicht wissen kann, ob es auf Pommern oder auf Schlesien gemünzt sei. Das rechte rendez-vous aber, wo man sich nicht aufhalten soll, und der Ort des Uebergangs über die Oder, soll zwischen Crossen und Glogau sein. In Pommern soll Tottleben mit einigen leichten Bäckern von Kavallerie und Infanterie, auch hinlängliche Artillerie agiren und dazu mit allem Nöthigen versehen werden. Nach dem Uebergang über die Oder will man sogleich auf den Feind, falls er Stand hält, losgehen, auch nach dessen verhoffter Ueberwindung sogleich an die Belagerung von Glogau denken und diese Stadt zum point d'appui der russischen Armee und Centro ihrer künftigen Winterquartiere machen, sodann auf die Wegnahme anderer dortiger Orte, nach dem Brandenburg zu, bedacht sein

und Alles darauf anlegen, daß der König von Preußen durchaus von Schlesien abgeschnitten und in seine alten Erbländer so weit als nur möglich pouffirt wird. Hingegen dinget man sich ausdrücklich aus: 1) daß der Feldmarschall Daun in Sachsen auch seinerseits alle möglichen efforts thue, um dem König von Preußen einen Streich beizubringen und ihn so zu beschäftigen, daß er nicht wie die anderen Jahre mit voller Macht den Russen auf den Hals gehen kann; 2) daß die zweite österreichische Armee in der Lausitz sogleich versammelt und damit ebenfalls mit möglichster Activität operirt werde, und daß diese Armee ihre operationes mit der russischen combinire; 3) daß in der Lausitz Magazine errichtet werden, damit die ankommenden Russen etwas finden; 4) daß man eine Belagerungs-Artillerie zu Zittau oder doch zu Königsgrätz in Bereitschaft halte und damit den Russen aushelfe. Ferner leget man auch dem Wiener Hofe ans Herz, daß er, coûte qu'il coûte, suchen solle, nicht nur die Preußen aus Sachsen zu delogiren, sondern auch hernach sich darinnen zu maintenir, damit Sachsen nicht der vorigen Gefahr und Verwüstung exponirt werde."

Soltikow hatte von der Kaiserin für die Strapazen des letzten Feldzugs ein Geschenk von 10,000 Rubel erhalten. Um ihn zu noch größeren Erfolgen anzuspornen, schenkte man ihm jetzt abermals 10,000 Rubel und reservirte ihm eine Dotation eines bedeutenden Gütercomplexes.

Vierzehnter Abschnitt.

Bei Landshut und Liegnitz.

Der General von Fouqué zieht sich des Königs Ungnade zu. — Die Schlacht bei Landshut. — Fouqué wird durch seinen Reitknecht gerettet. — Friedrichs Zug nach Schlesien. — Die Uebergabe der Festung Glatz. — Die Belagerung Dresdens. — Sieg bei Liegnitz.

Laudon stand an der Spitze eines 40,000 Mann starken Heeres, mit welchem er in Schlesien einzudringen und im ferneren Verlauf des Feldzuges mit den Russen gemeinsam zu wirken beschloß. Der preußische General von Fouqué stand mit seiner kleinen Armee von 13,000 Mann bei Landshut am Bober, welchen Ort zu behaupten er von Friedrich den ausdrücklichen Befehl hatte. Im Mai war Laudon durch die Grafschaft Glatz in Schlesien eingebrochen, nahm sein Lager bei Frankenstein und sandte Streifparteien bis in die Umgegend von Breslau. Fouqué, welcher einsah, daß er sich in seiner Stellung einer so bedeutenden Uebermacht gegenüber nicht halten könne, verließ das feste Lager bei Landshut und stieg in die Ebenen von Schweidnitz nieder, um das flache Land nach Möglichkeit zu schützen, in der Hoffnung, daß er sich je nach den Umständen unter die Kanonen einer der großen Festungen zurückziehen könne. Der dirigirende Minister Graf Schlabrendorf stellte dem Könige die Sache so dar, als wäre die Zahl der Oestreicher nur gering, und als hätte Fouqué ohne Noth die feste Stellung von Landshut verlassen. Da sandte der König an Fouqué, den er als seinen Freund sehr lieb hatte, einen den alten General sehr verletzenden Brief, in welchem es heißt: „Ich danke Euch mit den Teufeln, daß Ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder; es koste was es wolle.“ Fouqué beschloß nun, sich die

Stellung von Landshut wieder zu erobern und sie bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Laudon hatte, sobald Fouqué die Stellung von Landshut aufgegeben, dieselbe von 13 Bataillonen und 18 Schwadronen besetzen lassen, und war dann zurückgekehrt, um Glatz zu belagern. Auf die erste Kunde, daß Fouqué wieder gegen Landshut vorrückte, brach Laudon von Glatz wieder auf, nachdem er dort eine hinlängliche Streitmacht zur Bewachung zurückgelassen hatte. Am 19. Juni langte Laudon in der Nähe der preussischen Verschanzungen an. Er bezog ein Lager bei Schwarzwalde, ließ die Höhen bei Forst besetzen und schickte seine Reiterei nach Hartmannsdorf, wodurch dem General Fouqué die gerade Verbindung mit Schweidnitz fast ganz abgeschnitten wurde.

Am 20. Juni ließ Fouqué zur Deckung seiner linken Flanke eine Verschanzung vom Mummelloch bis zum Leuschnerberge aufwerfen. Zugleich entsendete er den General von Malachowski mit vier Schwadronen und einigen hundert Mann Freiwilligen, um die leichten Truppen der Oestreicher von den Höhen bei Forst zu vertreiben, was jedoch gänzlich mißlang.

Am 22. Juni hatte Laudon alle seine Truppen an sich gezogen, mit Ausnahme derjenigen, welche vor Glatz hatten bleiben müssen. Um 2 Uhr des folgenden Morgens gab er das Zeichen zum Angriffe, der in vier Colonnen begann. Um 3 Uhr war ein großer Theil der Schanzen erstürmt, und Laudon sendete seine Reiterei bei Bogelsdorf über den Bober, um dem General Fouqué den Rückzug über diesen Fluß abzuschneiden. Kurz nachher hatte der General von Wolfersdorff, der den linken Flügel der Oestreicher führte, auch die Blasdorfer Höhen erstürmt, und nun sandte auch er ein Infanterie-Regiment und den größten Theil seiner Reiterei nach dem linken Ufer des Bober. Da die Lage Fouqué's immer ver-

zweifelter wurde, und ihm die Reiterei bei dem bergigen Terrain ohnehin nichts nutzen konnte, so befahl er dem General von Malachowski, sie über den Bober zu führen und sich mit ihr durchzuschlagen. Um 4 Uhr des Morgens vollzog Malachowski diesen Befehl, stürzte sich auf die österreichische Reiterei jenseits des Bober, wurde zwar selbst verwundet und gefangen, sein Corps aber schlug sich mit einem Verluste von 500 Mann durch.

Das Fußvolk Fouqué's behauptete noch einen Theil der verschanzten Höhen und mußte sich zuletzt auf den Galgenberg zurückziehen. Viermal wies hier Fouqué mit seiner kleinen Schaar die Angriffe Laudons zurück. Bis 9 Uhr setzte er den höchst ungleichen Kampf fort, da aber trat Mangel an Schießbedarf ein und er beschloß den Rückzug. Den General von Schenkendorf ließ er mit einigen Bataillonen auf dem Galgenberge zurück, mit den übrigen Truppen ging er über den Bober und stellte sich von Neuem auf den Höhen auf. Aber die österreichische Reiterei griff ihn von allen Seiten an, hieb seine Schaar zusammen und er selbst wurde schwer verwundet. Er stürzte mit seinem unter ihm zugleich todtgeschossenen Pferde zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihren Feldherrn zu retten, umringten ihn und fochten so lange, bis sie neben ihn hinsanken. Der General bekam noch zwei Säbelhiebe in Arm und Rücken, und österreichische Reiter waren eben im Begriff, ihm den Todesstoß zu geben, als die seltene Treue seines Reitknechts, Namens Trautschke, den Helden rettete. Er warf sich platt auf seinen Herrn und fing mit seinem Leibe alle Hiebe auf, die diesem zugebracht waren, indem er fortwährend schrie: „Wollt Ihr denn den kommandirenden General umbringen?“ Dreizehn Säbelhiebe empfing er so, als der österreichische Oberst von Voit ihn bemerkte und seinen Leuten gebot, Einhalt zu thun. Der bluttriefende Feldherr,

der wie Leonidas gefochten hatte, wurde nun unter dem Pferde hervorgezogen und den Aerzten übergeben. Auch Trautschke, der schwer verwundet war, blieb bei seinem Herrn und wurde wieder hergestellt. Fouqué ging mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Soldaten in die Gefangenschaft; er mußte bis nach Karlstadt in Kroatien wandern. Nach dem Frieden kehrte er zurück und genoß wieder die innigste Freundschaft seines Königs bis zu seinem Tode.*)

*) Heinrich August Baron de la Motte Fouqué wurde im Haag den 4. Febr. 1698 geboren. Er verlor früh den Vater. Die Lage seiner Mutter war sehr traurig, denn das französische Gouvernement hatte ihres Mannes Güter confiscirt. Der achtjährige Fouqué trat als Page in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. Unter den urgermanischen Kraftgedanken des „alten Dessauer“ stand obenan die Eintheilung der gesamten männlichen Menschheit — mit Ausnahme des von ihm sehr in Ehren gehaltenen geistlichen Standes — in zwei Klassen. Alle, die die Waffen führten, gehörten zur ersten; der Rest hatte nur auf geringe Schätzung zu rechnen. Kein Wunder also, wenn Fouqué sehr unzufrieden war, daß er, statt seinem Herrn als Knappe in's Feld gegen die Schweden zu folgen, 1715 daheim bleiben sollte, als Edelknaube der Fürstin dienend. Fouqué entfernte sich heimlich und ließ sich in Halle beim Regiment des Fürsten anwerben. Der alte Dessauer that zwei Tage lang, als sähe er ihn nicht. Am dritten Tage aber konnte er seine Freude an dem „Pagenfreiche“ nicht mehr bergen. Er befahl dem Rekruten Fouqué aus Reih und Glied zu treten, sich auf ein Pferd zu setzen und sich mit ihm auf den pommerischen Kriegsschauplatz zu begeben. Fouqué war noch Rekrut, doch kaum war ein Soldat in seiner Nähe gefallen, so nahm er dessen Muskete, trat in seine Stelle und feuerte gleich einem ausgebildeten Soldaten auf die Schweden. Der alte Dessauer ernannte ihn daher zum Fähndrich. Nach beendeter Kriege widmete sich Fouqué mit allem Fleiß der wissenschaftlichen militairischen Ausbildung. 1719 wurde er Lieutenant. 1723 avancirte er zum Capitain und 1729 wurde er Compagniechef. Friedrich Wilhelm I. dispensirte den Hauptmann von Fouqué gern vom Dienst, damit er beim Kronprinzen verweile. Dem Regimentschef dagegen gefiel es nicht, daß Fouqué ab und zu nach Rheinsberg Urlaub nahm, seitdem der mit seinem Vater ausgesöhnte Thronerbe dort residirte. Sei es einerseits die zunehmende Unzufriedenheit darüber, daß Fouqué nicht ununterbrochen dem Kompagniedienst obliege, sei es andererseits die Besürchtung, er werde in der französischen Morgenluft zu Rheinsberg für die Folgezeit ein unbequemer Mann werden, — kurzum der alte Dessauer ließ es ihn empfinden, daß er ihm zürne. Fouqué, wissend kein Unrecht begangen zu haben, war nicht gewillt, Unrecht zu

Die Uebergabe der Festung Glatz war nicht zunächst die Folge der Niederlage bei Landshut, wie man in manchen historischen Werken liest. Vielmehr hatte Daun schon am 15. Juni befohlen, die Belagerung dieser Festung zu verschieben.

leiden: er forderte seinen Abschied. So unlieb auch dem Kronprinzen die Trennung von dem bewährten Freunde war, dennoch bestärkte er Fouqué in seinem Vorhaben, von der Zukunft eine Wiedervereinigung hoffend. Fouqué erhielt die erbetene Demission mit Majorrang im Januar 1739. Er begab sich nach Kopenhagen und stieg hier bis zum Oberst. Dänemark befand sich mit uns im tiefen Frieden. Als Friedrich den Thron bestieg, kehrte Fouqué nach Preußen zurück, und der junge König bestätigte die Freude des Wiedersehens durch Ernennung Fouqués zum Oberst. Am 26. Juli 1740 avancirte er zum Commandeur des neu errichteten Inf.-Regmts. Nr. 37. Beim Beginn des Krieges gegen Oestreich erwies sich Fouqué als durchaus befähigt, in angemessenster Weise — ernst und mild zugleich — dem preussischen Interesse in Schlesien förderlich zu sein. Seine Lage in Schlesien gehörte zu den peinlichsten Situationen, in denen ein höherer Offizier sich befinden kann, weil der König einerseits Schlesien erobern mußte, andererseits aber nicht als Eroberer, sondern als milder Landesvater angesehen sein wollte. Fouqué befand sich in Schweidnitz und verstand es, der östreichischen Partei daselbst die nöthige Dosis Preussen-respekt einzusüßen. Am 22. Febr. kam der König nach Schweidnitz. Es gefiel ihm sehr wohl hier; er blieb 3 Tage und war mit Fouqué's Anordnungen ganz zufrieden. In der Nähe der Wohnung eines römisch-kath. Priesters in Kremsir war eine preuß. Schildwache postirt, deren Halt-Werba-Rufen und Ablösung den Priester in der Nachtruhe störte. Er kam auf den Gedanken, sich als Teufel zu maskiren und in der Geisterstunde die preussische Schildwache zu vertreiben. Dies mißlang. Der beherzte preuß. Soldat packte und entlarvte den römischen Priester. Die dortige Geistlichkeit würde die Schande erlebt haben, eines ihrer Mitglieder am Galgen hängen zu sehen, wenn nicht ein reicher Katholik Fürbitte eingelegt und eine Geldbuße angeboten hätte. Fouqué ließ Gnade für Recht ergehen, nahm das Lösegeld des Teufels von Kremsir und kaufte dafür seinen Truppen neue Kamaschen. Der König erkannte die Vorzüge dieser neuen Fouqué'schen Fußbekleidung und führte sie später allgemein ein. Fouqué erhielt durch die Ernennung zum Kommandanten der Festung Glatz einen neuen Beweis königlichen Vertrauens. Diese Stadt war dem König lange feindlich gesinnt und die römische Geistlichkeit erschwerte im Geheimen die Ausführung der preussischen Anordnungen. Fouqué beseitigte die Anarchie, hob durch Rückkehr der Ordnung den bürgerlichen Erwerb und setzte die Festung in einen respectablen Vertheidigungszustand. Eine Anekdote zeugt dafür, daß die Glatzer ihn bald

Dann stand mit der kaiserlichen Hauptarmee bei Dresden; nicht weit davon bei Borsdorf befand sich ein starkes Armee-Corps unter Laschy und auch die Reichstruppen waren im Begriff, die Gebirge zu beiden Seiten der Elbe zu besetzen.

als ihren Vorgesetzten erkannten. Der König, Ende Juni 1742 aus Böhmen durch den Kreis Glatz nach Schlesien zurückkehrend, fragte — nicht wissend, ob er sich schon diesseits der schlesischen Grenze befand — einen Bauer: „Ist dies Dorf östreichisch?“ „Nein, Herr,“ lautete die Antwort. Der König war zu Pferde, nur von einem Reitknecht begleitet. Auf die nun folgende Frage: „Also ist das Dorf preussisch?“ antwortete der Bauer nochmals: „Nein Herr.“ Der König erwidert: „Versteht Er mich nicht; eins von Beiden muß das Dorf doch sein?“ Der Bauer antwortete zum dritten Mal: „Nein Herr“ und setzt hinzu: „das Dorf ist fuchbesch.“ Der König verstand nun und lachte über diesen neuesten deutschen Kleinstaats. Fouqué herrschte als Gouverneur des Kreises Glatz beinahe souverain, aber wenn er auch dem gestrengen Dessauer das durchaus Soldatische, Strammte, Pünktliche abgelernt und angewendet, so wußte er doch, daß allzuscharf schartig macht. Er würde in Schlesien dem höheren Staatsinteresse nicht das geleistet haben, was er leistete, wenn er mit der soldatischen Strenge nicht christliche Milde zu vereinigen gewußt hätte. — 1745 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor. Während der Jahre 1746 — 1756 mußte Fouqué den König bei Neuereisen begleiten und allwintertlich auf einige Zeit nach Potsdam zum Besuch kommen. Am 22. Jan. 1751 beförderte ihn der König zum Generallieutenant. In dem später folgenden Kriege bekundete Fouqué bei allen ihm übertragenen Kriegsunternehmungen Umsicht und Scharfsinn. Am 1. März 1759 fand seine Ernennung zum General der Infanterie statt. In diesem Jahre sah sich der König mehr auf die Defensiv beschränkt. Er befand sich in Landshut und schickte Fouqué südlicher nach Troppan, um dort bedeutende Vorräthe des Feindes fortzunehmen. Leider waren die feindlichen Magazine bereits leer, und Fouqué mußte aus Mangel an Lebensmitteln den Rückmarsch antreten. 1759 hatte Fouqué einen häufigen Wechsel seines Standortes und seiner Truppenstärke. 1760 erhielt er die schwierige Aufgabe, das schlesische Festungsviereck: Neiße, Glatz, Schweidnitz, Breslau zu schützen. Fouqué vermochte sich mit seiner kleinen Armee auf einem so ausgedehnten Terrain und einer dreimal überlegenen feindlichen Armee gegenüber annöglich zu behaupten und konnte seinem in Sachsen befindlichen Kriegsherrn nicht nach Wunsch „gute Zeitung“ zukommen lassen. Er eroberte zwar am 17. Juni die Position von Landshut zurück, wurde jedoch nur durch Trautschke vom sicheren Tode gerettet und gerieth am 23. Juni in feindliche Gefangenschaft. Hierdurch verlor Fouqué sein gesamtes Vermögen von ca. 120,000 Thlr., weil die Oestreicher dasselbe gegen alles Recht confiscirten. Die schwere Verwundung, die Anstrengung des Transports und die Gefangenschaft zogen ihm eine schwere Krankheit

In dieser Lage vermochte der König auf diesem Terrain Nichts von Belang zu unternehmen. Er beschloß daher, sich gegen Schlesien zu wenden. Dadurch gerieth der König zwar in die Gefahr, zwischen die Armee Laudon's und jene Daun's zu

zu, welche seine Lebenskräfte wesentlich erschütterte. Seine Leidensgefährten in der Gefangenschaft waren sein Sohn, seine an einen preussischen Oberst verheirathete Tochter und 2 Töchter des letzteren. Seine Gattin hatte er schon 1752 verloren. — Erst der Hubertsburger Friede gab ihm die ersehnte Freiheit wieder: am 7. April 1763 trat er die Rückreise an und am 15. April traf er in Glatz ein. Bald darauf berief ihn der König durch eine herzliche Einladung zu sich nach Potsdam. 4 Wochen später schrieb Friedrich an Fouqué: „Melden Sie mir, ich bitte Sie, wie es mit Ihrer Gesundheit steht. Ich werde Ihnen meinen Leibarzt schicken, damit Sie sich richtiger Medicamente bedienen und keine Quacksalbereien brauchen, welche Ihnen Nichts helfen.“ Fouqué's Antwort lautete klagend über Schwäche der Beine, der Brust und der Stimme. „Ich tauge Nichts mehr. Für mich ist nur das Dombherrnleben und die Ruhe heilsam. Lassen Sie, Sire, mich diese für den Rest meines Lebens genießen.“ Der König hatte ihn vorher zum Dombherrn von Brandenburg ernannt und antwortete: „Sie werden in Brandenburg leben, so lange Sie wollen; jedoch Sie werden mich manchmal besuchen. Es ist nicht weit. Wenn ich erfahre, daß Sie kommen wollen, so schicke ich Ihnen halbwegs meine Pferde entgegen. Adieu mein lieber Freund; ich bin der Ihrige mit Herz und Seele.“ Der König ließ Fouqué's Wohnung in Brandenburg fürstlich möbliren. Zu Weihnachten 1763 erhielt er eine Anweisung auf 5000 Thlr. aus der Hofstaatskasse. Auch in den folgenden Jahren fuhr der König fort in seinen Aufmerksamkeiten für den zu seinem großen Leidwesen immer gebrechlicher werdenden Veteranen. „Ich rechne darauf Sie zu sehen,“ heißt es in einem königl. Briefe vom 18. April 1764, „wenn ich zur Magdeburger Revue reise. Nach der Rückkehr werde ich ruhig in Sans-Souci wohnen. Wenn Sie dann zu mir kommen wollen, werden Sie mir ein Vergnügen bereiten. Wir werden allein sein, ohne Menschengewühl. Nichts soll Sie geniren.“ Am 1. Juni 1764 meldet sich Friedrich bei Fouqué an: „Ich werde ohne Umstände zu Ihnen kommen, wie ein alter Freund, wenn ich Brandenburg passire. Ich werde den 4. Mittags da sein. Ich bringe nur einen einzigen Freund mit, den Erbprinzen von Braunschweig, welcher Ihrer Freundschaft und Achtung werth ist, so daß wir nur unser Drei sein werden, wenn es Ihnen recht ist. Es gehört nur wenig dazu, mich zu sättigen. Ich verlange von Ihnen nur eine gute Suppe und eine Schlüssel Spinat, ein freundliches Wirthsgesicht und Sie bei guter Gesundheit zu treffen. Den letzten Artikel empfehle ich Ihnen am meisten.“ Wie eine Mutter, die für ihren schwächlichen Lieblingssohn eine fortwährende Sorge bethätigt, so nahm sich der König seines hinsälligen Freundes an. Fouqué's Gehör wurde schwach. Der König ließ ein Hörrohr anfertigen, bei dessen Em-

gerathen. Weil er aber hoffte, sich mit der kleinen Armee Fouqués zu vereinigen, zog er den Marsch nach Schlesien jeder anderen Maßregel vor. Am 15. Juni ging er bei Zehren über die Elbe und marschirte nach Radeberg. Den General

pfang Fouqué Thränen des Dankes weinte. Er schrieb dem hohen Ober: „Wer bin ich, der ich so vieler Gnade theilhaftig werde? Ein tochter Hund, wie Mephiboseth.“ Der bibelgläubige General bezieht sich in diesem Ausruf auf Vers 8 im 2. Buch Samuelis. Bekanntlich war Friedrich ebenfalls im alten Testament sehr bewandert. — Im Mai 1773, gelegentlich der Magdeburger Revue, speiste der König wieder in Brandenburg bei Fouqué; es war das letzte Mal. Schon wiederholentlich hatte letzterer mit seinem hohen Besuch nur unter Zuhilfenahme einer Maschine reden können, weil die zunehmende Schwäche der Zunge eine schriftliche Ergänzung der Worte nöthig machte. Bei diesem Zusammensein überzeugte sich der König, daß Fouqué's Kräfte dem Erlöschen nahe waren. Er brachte kräftigende Mittel in Vorschlag, empfahl der Dienerschaft die sorgsamste Pflege des Generals und versprach dem wackern Keitknecht Trautschke für seine rettende That bei Landshut einen Versorgungsposten. Am 5. Sept. 1773 verlaublich der König seine Sehnsucht nach dem alten Freunde: Ich wünschte, mein Lieber, Ihr Zustand gestattete es, daß ich Sie hier in Potsdam umarmen könnte. — Fouqué ist während seines ganzen Lebens ein gläubiger Christ und demüthiger Jünger seines Heilandes gewesen; der Tod fand ihn nicht unter jenen leichteren Weltmenschen, die nur in der Stunde der Gefahr und des Schmerzes eine feige Zuflucht suchen bei Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Fouqué bestellte an der Schwelle des Grabes mit Ruhe und Genauigkeit sein Haus. Sich der Vergebung seiner Sünden durch Christi Blut getröstend starb er, 76 Jahr alt, den 3. Mai 1774. Seine Familie hatte sich gerade zur gewohnten Morgenandacht, die er täglich mit den Seinen hielt, um ihn versammelt, als ihn der Herr aus diesem Leben abrief. Die Todesnachricht erschütterte den König tief. Jahre lang hatte er Fouqué hinwelken sehen, aber er besaß ihn doch. Was Friedrich empfand, als er Fouqué verloren, läßt sich ungefähr ermessen aus einem seiner Schreiben an Fouqué: „Ihr Brief, mein lieber Freund, betrübt mich tief. Sie sprechen von Ihrer Abreise nach dem Jenseits. Ginge es von mir ab, so behielt ich Sie gern so lange als möglich zurück. Man findet überall Menschen, aber selten so ehrenwerthe Leute und treue Freunde wie Sie. Seien Sie so viel als möglich für sich besorgt, damit ich Sie nicht so bald verliere; und denken Sie an den Gram, den ich haben würde, wenn ich mich für immer von Ihnen getrennt sehen sollte.“ Der König schätzte in Fouqué den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Mann der reinsten Treue, den hochachtbarsten Menschen. Fouqué erwies sich in seinem Beruf sowohl wie in seinem Privatleben arbeitslustig, ordnungsliebend und zuverlässig. Die Gnade seines Königs hat er nie gemißbraucht, weder nach oben noch nach unten; denn er war

von Hülßen ließ er in der Gegend von Meißen am linken Ufer zurück. Er schickte sich an, das Beobachtungscorps des Generals Lasch anzugreifen, mußte es aber unterlassen, weil Daun, der den Reichstruppen die Bewachung gegen den General von Hülßen anvertraute, über die Elbe gegangen und bereits nahe war. In dieser Lage der Dinge erfuhr der König das Unglück, welches Fouqué bei Landsbut betroffen hatte. Es herrschte damals eine außergewöhnliche Hitze, so daß an einem Tage, den 6. Juli, 105 Preußen mitten in ihren Gliedern todt zu Boden stürzten. Alles schmachtete nach Wasser, das man den schwer bepacten, von Schweiß triefenden Soldaten zu trinken nicht gestatten wollte. Auf diesem beschwerlichen Marsche war das Daun'sche Heer den Preußen immer zur Seite, während das Lasch'sche Corps dem Könige auf dem Fuße folgte. In dieser Gefahr beschloß der König, plötzlich umzukehren und mit seiner ganzen Macht über Lasch herzufallen. Unerwartet nahm er daher seinen Marsch nach Görlitz, wo er Lasch zu überwältigen hoffte. Dieser entzog sich aber dem drohenden Schlage, indem er schnell durch Dresden hinter die Elbe ging, und sich mit der Reichsarmee am Plauenschen Grunde vereinigte.

Nachdem Daun die Nachricht von der Rückkehr des Königs erhalten hatte, und nicht weiter dessen Vorrücken zu besorgen glaubte, gab er Befehl, die Belagerung von Glatz wieder aufzunehmen. Der General Harsch wurde mit der

als demüthiger Christ frei von Schmarogergedanken und von Großthuererei. Wie er seinem irdischen Könige ganz ergeben war, hat er auch seinem himmlischen Könige treu gebient. Die preußische Geschichte führt uns nicht nur eine glänzende Reihe tapferer Heerführer auf, sondern unter ihnen auch viele, die sich ohne Menschenfurcht treu zu ihrem Heiland bekannten. Zu ihnen gehörte Fouqué. Möchte auch fernerhin in Preußens und Deutschlands Heer und Volk Mannesmuth mit christlicher Demuth gepaart bleiben, denn Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!

Belagerung beauftragt und Laudon, der bei Hochkirch stand, sandte ihm 10 Bataillone zur Verstärkung. Glaz war die wichtigste Festung nächst Magdeburg und mit Schießvorrath im Ueberfluß versehen. Die Besatzung bestand aus 2400 Mann, leider unzuverlässigen Leuten, Ueberläufern und Ausländern, die von dem Oberst d'O, einem Italiener, schlecht befehligt wurden. In der Nacht zum 21. Juli wurden die Laufgräben eröffnet, und am 26. erstürmten die Oestreicher das Außenwerk. Die bunt zusammengesetzte Besatzung machte einen Aufruhr, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg und in 4 Stunden war die Festung ohne die geringste Unterhandlung in den Händen der Oestreicher. Die Vertheidigung einer kleinen Anzahl Preußen war fruchtlos, sie wurden von der Uebermacht überwältigt. Die Sieger fanden hier ungeheure Vorräthe, worunter sich 2000 Ctr. Pulver und 200 Geschütze befanden. Der König kassirte alle Offiziere der Besatzung und ließ d'O zum Tode verurtheilen, der jedoch noch auf dem Nichtplatze begnadigt und des Landes verwiesen wurde.

Die Armee des Königs ging am 13. Juli auf zwei Brücken bei Raditz über die Elbe und traf Anstalten, sogleich die Reichstruppen anzugreifen, die jedoch freiwillig das Feld räumten. Nunmehr schritt Friedrich zur Belagerung Dresdens. Die Preußen vertrieben die östreichischen Truppen aus dem großen Garten und bezogen auf den Höhen ein Lager, während der Prinz von Holstein sich auf der Seite der Neustadt festsetzte. Der Commandant Marquire wurde aufgefordert, sich zu ergeben, und als er abschläglich antwortete, steckte man die Pirnasche Vorstadt in Brand. Von Magdeburg wurde Geschütz requirirt, um die Belagerung nachdrücklicher zu bewirken. Doch alle Anstrengungen waren vergeblich. Obwohl ein Theil der Stadt in Flammen aufging, wobei die alte Pracht der Residenz auf lange vernichtet wurde, hielt doch die Besatzung tapfer

Stand, in der Hoffnung, durch Daun entsezt zu werden. Nach fruchtloser Anstrengung gab denn Friedrich die Belagerung auf; sie hatte den Preußen 1478 Tode und Verwundete gekostet und 261 Mann waren gefangen genommen worden. 6 Kirchen der Residenz und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Paläste und öffentliche Gebäude lagen in Asche und 115 waren stark beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verloren oder waren verstümmelt, und viele Familien, die sich früher in Wohlstand befanden, waren jetzt bettelarm.

Nun ging der Zug des Königs abermals nach Schlesien, welchen Daun den Preußen so beschwerlich als möglich zu machen Sorge getragen hatte. Daun befand sich stets in der Nähe und auch Lasch folgte den Preußen auf dem Fuße. Der König sagte deshalb über diesen Zug in seinen oeuvres posthumes: „Ein Fremder, der den Marsch dieser verschiedenen Heere beobachtet hätte, würde sich leicht geirrt und geglaubt haben, daß Alle einem Heere angehörten. Er würde die Armee des Feldmarschalls Daun für die Vorhut, die Armee Friedrichs für die Hauptschaar und die Armee des Generals Lasch für die Nachhut gehalten haben.“

Die Oestreicher unter Laudon erschienen am 31. Juli vor Breslau, wo der Graf Tauenzien eine Besatzung von nur 3000 Mann befehligte. Dieser tapfere General hatte zugleich die schwere Aufgabe, 9000 östreichische Kriegsgefangene, die fortwährend sich zu empören bemüht waren, in Ruhe zu erhalten. Von seinen 3000 Soldaten waren leider 2000 Ausländer und Ueberläufer, die sich oft als unzuverlässig erwiesen, nur auf den Rest von 1000 preußischen Soldaten konnte er sich verlassen, und diese kleine Schaar bewachte nicht nur jene 9000 Kriegsgefangene, sondern deckte auch die Stadt gegen 50,000 vor ihren Mauern liegende Oestreicher. Laudon fürchtete die Gefahr, daß Friedrich zum Entsatz herbei-

eilen möchte und entschloß sich daher nach fruchtloser Belagerung zu Unterhandlungen. Er forderte Tauenzien auf, sich zu ergeben, und bemerkte: „Breslau sei eine Handelsstadt und keine Festung. Es wäre daher gegen allen Kriegsgebrauch, sie gegen große Uebermacht zu vertheidigen. Die Russen würden in 2 Tagen mit 75,000 Mann erscheinen, und da er glaube, die Einwohner würden eher Destreicher als Russen aufnehmen, so wolle er der Besatzung die Uebergabe freistellen; würde sie aber verweigert, so solle die Stadt aus 45 Mörsern in Brand gesteckt werden.“ Tauenzien antwortete kurz: „Breslau sei eine Festung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Flammen aufgehen sollten.“ Laudon machte nun den Versuch, die Einwohner Breslaus gegen ihren Stadtcommandanten aufzuwiegeln, und fügte zugleich die Bemerkung hinzu, daß er sie für dessen Hartnäckigkeit verantwortlich mache. „Er werde alle seine Drohungen erfüllen, ja selbst des Kindes im Mutterleibe nicht schonen, wenn sich die Stadt nicht ergäbe.“ Tauenzien ließ ihm erwidern: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.“ Die Beschießung nahm nun ihren Anfang. Doch Graf Tauenzien wußte so vorzügliche Maßregeln zu treffen, daß die feindlichen Kugeln nur wenig Schaden anrichteten. Alle Angriffe, die Laudon unternahm, schlug Tauenzien siegreich zurück und das durch die Kugeln in der Stadt angestiftete Feuer wurde fortwährend schnell gelöscht. Nochmals sandte Laudon einen Offizier zum Commandanten mit der Aufforderung zur Uebergabe. Tauenzien antwortete: „Ich habe einen sehr untergeordneten Begriff von der Ehre eines Commandanten, der eine Festung übergiebt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ist es, die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzufangen. Der Brand hat meine Gefinnungen nicht geändert, sondern nur befestigt.“

„Wenn das ist,“ erwiderte der Offizier, „so werden wir die Laufgräben eröffnen.“ „Das habe ich schon längst erwartet,“ versetzte Jener und so schieden sie von einander. — Prinz Heinrich, welcher von der Gefahr unterrichtet war und sich in der Gegend von Glogau befand, eilte auf beiden Ufern der Oder zum Entsatz herbei. Seine Vorhut unter dem General von Werner schlug ein Beobachtungs = Corps, welches Laudon bei Parchwitz aufgestellt hatte. Am 5. August hob denn auch Laudon die Belagerung auf und zog sich nach Kanth zurück. Prinz Heinrich ließ nun ein kleines Corps unter dem Befehle der Herren von Thadden und von Platen in der Gegend von Freienwalde zurück, wo dasselbe eine verschanzte Stellung bezog, um die polnische Vorstadt von Breslau gegen die Unternehmungen der Kosacken zu sichern.

Am 7. August langte der König in Bunzlau an, während Daun sein Quartier in Löwenberg nahm. Die beiden Armeen, welche den Marsch von der Elbe bis an den Bober in fünf Tagen zurückgelegt hatten, bedurften Kasstage, setzten sich aber schon am 9. wieder in Bewegung. Da der König nur noch für 10 Tage Lebensmittel bei sich führte, drängte ihn die Nothwendigkeit, Breslau oder Schweidnitz zu erreichen, wo sich noch einige Magazine befanden. Daun dagegen beabsichtigte, eine Stellung hinter der Katzbach zu nehmen, um den König von Breslau und von Schweidnitz abzuschneiden. Dadurch wäre der König gezwungen worden, sich entweder unter ungünstigen Umständen mit überlegenen Streitkräften zu schlagen oder sich auf Glogau zurückzuziehen, in welchem letzteren Falle die Russen und Oestreicher in den Stand gesetzt worden wären, die Armee des Prinzen Heinrich zu vernichten. Der König ging mit seiner Avantgarde auf Goldberg vor, aber Daun und Laudon wußten ihn so zu umstellen, daß er die Katzbach nicht überschreiten konnte, und sogar von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich,

gänzlich abgeschnitten blieb, dessen Armee jenseits der Oder der russischen Hauptmacht unter Soltikow gegenüber stand. Auch ein 24,000 Mann starkes Korps unter dem General Tschernitschew war bei Auras über die Oder gegangen und im Vorrücken begriffen. So standen mehr als 100,000 Mann dem König gegenüber, der nur 30,000 hatte. Seine Maßnahmen in dieser Gefahr schildert Friedrich in seinen hinterlassenen Werken folgender Maßen: „In der Lage, in welcher ich mich befand, gab es keine andere Handlungsweise, als jene eines Parteigängers, der seine Stellung jede Nacht ändert, nachzuahmen, um sich den Schlägen zu entziehen, die ihm eine Armee beibringen könnte, wenn es ihm an Thätigkeit und Wachsamkeit fehlte. Die Wachsamkeit wurde durch die Menge schwieriger Dinge, die man kombiniren mußte, um den Erfolg zu erzielen, um so wichtiger und nothwendiger. Man mußte um der Sicherheit der Armee willen die Stellungen wechseln, zu gleicher Zeit einen mehr als dreifach stärkeren Feind im Zaume halten, und sich doch nicht von ihm entfernen, damit er sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wende, der schon eine Armee von 80,000 Russen vor sich hatte. Das einzige Mittel, so viele Zwecke zu erreichen, war häufiger Wechsel der Stellung, ohne jedoch eine vom Feinde zu entfernte zu nehmen. Das brachte denselben in Verwirrung. Er erschien, um das Lager auszuspähen, das man bezogen hatte, traf seine Dispositionen mit Langsamkeit, fand, sobald er sie ausführen wollte, Niemanden mehr vor sich und mußte seine Formalitäten von Neuem beginnen. Kurz, man gewann Zeit, und da die Zahl der Streitkräfte unzureichend war, mußte man diesen Mangel durch Gewandtheit und Wachsamkeit ersetzen.“

Jeden Tag hofften Daun und Laudon den König angreifen und mit seiner Schaar vernichten zu können; aber er wußte sich ihren Schlägen mit großer Geschicklichkeit immer wieder zu

entziehen. Am 13. August befand sich Friedrich bei Liegnitz am linken Ufer der Katzbach. Er hatte nur noch Brot für drei Tage. Seine Armee war mit 2000 Wagen belastet, welche bei den Märschen ungemein beschwerlich fielen. Friedrich vermochte auch seine Stellung bei Liegnitz nicht längere Zeit zu behaupten, weil sein rechter Flügel, der sich an Schimmelwitz lehnte, nicht gegen Umgehung zu sichern war. Der König beschloß daher am 14. August diese Stellung zu verlassen, die Wagen nach Glogau zu senden und sich von dorthier mit Lebensmitteln zu versehen. Er wollte dann versuchen, sich unter allen Umständen mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, was unerlässlich war, weil jeden Tag zu erwarten war, daß beide Armeen einzeln aufgerieben würden, in welchem Falle Alles unwiederbringlich verloren war. Die Gefahr hatte bereits so große Dimensionen angenommen, daß es der König gar nicht mehr wagen durfte, sich bei Tage in Marsch zu setzen. Er trat denselben daher in der Nacht an. Das Gepäck wurde mit einer Bedeckung nach Humme gesendet. Der linke Flügel der Kavallerie marschirte um 8 Uhr Abends durch Liegnitz und stellte sich hinter Pfaffendorf auf, wo das schwarze Wasser in die Katzbach fällt. Eine Stunde später folgte die Kavallerie des rechten Flügels, mit Ausnahme der Feldwachen und Pikets; und um 10 Uhr marschirte die Infanterie trossweise links in zwei Colonnen ab. Die Pikets und Feldwachen der Kürassiere und Dragoner folgten der Infanterie, jene der Husaren dagegen behielten ihre alte Aufstellung, unterhielten die Wachtfeuer bis 2 Uhr des Morgens, und zogen dann gleichfalls zur Armee.

Dann hatte für den 15. August den Angriff beschlossen. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an 4 Orten zugleich anfallen und womöglich ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Man war im österreichischen Lager vom glücklichen Erfolge so sehr überzeugt, daß die Soldaten sagten: der Sack wäre nun

aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erfuhr diese Prahlerei und bemerkte: „Die Oestreicher haben nicht ganz Unrecht, aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, welches sie Mühe haben werden auszubessern.“

Durch die veränderte Stellung hatte Friedrich den Feind vollständig getäuscht. Unvermerkt ließ er die Anhöhen bei **Liegnitz** besetzen, und hier stellte er sich in aller Stille in Schlachtordnung.

Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel zeigte kein Wölkchen und kein Lüftchen wehte. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, und da sie nicht singen durften, unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Offiziere gingen spazieren, die Generale ritten umher, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, ganz nach dem Bilde in den preußischen Kriegsliedern:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt,
Und um sich her die Nacht.“

Um 3 Uhr früh kamen von allen Seiten die ausgeschickten Patrouillen mit der Nachricht zurück, der Feind sei in drei Kolonnen über die Ragbach gegangen und rücke sorglos gerade auf den preußischen Flügel los, von dessen Nähe Laudon freilich keine Ahnung hatte. Jetzt kam reges Leben in die schweigenden Reihen der Schlachtordnung und die Schlacht bei **Liegnitz** begann. Es fing eben an zu dämmern, als Laudon mit seinen 40,000 Mann den linken Flügel der Preußen im alten Lager angriff. Mit Schrecken wurde er bald die veränderte preußische Stellung gewahr, aber es galt nun kein langes Besinnen, denn Friedrichs zweites Treffen ging sogleich auf ihn los und begrüßte

ihn mit seinen in der Stille aufgeführten Batterien. Ehe Laudon Zeit hatte, seine Truppen diesen wie aus der Erde hervorge wachsenen Feinden gegenüber zu formiren, sauste ein furchtbarer Kartätschenhagel aus jenen verderblichen Batterien auf ihn ein und brachte eine mörderische Wirkung hervor. Einen Augenblick wichen die Oestreicher bestürzt zurück; Laudon aber war nicht der Mann, der im Moment der Gefahr und im Getümmel der Schlachten die Gegenwart des Geistes verlor. Seine ganze Reiterei mußte auf die preussische einbrechen. Aber sie wurde zurückgeworfen und in Moräste getrieben, wo Menschen und Pferde zu Grunde gingen. Das östreichische Fußvolk machte einen verzweifeltsten Versuch, mit einer ganzen Kolonne durch das vor der preussischen Reihe liegende Dorf Panten zu rücken; allein die Preußen steckten es durch Haubitzgranaten in Brand und zwangen die Feinde, das Gefecht einzustellen. Laudon ließ indefs immer wieder angreifen, in der Hoffnung, der Kanonendonner werde Daun veranlassen, ihm zu Hülfe zu eilen. Aber der entgegengesetzte Wind ließ den Schall nicht zu diesem gelangen, und nach dreistündigem Gefecht sah sich Laudon von den Preußen vollständig geschlagen. Laudon, der Alles gethan und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, 23 Fahnen und 82 Kanonen. 4000 Oestreicher deckten mit ihren Leichen das Schlachtfeld; bei Friedrich's Heere zählte man hingegen nur 2000 Tode und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Morgen; die Sonne beleuchtete den blutigen Wahlplatz; die Leichen und Sterbenden, zertrümmerte Wagen, Pferde und Geschütz bedeckten das Schlachtfeld und es war noch nicht 7 Uhr, als Friedrich schon diesen glänzenden Sieg errungen hatte. Aber auch die Preußen waren von dieser Blutarbeit nach einer schlaflosen Nacht abgemattet

und überdies immer noch von zahlreichen Heeren umringt. Friedrich gab daher Befehl, ohne Zeitverlust fortzurücken und dabei alles eroberte Geschütz, alle Gefangenen und auch alle Verwundeten mitzunehmen. Man packte die letzteren auf Mehl- und Brotwagen; auch andere Wagen und Kutschen nahm man hinzu, sie mochten gehören, wem sie wollten; auch der König gab die seinigen dazu. Von den feindlichen Gewehren mußte jeder Reiter und Päckknecht eins mitnehmen und was irgend brauchbar zu finden war, wurde aufgeladen, denn Friedrich wußte, daß seine Zeughäuser leer waren, und noch mehr, daß er Soldaten brauchte, weshalb denn auch nicht Ein Verwundeter zurückgelassen wurde.

Der Zug des so außerordentlich belasteten Heeres ging den nämlichen Tag noch drei Meilen, und zwar nach Parchwitz zu, in dessen Nähe Tschernitschew mit 20,000 Russen die Oder deckte. Der König befand sich jedoch ungeachtet seines Sieges in einer schrecklichen Lage. Die Borrathswagen waren leer; er hatte am 16. August nur noch auf einen Tag Brot, und wenn die Russen ihren Posten behaupteten, so konnte er nichts von seinen Borrathshäusern in Breslau beziehen; und um nach Schweidnitz zu marschiren, mußte er sich zuvor mit allen östreichischen vereinigten Schaaren schlagen. Wollte er auch dies mit seiner so ungleichen Truppenzahl wagen, so war doch wegen des Transports von 6000 Gefangenen und mehr als 2000 Verwundeten, die man während der Schlacht bedecken mußte, ein glücklicher Erfolg kaum denkbar. Der russische General Tschernitschew mußte daher durchaus mit seinen 20,000 Russen aus dem Wege geräumt werden. Hierzu bediente sich Friedrich einer List. Er schrieb an den Prinzen Heinrich und meldete ihm seinen Sieg über die Oestreicher und seinen Entschluß, die Oder zu überschreiten, um das dortige russische Hauptheer anzugreifen, wobei er seinen Bruder erinnerte, des-

halb die verabredeten Bewegungen zu machen. Friedrich, der natürlich weit entfernt war, über die Ober zu gehen, beordnete nun einen Bauer, diesen Brief dem Prinzen Heinrich zu überbringen, welcher aber nach den gegebenen Welsungen in die Hände Tschernitschew's fiel und seinen Zweck vollkommen erreichte. Kaum hatte Tschernitschew den Brief gelesen, so eilte er über die Ober, um dem russischen Hauptheere Hülfe zu leisten. Friedrich wurde hierdurch von der größten Gefahr befreit und konnte sich nun mit seinem Bruder Heinrich vereinigen. Allein der Vortheil war wegen der großen Uebermacht der zahlreichen Feinde bei Weitem nicht entscheidend, denn er hatte nun das Hauptheer der Russen ganz in seiner Nähe, und auch die ungeheure Macht des österreichischen Heeres konnte ihn jeden Tag erdrücken. Der König schrieb in dieser Zeit an den Marquis d'Argens: „Ehedem, mein lieber Marquis, würde die Begebenheit vom 15. viel entschieden haben; jetzt ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorkommen; dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vortheilhaft ist. . . Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, wie in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. Es sind Herkulesarbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen. Sie sind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um sich eine deutliche Vorstellung von all' den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne sie und verhehle sie. Ich behalte alle Besorgnisse für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen,

oder die wenigen angenehmen Neuigkeiten mit, die mir zu gute kommen. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, glückt, dann wird es Zeit sein, sich der Freude und der Ruhe hinzugeben; aber ich weiß nicht, ob ich diesen Feldzug überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfernung von Unruhen, im Schooße der Philosophie und der Freundschaft zuzubringen. Noch weiß ich nicht, wo wir unser Winterquartier haben werden. Mein Haus in Breslau ist durch das letzte Bombardement in Asche gelegt. Unsere Feinde neiden uns sogar das Licht des Tages und die Luft, die wir athmen; dennoch müssen sie uns einen Ort übrig lassen und wenn er sicher ist, so werde ich mich freuen, Sie dort zu sehen . . .“

Der „Streich,“ von dem der König oben redet, sollte ihm wieder gelingen. Doch ehe wir näher hierauf eingehen, müssen wir der übrigen Feinde und der ihnen gegenüberstehenden preussischen Heere noch mit einigen Worten erwähnen.

Fünfte h n t e r A b s c h n i t t .

Bis zur Schlacht bei Torgau.

Die Feindseligkeit des Herzogs von Württemberg. — Tapferkeit des Generals von Hillen. — Treffen bei Strehla. — Verlust von Torgau. — Treffen bei Hohengiersdorf. — Die Russen und Oestreicher in Berlin.

Die zahlreichen Feinde des Königs hatten durch die Armee des Herzogs von Württemberg abermals eine Verstärkung erhalten. Im Monat August stieß dieser Fürst mit 12,000 Mann wohlgerüsteter Truppen zu der Reichsarmee, um gemeinschaftlich mit Haddik und dem Prinzen von Zweibrücken zu operiren. Der Herzog von Württemberg hatte zwar schon beim Beginn des Krieges sein Kontingent, welches er als Mitglied

des deutschen Reichsverbandes zu der Executionsarmee stellen mußte, in's Feld gesandt; aber dies genügte ihm nicht: er wollte noch als selbstständiger Fürst für eigene Rechnung gegen Friedrich zu Felde ziehen. Mehr noch als seine persönliche Abneigung gegen den König veranlaßte ihn ein übermäßiger Ehrgeiz zum Kriege. Die Hoffnung auf leicht zu erwerbenden Kriegsruhm und leidenschaftliche Vorliebe für das Soldatenwesen ließen ihn diese Handlungsweise wählen, die er als einen Beweis seiner eifrigen Theilnahme an den Interessen der Verbündeten angesehen wissen wollte. Schon im Jahre 1757 hatte er auf diese Weise Truppen geworben und sie in französischen Sold gegeben. Die wackeren Schwaben aber, welche diese Erniederung tiefer fühlten, als ihr Landesfürst selber, hatten sich damals durch eine offene Empörung diesem Schimpf entzogen; gleichwohl war der Herzog von seinen Kampfgelüsten nicht zurückgekommen. Als er jetzt seine Armee nach Sachsen führte, verzichtete er zwar auf Subsidien von Seiten des Reichs oder der verbündeten Mächte, behielt sich aber die Einkassirung der Brandschatzungen vor. Diesem Recht, oder vielmehr Unrecht wurde von dem neuen Wallenstein ebenso nachdrücklich als erschöpfend genügt, und wenn es ihm auch nicht gelang, glänzende Vorbeeren zu ernten, so durfte er dennoch am Ende des Krieges sich rühmen, glänzendes Gold und Silber in Menge heimgeführt zu haben. Die Reichsarmee bestand nun aus bedeutenden Truppenmassen, die sich gegen den General von Hülsen in Bewegung setzten, um ihn aus Sachsen zu vertreiben. Trotz der großen Uebermacht wußte sich Hülsen in mehreren kleinen Gefechten zu behaupten, aber als ihn seine Feinde gänzlich einzuschließen drohten, zog er sich zurück, in der Absicht, sich nach Torgau zu begeben. Eine finstere Regennacht vom 16. zum 17. August begünstigte seinen Abmarsch, welchen er bis nach Strehla fortsetzte, wo er ein neues Lager aufschlug. Hülsen

hatte sein Lager kaum einigermaßen befestigt, als auch schon die Reichsarmee erschien und ihm gegenüber bei Riesa ein Lager bezog. Mit Recht vermuthete der vorsichtige General, daß der Feind mit seiner Uebermacht ihn hier zu erdrücken beabsichtige. Er ließ daher ungefümt alle Kriegsvorräthe, Wagen, Kranke und Entbehrliche nach Torgau schaffen, um durch deren Transport nicht aufgehalten zu werden. In der Nacht wollte er mit dem Heere nachfolgen. Plötzlich wurde er jedoch in der Nacht von allen Seiten angegriffen. Die Preußen aber behaupteten ihre Stellung, schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefecht zurück und machten 1300 Gefangene. Es hatte ganz den Anschein, als sollte es eine zweite Schreckensnacht bei Hochkirch werden, aber glücklicherweise hatten die Preußen das Anrücken der Feinde noch zeitig genug entdeckt, um ihre Maßnahmen zu treffen. Man versuchte, der preussischen Armee in den Rücken zu fallen, aber mehrmals schlugen die Preußen den Feind zurück. Auch ein erneuerter Versuch wurde nach furchtbarem Kampfe vereitelt. Noch im Mondenscheine tummelten sich die streitenden Schaaren auf dem Schlachtfelde herum, während das Rollen des Geschützfeuers, das Klirren der Waffen, Stampfen der Kasse und das Wehklagen der Verwundeten weithin ins Feld vernehmbar war. In diesem Treffen bei Strehla bewährte Hülsen sein Feldherrntalent. Ohne bedeutende Verluste wußte er seinen Rückzug nach Torgau auszuführen, wo er noch am Abend desselben Tages anlangte. Hier verschanzte er sich und behauptete sein Lager 6 Wochen lang, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln den Posten zu verlassen nöthigte.

Wie Friedrich die Bewegungen und Entwürfe des Herzogs von Württemberg und der Reichsarmee nicht mit genügender Kraft zu verhindern vermochte, so konnte er auch dem Vordringen der Franzosen nicht in gewünschter Weise entgegen-

treten. Der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig behauptete zwar trotz der ungeheuren Uebermacht seine schwere Stellung, aber er konnte es nicht verhindern, daß sich die französische Armee in den Rheinlanden nach ihrem Belieben festsetzte.

Die Russen verhielten sich während dessen in Pommern nicht unthätig. Ein russisches Corps unter Demiboff belagerte seit dem August Colberg zu Lande, und eine russisch-schwedische Flotte unter dem Admiral Danielowitsch zu Wasser. In 4 Tagen warf man über 700 Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war zum Sturm vorbereitet. General von Heiden aber wehrte sich auf das Tapferste, ohne auf den Feuerregen zu achten, der die Stadt verheerte. Auch die Bürger ergaben sich geduldig in ihr schweres Schicksal. Ihr Muth blieb bei aller Noth unerschüttert, bis der General von Werner aus Schlesien zum Entsatz herbeieilen konnte. Er hatte nur 5000 Mann bei sich, mit denen er 50 Meilen in 12 Tagen zurückgelegt hatte. Am 18. September, mithin am 26. Tage der Belagerung, traf er vor Colberg ein, wo er sogleich die 15,000 Mann starke russische Armee angriff. Die Russen vermutheten, Friedrich selbst sei mit einer großen Armee zu ihnen gelangt, und leisteten dem wüthenden Angriffe nicht lange Widerstand. Vieles Geschütz, Zelte, Futter, Gepäck fiel den Preußen in die Hände. Die Russen retteten sich theils auf ihre Schiffe, theils entflohen sie zu Lande. Werner machte einige hundert Gefangene und wußte durch treffliche Maßregeln auch die Flotte zum Abzug zu zwingen. Die Schweden hatten sich inzwischen eines großen Theils von Pommern bemächtigt und bei Pasewalk ein Lager bezogen, Werner säumte nicht lange, ihnen entgegenzurücken. Er überfiel sie in der Vorstadt, nahm ihnen 8 Kanonen weg, hieb 300 Mann nieder und machte 600 Gefangene.

Während dessen hatten sich die Feinde mehr und mehr Sachsens bemächtigt. Nur in Torgau und Wittenberg befanden sich noch preussische Besatzungen. Der Herzog von Württemberg drohte diese Truppen gänzlich von der Mark abzuschneiden, während die Reichsarmee Torgau eng umzingeln und Hülsen jeden Ausweg versperren sollte. Nun sah sich der tapfere Hülsen zu seinem großen Schmerze gezwungen, seinen Posten aufzugeben, denn nur noch wenige Stunden blieb ihm der Weg nach der Mark offen. Er entschied sich daher, die Elbe zu passiren und dem Herzoge von Württemberg entgegenzurücken, ehe dieser sich mit der Reichsarmee vereinigen könne. Zu diesem Behufe ließ er neben der Torgauer Brücke noch eine zweite schlagen und begann am 26. Sept. den Uebergang. Die Reichstruppen waren inzwischen ganz nahe an das Elbufer gerückt und beschossen die Brücken aus schwerem Geschütz. Zwar verursachte dies unter den preussischen Colonnen große Verwirrung und harten Verlust, gleichwohl war es aber noch ein Glück, daß der Feind sich mit einer bloßen Kanonade begnügte, denn ein kräftiger Angriff würde wahrscheinlich das ganze Corps aufgerieben und in den Fluß geworfen haben. Die Brücken geriethen in Brand, während sich noch zahlreiche Truppen auf ihr und am jenseitigen Ufer befanden. Man sah sich daher genöthigt, sämmtliche Pontons und einen Theil der Bagage zurückzulassen.

Torgau fiel nun mit einer Besatzung von 2000 Mann und einem beträchtlichen Magazine in die Hände der Reichsarmee, die sich bald aufmachte, Hülsen zu verfolgen. Am 2. Oct. stellte sie sich bei Trajuhn in Schlachtordnung auf und rückte nun auf die kleine Preußenschaar los. Ein mörderisches Kartätschenfeuer aber hielt sie in respektvoller Entfernung, und als auch ein Versuch, den Preußen in die Flanke zu fallen, an der wachsamem Tapferkeit des Oberst von Kleist

scheiterte, zogen die Reichstruppen sich wieder zurück, blieben aber in Schlachtordnung, weil sie am nächsten Morgen den Angriff mit besserem Glücke zu erneuern gedachten. Hülsen aber war anderer Meinung und fühlte sich nicht veranlaßt, länger in seiner gewagten Stellung zu verweilen. Er marschirte in der Nacht an der Elbe entlang nach Koewig und bezog am andern Tage ein Lager bei Belitz, 6 Meilen von Berlin, bis wohin ihn der Feind nicht verfolgte.

Ueber dieses abermalige Entkommen des Hülsen'schen Corps, sowie über die Langsamkeit der russischen Armee führte Graf Brühl die lautesten Klagen. An den Hof zu Petersburg schrieb er unter Anderen: „Wir wünschen gar sehr, aus Sachsen bei der dormaligen entscheidenden Krisis bald bessere Nachrichten zu erhalten. Am 22. Oct. hatte sich der Feldm. Daun in der Gegend von Torgau dem Lasch'schen Corps nähern und sich an dasselbe anschließen wollen. Die Reichsarmee hatte damals das bei Wittenberg bezogene Lager inne, wobei das Gutachten der Generale dahin ausgefallen, die Befestigungswerke dieser Stadt zu demoliren, indem derselbigen Vertheidigung allzu entfernt und zu zweifelhaft geschienen und man auf alle Fälle dem Könige von Preußen diesen haltbaren Ort bei Zeiten unbrauchbar machen müsse. Sie wissen, wie schwer es uns bedrücken muß, dadurch unseren Churfürst und unsere Niederlausitz gewohnten Mißhandlungen ausgesetzt zu sehen. Letzterwähnte Provinz ist von dem Könige von Preußen auf das Aergste mitgenommen worden, unerschwingliche Contributionen auferlegt, auch noch alle übrigen Lebensbedürfnisse, sowie alles Zug- und Zuchtvieh weggenommen und sogar die Ortschaften der öffentlichen Plünderung preisgegeben worden, welches unmenschliche Traktament man in den brandenburgischen Landen als Repressalien beschönigen will. Es kann uns demnach wohl Niemand verdenken, wenn wir gar sehr beklagen,

daß die russische Armee sich schon so weit zurückgezogen hat, daß der König von Preußen noch nicht einmal auf ein ihr entgegenzustellendes Observations-Corps zu gedenken scheint und daß unser wiederholtes Bitten um die Ueberlassung eines russischen Corps zu besserer Deckung Sachsens nicht in Zeiten Platz finden wollen. Dermalen würde der gemeinen Sache einen beträchtlichen Ausschlag geben, wenn die russische Generalität sich endlich entschloesse, wenigstens mit einem ansehnlichen Theil der unterhabenden großen Macht, kräftige Demonstrationen und DiverSIONen gegen die brandenburgischen Erblande zu unternehmen, weil dieses immer die Attention und force des Königs von Preußen theilen und schwächen würde, und er diese letztere nicht ganz allein gegen die österreichischen Truppen und Sachsen wenden könnte. Der Vorwand derer bisherigen fatiguen und besonders des schlechten Zustandes der Artilleriepferde kann sich unmöglich auf das Ganze erstrecken und eine so zahlreiche Armee außer Stand setzen, mit einem Theile derselben und in einer unbeträchtlichen Entfernung annoch Etwas vorzunehmen, zumal da darauf so Vieles zum allgemeinen Besten ankommt."

Sowohl dieses Schreiben als auch die Vorstellungen des Wiener Hofes hatten in Petersburg die Wirkung, daß Soltikow den Befehl erhielt, einen Marsch direkt auf die preußische Hauptstadt Berlin zu unternehmen. Die Generale Tottleben und Tschernitschew mußten sogleich aufbrechen, während Soltikow mit der Hauptmacht bis Frankfurt a. d. Oder folgte. Zugleich jendete Daun den General Lasch mit 14,000 Mann ab, damit sich dieser mit Tschernitschew vereinige. Der preußische General Prinz von Württemberg hatte von diesem geheimen Vorhaben Kunde erhalten und er brach nun zur Deckung der Hauptstadt auf, während er den Schweden die Generale von Werner und von Belling gegenüberließ.

Am 3. Oct. erschien der russische Vortrab, aus einigen tausend Kosacken bestehend, geführt von Tottleben, vor Berlin. Er forderte den Kommandanten, General von Rochow, auf, sich zu ergeben. Die Berliner wollten sich jedoch bis auf's Aeußerste vertheidigen und man ertheilte ihm daher eine abschlägliche Antwort. Er ließ nun die Stadt Freitag den 3. Oct. von 5 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens beschießen, aber ohne allen Erfolg. Sodann kommandirte er zum Sturm, wurde aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. In Berlin befanden sich damals viele verwundete Offiziere, unter ihnen die Generale von Seydlitz und von Knoblauch, sowie eine Menge Invaliden, welche die Stadt tapfer vertheidigten.

Am folgenden Tage, den 4. Oct., langte der Prinz von Württemberg in Berlin an. Seine Truppen waren indeß von dem Eilmarsche zu sehr ermüdet, und er vermochte daher den Feind erst am 6. anzugreifen. Am schlesischen Thore war der Kampf am hartnäckigsten und nach einem mehrstündigen Gefecht zwang man die Russen zum Rückzuge gegen Köpnick zu.

Inzwischen war auch Hülsen mit seinem Corps in Eile von Roswig herbeimarschirt, und wenn man es nur mit den Russen allein zu thun gehabt hätte, so würde Berlin ein feindliches Eindringen wohl verhindert haben. Aber Rasch hatte bereits Potsdam und Charlottenburg besetzt und rückte nun gegen die Hauptstadt an. Es schien unmöglich, eine Stadt von so großem Umfange mit nur 16,000 Mann gegen 20,000 Russen und 18,000 Oestreicher lange zu vertheidigen. Man erwog daher den ungeheuren Schaden, welcher durch ein fortgesetztes Bombardement der Stadt und den Einwohnern zugefügt würde, und entschloß sich, der Aufforderung zur Uebergabe Folge zu geben. Hülsen und Prinz Eugen zogen sich demnach am 9. Oct. nach Spandau zurück und die Residenz öffnete den Russen die Thore. Der Umstand, daß Tottleben von Geburt

ein Deutscher und von milder, freundlicher Gemüthsart war, trug viel dazu bei, daß das Schicksal der Stadt minder hart war, als man gefürchtet hatte. Der Feind bewies im Ganzen Achtung vor dem Privateigenthum der Bürger; nur die öffentlichen Gebäude, besonders die königlichen Fabriken zc. schienen der völligen Zerstörung nicht entgehen zu können, da Tottleben in diesem Punkte ausdrückliche Aufträge Fermors zu haben behauptete. Der aufopfernden Thätigkeit und Fürsprache eines reichen Berliner Kaufmanns, Namens Gokfowsky, gelang es, die härtesten Maßregeln zu mildern und selbst die Contributionsforderung, welche auf 4 Millionen Thaler festgesetzt war, auf $1\frac{1}{2}$ Millionen zu ermäßigen. Sicher wäre Berlin bei diesem feindlichen Besuche auf die glimpflichste Weise weggekommen, wäre nicht sechs Tage später Rasch mit den Oestreichern und einem sächsischen Corps angelangt. Nun hörte die bisherige Schonung auf, denn Rasch war im höchsten Grade unzufrieden mit der Capitulation und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, sie nicht sogleich zu brechen. Sowohl die Residenz selbst, als auch ihre Umgegend wurde von den Oestreichern der größten Plünderung anheim gegeben. Tottleben war nun nicht mehr im Stande, seine nachsichtige Gesinnung zu bethätigen: bei dem arglistigen Rasch hätte er sich sonst der übelsten Begegnung und den für ihn gefahrbringendsten Verdächtigungen ausgesetzt.

Das Gießhaus, die Münze, die königlichen und prinzlichen Schlösser, die reichlich gefüllten Magazine und die königlichen Fabriken wurden nun geplündert und der rohesten Gewalt hingegeben. Das Zeughaus wollte man mit Pulver in die Luft sprengen, ohne Rücksicht darauf, daß die in der Nähe befindlichen Gebäude dadurch gleichfalls zerstört werden mußten. Der Feind berief sich auf höhere Instruktionen und schickte nach den außerhalb Berlins belegenen Pulvermühlen. Doch

plötzlich verkündete ein furchtbarer Knall, von dem die Erde erbebt, daß die Pulvermühlen in die Luft geflogen waren. Es fehlte nun Rasch an diesem zur Sprengung nöthigen Material und er begnügte sich, das Zeughaus bis auf den Nagel an der Wand ausräumen, und was nicht fortgeschleppt werden konnte, zerstören zu lassen. Die Zügellosigkeit und Habsucht der Feinde erfüllte die Einwohner mit Angst und Schrecken und drohte im Verlauf weniger Tage Alles zu verschlingen, was Sorgfalt und Fleiß in Jahren gesammelt hatten. Tschernitschew und Rasch beschloßen sogar, Berlin anzünden zu lassen, doch durch die eindringlichen Bitten der Behörden und Einwohner unterblieb es. Der damals in Berlin anwesende holländische General von Barelst übte hierbei einen bedeutenden Einfluß auf sie aus. Der König dankte ihm am 22. Oct. aus dem Hauptquartier Zossen, und erhob ihn später in den Grafenstand. In Potsdam bewies sich der östreichische General Fürst Esterhazy sehr nachsichtig und schonte des Königs Schloß Sanssouci mit der Rücksicht, die ein Cavalier stets gegen gekrönte Häupter nehmen wird; nur ein Gemälde nahm er sich aus diesem Schlosse zum Andenken mit. In Charlottenburg aber hausten die sächsischen Dragoner des Brühl'schen Regiments fürchterlich. Der größte Theil der herrlichsten Marmorbildsäulen, von denen jede Tausende gekostet hatte, wurden in Stücke zerschlagen und diese, damit jede Wiederherstellung unmöglich werde, theils ins Wasser geworfen, theils mit der größten Anstrengung zu Staub zermalmt. Die Stadt Charlottenburg selbst, obgleich sie die geforderte Brandschatzung willig geleistet hatte, wurde trotzdem geplündert und die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts auf empörende Weise gemißhandelt. Nicht minder abscheulich wurde in dem königlichen Lustschlosse Schönhausen gewüthet.

Die Gefahren, welche Berlin und der Mark drohten, waren hinlängliche Beweggründe, um den König zu bestimmen, eiligst dorthin zu Hülfe zu kommen. So ungern auch Friedrich seine Stellung in Schlesien und die Vereinigung mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, aufgab, so bestimmt er wußte, daß er dem Feldmarschall Daun nach seinem Abziehen freien Spielraum geben würde und obendrein Gefahr lief, zwischen zwei starke feindliche Armeen zu gerathen, so säumte er doch nicht, seinen Marsch sofort anzutreten. Er hoffte, die Feinde dadurch nicht nur von Berlin zu vertreiben, sondern sie auch von ihren Armeen abzuschneiden. Den General von Wied rief der König aus Oberschlesien zurück und verließ den 7. Oct. das Lager bei Dittmannsdorf. Er nahm seinen Marsch über Bunzelwitz, Jauer und Primkenau nach Sagan, wo sich der General von Golz den 11. mit ihm vereinigte. Daun folgte mit seiner Armee und blieb dem Könige zur Seite, während Laudon mit der seinigen bei Kunzendorf stehen blieb.

Auf die Kunde von der Annäherung des Königs verließen die Russen am 13. Oct. Berlin. Laschy vereinigte sich in der Lausitz mit der Hauptarmee Dauns. Tschernitscheff und Tottleben zogen zu Soltikow, welcher seinen Weg nach Landsberg nahm.

Friedrich athmete wieder ein wenig freier auf, denn nach vielen Drangsalstagen durfte er sich der glücklichen Ausführung mehrerer Scharmügel erfreuen. Bei Hohenfriedberg trieb Bieten den überlegenen Feind in die Flucht und machte 400 Gefangene. Unweit Reichenau wurde das Bock'sche Corps angegriffen, wobei 800 Kroaten den Preußen in die Hände fielen. In Wahlstatt nahm der General von Krockow 300 Oestreicher gefangen. Und bei Hohengiersdorf hatte er vor seinem Zuge nach Berlin ein bedeutendes Gefecht bestanden, in welchem die Oestreicher 1000 Mann und 14 Kanonen verloren hatten.

Dann hatte zum Schutze Sachsens seinen Marsch nach der Elbe zu genommen und langte am 22. Oct. bei Tristewitz an, während Friedrich denselben Tag zu Jassen eintraf. Gern hätte Friedrich jetzt die Winterquartiere bezogen, denn es war schon ziemlich kalt und seine Truppen bedurften der Ruhe. Aber er wußte wohl, daß seine zahlreichen Feinde stets auf der Lauer lagen und ihm diese Ruhe nicht gewähren würden. Die Russen wollten sogleich wieder in die Mark eindringen, falls Dann dem König einen Schlag versetzt haben würde. Friedrich befand sich auch in der größten Gefahr, von seinen Magazinen in Magdeburg abgeschnitten zu werden und dann im Winter der größten Noth preisgegeben zu sein, falls er sich des überlegenen Feindes nicht noch vor dem Anbruch des Winters zu erwehren vermochte. Es gab daher kein anderes Mittel, um jeden Preis jene Verbindungen offen zu halten und der Armee ihre Ernährung zu sichern, als gegen Dann eine Schlacht zu wagen. Der König beschloß, auf Schilda vorzurücken, wodurch er sich nicht zu weit von seinen Magazinen in Duben entfernte. Demzufolge brach er am 2. Nov. aus seinem Lager bei Eilenburg auf und blieb auf dem Marsche unausgesetzt bei der Avantgarde, um zu sehen, welchen Weg die vorgeschobenen Abtheilungen der Oestreicher nehmen würden. Ihr Marsch ging nach Torgau, woraus Friedrich folgerte, daß Dann dort die weiteren Ereignisse abzuwarten gedente. Er hatte sich nicht geirrt, denn Dann traf sofort Anstalten, sein Lager nach aller Möglichkeit zu befestigen.

Sechszehnter Abschnitt.

Die Schlacht bei Torgau.

Die Lage Friedrich's vor der Schlacht. — Daun's Feldherrntalent. — Der Angriff des Königs. — Daun fertigt Siegesboten ab. — Friedrich's Niederlage. — Eintreffen der Zieten'schen Armee. — Eroberung der septiger Höhen. — Der Sieg und seine Folgen.

Am 3. Nov. wollte Friedrich die Schlacht wagen, von der nun sein ganzes Schicksal abhing. Wurde er jetzt geschlagen, so war er verloren. Bei Landsberg standen die Russen und lauerten auf eine günstige Gelegenheit, um wieder nach Berlin vorzudringen und sich dort mit den Oestreichern zu vereinigen, woselbst sie dann gemeinschaftlich Winterquartiere zu nehmen beabsichtigten. Die preussische Kriegsmacht stand in der Gefahr, zu verhungern und der anhaltende Frost drohte in wenigen Tagen die Elbe mit Eis zu belegen. Friedrich's Lage war in jeder Beziehung schrecklich. Es hieß jetzt Sieg oder Untergang.

Beim ersten Grauen des Morgens befand sich das preussische Heer in der Nähe des Feindes und theilte sich nun, der meisterhaften Disposition des Königs gemäß, in 4 Columnen, die auf äußerst beschwerlichen Wegen nach dem Schlachtfelde rückten. Drei derselben gingen, in geringer Entfernung von einander, durch einen dichten Wald, die Dommitzcher Haide, während die vierte unter Zieten, welche den rechten Flügel bildete, sich auf der von Leipzig nach Torgau führenden Landstraße von den übrigen Truppen trennte, um auf die linke Flanke des Feindes einen abgesonderten Angriff zu thun. Friedrich wählte diese gefährliche Umgehung des Feindes; weil er ihn nicht bloß besiegen, sondern gänzlich vernichten wollte. Ohne jeglichen Rückzug sollten die Ueberwundenen und Flücht-

linge nur die Wahl haben, durch das Schwert zu fallen, sich in die Elbe zu stürzen, oder die Waffen zu strecken.

Dann zog nun seine Truppen immer enger an sich. Seine gewaltigen Schaaren bildeten eine Halbmondslinie, deren linker Flügel die Berge bei Siptitz besetzt hielt, während der rechte Flügel sich bis Zinna erstreckte. Somit wurde er links durch Berge, rechts durch die Elbe gedeckt. Seine Stellung war eine höchst vortheilhafte, denn auch vor sich hatte er tiefe Gräben, Moräste, Teiche und starke Verhache. Sämmtliches Gepäc schickte Daun über die Elbe, um durch Nichts beengt zu werden. Die Artillerie ließ er vor der Front vortheilhaft aufstellen. Lasch befand sich in einiger Entfernung vom Hauptheere und schien in seiner außerordentlich geschützten Stellung nicht nur selbst unangreifbar, sondern auch jeden Augenblick bereit, den Preußen bei ihren Operationen in Rücken und Flanke zu fallen.

Daun war 60,000 Mann stark, während Lasch's Armee 20,000 Mann zählte. Friedrich hingegen hatte im Ganzen nur 46,000 Mann.

Es war ein trüber Regentag, jener blutige 3. November des Jahres 1760. Die holprigen und engen Wege, die durch den niederströmenden Regen noch unbrauchbarer wurden, gestatteten den Preußen nur ein langsames, sehr beschwerliches Vorrücken. Die Geschütze und die Kavallerie konnten mit der Infanterie nicht Schritt halten. Die Pferde traten zu tief ein und die Kanonen sanken oft bis an die Achsen in den durchnässen Boden. Oft mußten Bäume und Gestrüpp ausgerodet werden, um nur vorwärts zu kommen. Durch diese Mühseligkeiten wurden die Truppen und Pferde ermattet, und doch lag die schwerste Blutarbeit noch vor ihnen!

Das Feldherrntalent Daun's zeigte sich bei keiner Gelegenheit in glänzenderem Lichte, als in der Auswahl der Kampforte,

der Aufstellung und Vertheilung der Truppen und ganz besonders der weisen Benutzung jeglicher Vortheile, welche die natürliche Beschaffenheit der Lokalität, Berge, Thäler, Gräben, Teiche, Defileen zc. darbot. Lange Erfahrung, ein klarer geübter Blick und die ruhigste, durch Nichts zu erschütternde Besonnenheit leiteten den Feldmarschall bei seinen Anordnungen und Bestimmungen, die oft genug Friedrich's beste Pläne vereitelten, seine ungeduldigsten Hoffnungen in's Weite hinaus-schoben und ihn an den Rand des Verderbens brachten. Bietet daher auch die Geschichte der Kriegsthaten Daun's mannigfache, oft nicht nur dem Militair von Fach, sondern selbst dem Auge des Laien erkennbare Fehler dar, ist auch sein System des Zögerns und des passiven Widerstandes den Oestreichern eben so oft nachtheilig als vortheilhaft gewesen, dennoch nimmt Daun unter den Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts durchaus keinen untergeordneten Platz ein und verdient vollkommen die Hochachtung, welche noch heute der unpartheische Kenner und Würdiger der Kriegsgeschichte seinem Namen zollt.

Seine Stellung bei Torgau war so trefflich ausgewählt, daß er Friedrich gewissermaßen zwang, dessen Kräfte durch die Theilung seiner Armee zu zersplittern. Der König sah sich genöthigt, ihn sowohl in der Front als auch zugleich im Rücken anzugreifen. Er theilte daher seine Armee in zwei Haufen: mit der Haupt-Kolonie wollte Friedrich den Feind in der Front angreifen, der andere Theil seines Heeres sollte unter dem tapferen Zieten den Feind umgehen und ihm in den Rücken fallen.

Zieten hatte den Befehl, auf der Straße von Eilenburg nach Torgau vorzurücken, sich links durch den Wald gegen die Anhöhen von Großwig zu ziehen, und dann abzuwarten, bis er hören würde, daß der Angriff des Königs begonnen habe. Allein als Zieten auf dem Punkte anlangte, wo die Eilenburgerstraße von der Butterstraße durchkreuzt wird, setzten

ihm die leichten österreichischen Vortruppen unter Brentano einen so ernstern Widerstand entgegen, daß es zu einer sehr lebhaften Kanonade kam. Brentano mußte endlich zurückweichen und Zieten setzte nun seinen Marsch weiter fort.

Diese Kanonade, welche beim König deutlich vernehmbar war, ließ ihn vermuthen, Zieten sei bereits im Rücken des Feindes angelangt und zur Offensive vorgegangen. Friedrich schritt daher auch seinerseits zum Angriff, obschon seine Kavallerie des schlechten Weges wegen noch gar nicht eingetroffen und die Artillerie noch weit zurück war. Nie waren ihm die Augenblicke kostbarer. Es war schon 2 Uhr Nachmittags und er hatte nur noch wenige Stunden bis zur Dunkelheit übrig. Diese Stunden sollten Friedrichs Schicksal, ja das Schicksal des preussischen Staates entscheiden.

Zehn preussische Grenadier = Bataillone rückten unter dem heftigsten Geschützfeuer vor, zogen sich anfangs etwas rechts, und griffen, als dies wegen des dichten Waldes nicht weiter möglich war, die Front Daun's an. Daun empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, welches seit der Erfindung des Pulvers noch nie gehört worden war. 400 auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Selbst der König sagte wiederholt zu seinen Adjutanten: „Welch' schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört!“ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen 5500 preussische Grenadiere, nachdem sie den Berghack überstiegen und mit einem erstaunlichen Muth den Angriff vollführt, todt oder verwundet auf der Wahlstatt hingestreckt. Nur 600 waren von ihnen am folgenden Tage noch übrig. Es war unmöglich, gegen diese mörderische Eisensaat Stand zu halten. Der König schien über die schreckliche Niederlage bestürzt und als er einen Anführer, den Grafen Anhalt,

den er sehr liebte, eben dahin sinken sah, wendete er sich schmerz erfüllt zu dessen Bruder, seinem Flügel-Adjutanten, und sagte: „Alles geht heute übel. Meine Freunde fallen dahin; eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.“

Die erste Niederlage der Preußen verleitete einige österreichische Abtheilungen, die zurückgetriebenen Preußen möglichst weit zu verfolgen, obgleich Daun den strengen Befehl erteilt hatte, niemals die Höhen zu verlassen. Sechs Bataillone aus dem zweiten preussischen Treffen, die den Tod ihrer Kameraden rächen wollten, griffen sie mit solcher Wuth an, daß sie fast völlig aufgerieben wurden. Abermals ließ Friedrich seine braven Truppen vorgehen, doch ohne einen Erfolg zu erreichen. Nachdem man sich einige Augenblicke gesammelt, befahl Friedrich mit 11 Bataillonen den dritten Angriff. Doch wieder wurde das preussische Fußvolf von der österreichischen Reiterei zurückgeworfen.

Inzwischen war auch die preussische Kavallerie unter dem Prinzen von Holstein auf dem Schlachtfelde angelangt. Zwei preussische Kürassier-Regimenter eilten der Infanterie zu Hülfe und jagten einige feindliche Reiter-Regimenter zurück. Doch fünf österreichische Kürassier-Regimenter drängten die preussische Reiterei schnell gegen den Wald zurück. Auch die preussischen Kanonen waren nun herangekommen, allein diese blieben in ihrer Aufstellung dem feindlichen Geschütz zu sehr ausgesetzt. Die vorgespannten Pferde wurden von den Kugeln theils todt zu Boden gestreckt, theils verwundet. Die Artilleristen vermochten wenig auszurichten. Die feindlichen Kanonen hallten gräßlich durch den Wald und ganze Rotten tapferer Preußen fielen wie gemäht zu Boden. Es wurde mit beispielloser Erbitterung gekämpft und weder die Uebermacht der sie angreifenden Feinde, noch die Glätte und Unsicherheit des vom Regen durchweichten Erdbreichs vermochten Friedrichs Krieger zum Pardon zu bewegen. Im dichten Pulverdampf auf einer

Wahlstatt voller Todten und scheußlich verstümmelter Körper suchten die Preußen sich wenigstens einiger Höhen zu bemächtigen, aber Daun führte immer neue Truppen in's Gefecht und seine Geharnischten stießen Alles vor sich nieder. Mit schmerz=erfülltem Herzen beobachtete der König den Fortgang der Schlacht. Er wußte, daß diese Niederlage unfehlbar seinen Untergang herbeiführen mußte. Es war sein letztes Heer, welches er auf's Spiel setzte und dessen Kern vor seinen Augen erbarmungslos hingemordet wurde. Kaum zwei Stunden waren noch von dem kurzen Herbsttage übrig und noch hatte er nicht einen Schritt Terrain gewonnen. Wenn die Nacht hereinbrach, und die Preußen den mächtigen Feind nicht von seinen gewaltigen Siptiger Höhen verdrängt hatten, war der glänzende Stern des Hauses Hohenzollern für immer erloschen.

Wie in der Schlacht bei Belle-Alliance Wellington in banger Sorge nach dem Eintreffen Blüchers ausschaute, so sehnte sich Friedrich nach der Vereinigung mit Zieten. Aber noch war von Zieten Nichts zu hören noch zu sehen. Noch einmal raffte Friedrich seine gesammte Kavallerie zusammen, um die feindliche Stellung auf einem Punkte zu durchbrechen. Die Obersten von Normann und von Dalwigk thaten Wunder der Tapferkeit, aber die Uebermacht des Feindes zwang sie auch diesmal zum Rückzuge.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß die Schlacht für Friedrich verloren war. Dann glaubte sich des Sieges völlig gewiß und schickte Siegesboten an die Kaiserin Maria Theresia ab. Er selbst war bei dem zweiten Angriffe der preußischen Infanterie durch einen Schuß in den Schenkel verwundet worden, setzte aber den Befehl fort. Erst nach dem letzten Angriffe, als er schon viel Blut verloren hatte und außerordentlich schwach geworden, ließ er sich verbinden und nach Torgau zurückbringen. Das Ober-Commando übergab er dem General Odonnell.

Als Daun wieder einigermaßen hergestellt war, reiste er nach Wien, wo er am 2. Dezember anlangte. Auf dem letzten Postwechsel vor der Hauptstadt überraschte ihn die Kaiserin, die ihm entgegen gefahren war. Sie bewillkommnete ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die Erste zu sein, Ihnen sowohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren in diesem Feldzuge neuerdings erworbenen Verdiensten Glück zu wünschen, und mich von dem Zustande Ihres Befindens, das mir so viel Kummer macht, zu überzeugen.“ Diese rührende Anrede war für den Feldmarschall Balsam aus Gilead. Bald nachher, im Januar 1761, gab Maria Theresia ihm einen neuen Beweis ihres Vertrauens, indem sie ihn zum Mitgliede des Staatsrathes ernannte.

Auch Friedrich war verwundet; eine Musketenkugel war durch Mantel, Rock und Weste gerade auf die Brust gedrungen, aber dort so matt geworden, daß sie ihn nicht weiter beschädigte. Sein Herz war von Kummer zerrissen, denn der Kern seiner Truppen lag auf dem Schlachtfelde und er wünschte sich selber den Tod. Doch bis zum letzten Augenblicke wollte er thätig sein. Entschlossen, am andern Morgen die Schlacht wieder zu beginnen, ertheilte er in aller Dunkelheit seine Befehle und sammelte seine Truppen.

In der That war denn Friedrich mit diesem Theile seines Heeres völlig geschlagen; anders sah es indeß mit der Zieten'schen Armee aus, der, wie bemerkt, auf der Südwestseite den Feind angreifen sollte. Zieten hatte mit den Seinigen einen schweren Stand. Kaum war er an Ort und Stelle gekommen, so überzeugte er sich, daß er seinen ganzen Schlachtplan umändern müsse, denn die Stellung des Feindes, sowie die Vertlichkeit war eine ganz andere, als er erwartet hatte. Das aus 20,000 Mann bestehende Lasch'sche Corps stand ihm in schönster Schlachtordnung gegenüber und die Daun'sche

Artillerie richtete sogleich ihre Kanonen gegen ihn. Einem Kürassier riß eine Kanonenkugel den Kopf vom Leibe, als Zieten eben erst seine Truppen zum Kampfe aufstellte. „Kinder, der hat einen sausten Tod!“ sprach der General mit seiner zutraulichen Stimme und gab dann Befehl zum Angriff. Aber man konnte dem Feinde nicht nahe kommen. Das wasserreiche Terrain hinderte jedes Vordringen. Endlich fand der Oberst von Kleist einen Durchgang und nun fiel man den Oestreichern in die Seite. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf und auf beiden Seiten fielen die Truppen wie gemäht zu Boden. Unter dem unaufhörlichen Feuern der östreichischen Kanonen rückte Zieten immer näher an die Hauptmasse des Daun'schen Corps heran, um sich des Dorfes Siptitz zu bemächtigen; denn von diesem Besitz schien die Entscheidung der Schlacht abzuhängen. Zwei Stunden lang kämpfte der General von Salbern mit der größten Tapferkeit um das an allen Enden brennende Dorf, bis er es endlich in seine Gewalt bekam. Doch die Oestreicher besetzten schnell eine andere noch vortheilhafter gelegene Anhöhe, und es schien, als sollte die größte Tapferkeit der Preußen hier zu Schanden werden. Schon fing es an dunkel zu werden. Man nahm deutlich wahr, daß das Schießen auf der andern Seite des Lagers sich immer weiter entfernte und Zieten folgerte daraus, daß der Angriff des Königs unglücklich abgelaufen sei. So wollte er nun um jeden Preis wenigstens hier den Sieg erringen. Endlich gelang es dem Oberst von Möllendorf, einen Damm zu finden, der zwischen zwei Teichen in das feindliche Lager führte und einen wirksamen Angriff möglich machte. Zieten führte sogleich drei Brigaden dorthin und Möllendorf stürmte gewaltig; es ging auf Leben und Tod, er selbst gerieth in Gefangenschaft, aber seine Leute gewannen die gewünschte Stellung. Auf die steile, sandige Anhöhe konnten die Preußen die Kanonen nicht

hinauffchaffen; die Pferde waren nach der Anstrengung des ganzen Tages zu sehr ermattet; umsonst wurde auf Knechte und Pferde zugleich gepeitscht; die braven Musketiere mußten sich selbst vor die Kanonen spannen und sie so hinaufziehen. Bald hatte man den Feind hier geworfen und im Sturmschritt ging es auf die anderen Anhöhen los. Alle Trommler mußten den preussischen Marsch schlagen, um in der großen Dunkelheit den Feind über ihre wahre Stärke irre zu machen, und alle Truppen, die noch nicht im Gefecht gewesen waren, mußten jetzt zu allgemeinem Angriff vorgehen. Zieten war selbst im stärksten Feuer, während der General von Hülsen die letzten Schaaren heraufführte. Dem letzteren waren bereits alle seine Pferde unter dem Leibe erschossen worden; da ihn nun sein Alter und seine Wunden verhinderten, zu Fuß zu marschiren, so setzte er sich auf eine Kanone und gelangte so mitten in's Schlachtgewühl, wo er mit größter Besonnenheit seine Befehle ertheilte. Die Destreicher wurden jetzt aus allen Schanzen herausgeschlagen und die ganze Armee gerieth in die größte Verwirrung. Zieten formirte nochmals eine starke Linie und kommandirte: „Alles mit Sturm!“ Der Kampf war überaus blutig und schwer, aber endlich mußte der Feind doch weichen, das Schlachtgetöse verstummte und die Finsterniß machte allem Morden ein Ende.

Diesem schrecklichen Tage folgte eine ebenso schreckliche Nacht. Der Himmel war dicht mit Wolken überzogen und die Finsterniß war undurchdringlich. Die Krieger irrten in großen und kleinen Schaaren, theils im Walde, theils auf dem blutigen Schlachtfelde, umher, wo der Blitz der Kanonen zu Leuchtsackeln diente. Ungewiß, wo sich der Feind befand, waren sie bei jedem Schritt voller Besorgniß, niedergeschossen oder gefangen genommen zu werden. Haufen, die sich einander näherten, wurden sogleich wechselweise beschossen und das wahrte, bis ein Theil den Irrthum merkte und sich zu erkennen gab. Auf

solche Weise fiel eine Anzahl Preußen durch die Kugeln ihrer eigenen Landsleute. Die Oestreicher thaten ein Gleiches. Alle Augenblicke wurden von den herumziehenden Schaaren Offiziere gefangen, die sich verirrt hatten; allein eben so geschwind kamen andere Haufen von der Gegenpartei und befreiten sie wieder. Selbst der König stieß mit seiner Bedeckung auf eine herumziehende Schaar. Auf den gewöhnlichen Zuruf: Wer da? war die Antwort: Oestreicher. Die Begleiter Friedrichs stürzten nun zu und nahmen ein ganzes Bataillon gefangen. Bald darauf geschah ein Gleiches mit einem großen Trupp kaiserlicher Karabiniers, die in der Finsterniß herumtrabten. Einige hundert Warasdiener hielten sich zusammen und suchten den Weg nach Torgau, sie verfehlten ihn aber und geriethen unter die preussische Reiterei, die abgeseffen war und sich jetzt genöthigt sah, zu Fuß zu fechten, worauf dann die Warasdiener ihre Waffen streckten und sich zu Gefangenen ergaben.

Die lange Winternacht war ensetzlich kalt. Einigen Kriegsschaaren glückte es, Holz zusammen zu tragen und Feuer anzuzünden, andere aber mußten dies so nöthige Bedürfniß entbehren und liefen wie die Unsinigen im Finstern umher, um durch Bewegung ihre Leiber zu erwärmen, wobei sie alle Augenblicke über die Leichname der Erschlagenen fielen. Der Regen hatte den Boden ganz morastig gemacht, dennoch versuchten Viele mitten in dem Nothe auszuruhen, bis die Feuchtigkeit durch die Kleidungsstücke drang und alle Gliedmaßen erstarrten. Auch hatten die Soldaten den ganzen Tag nichts gegessen und waren durch die Blutarbeit völlig entkräftet. Wer seinen Brotsack noch besaß oder nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wassers bekommen sollte. Von Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehnsüchtig den Morgen, und mit ihm neue Blutareignisse.

So hart indessen die Lage der herumirrenden, entkräfteten Soldaten auch war, so gab es doch in dieser Nacht eine noch weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen gestattete, suchten die nächsten Dörfer zu erreichen, die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos an den Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier, vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, abgerissenen Knochen, in ihrem Blute schwimmend und aller Hülfe beraubt, wünschten sich die Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen Hunderten aber waren vorher noch größere Martern vorbehalten: Man befand sich im feindlichen Lande und es konnte daher nicht fehlen, daß eine Menge verworfener Menschen, Troßknechte, Weiber, Marktender, Bagabonden &c. in dieser Blutnacht auf dem Schlachtfelde herumschwärmte, um die Lebendigen und Todten zu berauben. Nicht das Hemde wurde den hilflosen Verwundeten gelassen, schonungslos wurden sie umgeworfen, ihrer Kleider und Habseligkeiten beraubt. Vergebens ließen sie laute Klagen erschallen; ihr Schmerzensgeschrei verlor sich im allgemeinen schauervollen Getöse, das tausendstimmig gegen die Wolken drang. Mancher Verwundete wurde von den Unmenschen aus Furcht vor Entdeckung ermordet. Viele der armen Soldaten waren nur an den Beinen verwundet, so daß sie nicht gehen konnten: ein leichter Verband hätte sie in einigen Tagen wieder hergestellt, aber durch diese grausame Entblößung in einer Novembernacht, nacht auf der theils morastigen, theils beeisten Erde sich krümmend, wurden sie Opfer des Todes.

Jene denkwürdige Nacht zeigte auch ein vielleicht noch nie gesehenes Schauspiel. Man sah zahllose Feuer in dem Torgauer Walde, bei denen sich Preußen und Oestreicher gemeinschaftlich wärmten und zwar nicht Sieger und Gefangene, sondern beide Theile bewaffnet und frei. Das große Bedürfniß der Wärme hatte sie vereinigt und blutgierige Krieger

in gelassene Menschen verwandelt, die unter sich einen Waffenstillstand auf einige Stunden gemacht, um ruhig den Tag und das fernere Kriegsglück zu erwarten. Da Niemand wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, so waren beide Theile übereingekommen, sich nach Anbruch des Tages der Macht, die das Feld behauptet hatte, gefangen zu geben.

Der König hatte sich in das nahe bei der Wahlstatt liegende Dorf Elsnig begeben. Hier waren alle Bauernhäuser, Hütten, Ställe und Scheunen voll Verwundeter und Sterbender. Sie jammerten auf ihren blutigen Lagern unter den Händen der Wundärzte oder auch noch unverbunden. Friedrich wollte sie nicht stören, sondern ließ sich die Kirche des Dorfes öffnen und hier seine eigene schmerzhafteste Wunde, einen Streifschuß an der Brust, verbinden, wo er sodann Berichte annahm, Befehle ertheilte und einen Courier abfertigte. Er schrieb die Nachricht für denselben bei einem schwachscheinenden Lichte, wobei ihm die unteren Stufen des Altars zum Sitz und die oberen zum Tische dienten. Er hatte noch keine Nachricht von Zieten und da er den Kampf für unentschieden hielt, so sann er auf Erneuerung der Schlacht. Er erwartete sehnlichst den Morgen. Endlich graute der Tag. Sofort setzte er sich zu Pferde und ritt zum Dorfe hinaus auf's Schlachtfeld. Da bemerkte der Feldjäger einen Offizier, der mit verhängtem Zügel heransprengte: es war Zieten. Und mit militairischem Anstande meldete er: „Majestät, der Feind ist geschlagen! er zieht sich zurück!“ Friedrich sprang aus dem Sattel, auch Zieten stieg vom Pferde und der König stürzte seinem General mit leidenschaftlicher Freude in die Arme; sein ganzes Wesen war Dank und Lohn dem tapferen Helden, der diesen Sieg für ihn erkämpft. Dem alten Zieten wurden die Augen naß und als er bald darauf seine Armee anredete: „Kinder, unser König hat die Schlacht gewonnen! Der Feind ist völlig geschlagen! Es lebe

unser großer König!“ Da antworteten ihm alle Regimenter mit noch lauterer Stimme: „Ja, unser König Fritz soll leben! aber unser Vater Zieten auch, unser großer Husaren-König!“

In der That waren die Preußen Sieger: kaum fing die aufgehende Sonne an, das Leichenfeld zu beleuchten, so gewahrten sie, daß keine Oestreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Der Sieg war völlig entschieden. Der Feldmarschall Daun mußte sich wohl als geschlagen ansehen, und die Hoffnung, den König am nächsten Tage besiegen zu können, verloren haben: denn er beschloß den Rückzug.

Um Mitternacht vom 3. zum 4. November gieng die Daun'sche Armee über die Elbe und Lasch zog sich nach Strehla zurück. Der König ließ die Hauptmacht Daun's nur durch den Prinzen von Württemberg verfolgen, dagegen mußte Hülsen mit einem kleinen Corps die Gegend um Freiberg und das Erzgebirge von den Reichstruppen säubern.

Beide Heere waren durch die blutige Schlacht außerordentlich geschwächt. Die Oestreicher verloren 12,000 Tode und Verwundete und über 8000 Gefangene, 50 Kanonen, 27 Fahnen und 20 Pontons. Aber auch die Preußen betrauereten 10,000 Mann an Toden und Verwundeten. 4000 Mann geriethen als Gefangene in die Hände des Feindes.

Die Folgen des Sieges waren für Friedrich und sein Volk überaus wichtig. Ganz Sachsen, mit Ausnahme Dresdens, war nun wieder in den Händen der Preußen. Das Heer konnte hier die Winterquartiere beziehen, und Friedrich befand sich in der angenehmen Lage, Truppen nach Schlessien, nach der Mark und nach Pommern zu senden. Eine kleine Schaar von 8000 Mann entsandte er zu dem Herzoge von Braunschweig.

Siebzehnter Abschnitt.

Der Winter von 1760 bis 1761.

Thronbesteigung Georg III. — Scheinbare Friedensabsichten der Höfe von Wien und Versailles. — Der Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. — Neue Miltungen. — Das falsche Geld. — Der Jude Ephraim.

Bei dem Herannahen des Winters schienen die kriegsführenden Mächte Frankreich und England geneigter, ihren ermüdeten Völkern endlich den lange ersehnten Frieden zu schenken. Am 25. Okt. 1760 hatte der 23jährige Georg III. in England den Thron bestiegen und sein friedfertiger Charakter sowie seine Frömmigkeit ließen hoffen, daß er seinen Einfluß dem Frieden zuwenden werde. Auch in Frankreich fing man an, die lange Dauer des Krieges schmerzlich zu empfinden: es war geschwächt durch die gänzliche Zerrüttung seines sonst ausgedehnten Handels, durch den Verlust, den es in West- und Ostindien erlitt, und durch den ungeheuren Aufwand, welchen ihm der deutsche Krieg kostete. Das Volk klagte über den Krieg, dessen Last es so bitter empfand, und welchen man für das Haus Oestreich, für den Erbfeind Frankreichs, führte. Hatte man auch bei Corbach und in einigen anderen Gefechten die Preußen zurückgeschlagen, so war doch der Erfolg von nur unbedeutendem Gewinn. Lange Zeit hindurch standen der Herzog Ferdinand und der Herzog Broglio sich einander unthätig in ihren festen Stellungen gegenüber, und beide harrten mit Sehnsucht darauf, daß Einer oder der Andere sie zuerst verlassen möge. Broglio beschloß endlich, seinen Gegner zu umgehen und ihn so zu zwingen, sein Lager zu verlassen. Doch der Herzog Ferdinand kam ihm zuvor, indem er seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, am 22. Septbr. mit einem Corps von 15,000 Mann nach dem Rheine sendete. Er durch-

zog Westphalen und belagerte Wesel, während kleine Abtheilungen bis an die französische Grenze streiften. Dem Herzog von Broglie war an der Erhaltung Wesels viel gelegen und er schickte daher den Marquis von Castries mit 20,000 Mann zum Entsatz. Der Erbprinz von Braunschweig griff den General Castries in der Nacht zum 16. October bei Kloster Kempen an. Die Stellung des Feindes war eine sehr vortheilhafte, und es scheiterten daher alle Anstrengungen des Erbprinzen, ihn aus derselben zu vertreiben. Trotz aller Tapferkeit sahen sie sich endlich zum Rückzuge genöthigt.

Die Winterquartiere der Franzosen bildeten einen ungeheuren Bogen, der sich von dem Flusse Sieg in Westphalen bis nach Gotha erstreckte und dort mit der Reichsarmee zusammenhing. Den Schlüssel zu dieser Stellung bildete das wohlbefestigte und reichlich mit Proviant versehene Göttingen, die Stützpunkte derselben die Städte Marburg, Kassel und Ziegenhein. Ein wirksamer Angriff mußte also von drei Seiten zugleich unternommen werden. Der Erbprinz von Braunschweig sollte das Centrum des Feindes durchbrechen, während der Herzog Ferdinand eine Stellung zwischen Kassel und Fulda nehmen und die Generale Spörcken und Syburg durch Thüringen auf den linken französischen Flügel losgehen wollten. Die Franzosen wichen bei diesem plötzlichen unvermutheten Angriff — es war mitten im Februar — vor Bestürzung zurück und die Allirten erbeuteten eine Menge reichgefüllter Magazine.

Ungeachtet der friedfertigen Gesinnungen, welche der Hof von Paris und auch Maria Theresia scheinbar zu erkennen gaben, wurden doch von beiden Seiten die Zurüstungen zum bevorstehenden Feldzug mit dem größten Eifer beschleunigt. Es schien ihnen schmachvoll, daß sie mit ihren bedeutenden Kräften und Heeren nach fünf blutigen Kriegsjahren Friedrich die Hand zum Frieden bieten sollten, ohne ihn überwunden zu

haben. Sie sagten sich, daß im Ausbarren und Fortgehen auf dem betretenen Wege die Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches, nämlich die Ueberwindung Friedrichs, zu suchen und zu finden sei. Es war ja leicht vorauszusehen, daß es dem kleinen, bis zur Erschöpfung ermatteten Preußen nicht lange mehr möglich sein werde, mit jedem Frühlinge ein neues Heer den zahlreichen Feinden entgegenzustellen. Auch der sächsische Hof war unablässig bemüht, die Feinde Friedrichs zu neuer und größerer Thätigkeit anzuregen. In einem Schreiben des sächsischen Premier=Ministers Grafen Brühl an den russischen Hof heißt es: „Obschon ein unvorhergesehenes Ereigniß gewöhnlich mit weniger Impression begleitet ist, so kann ich jedoch denenselben nicht vorhalten, daß die Gewißheit des, allen bisherigen Erklärungen des russischen Hofes und denen eigenen Aeußerungen der Generalität entgegen laufenden bereits wirklich erfolgten Zurückmarsches der ganzen Armee an der Weichsel, uns um so mehr unangenehm gewesen ist, da wir bei denen sich in Sachsen ereigneten widrigen Begebenheiten und noch bevorstehenden Erfahrungen unsere noch übrige einzige Hoffnung hauptsächlich auf die entweder annoch von der Russischen Armee vorzunehmenden Diversionen, oder aber wenigstens auf die Zugestehung eines namhaften Hülfscorps gesetzt hatten, die aber durch die nunmehrige Entfernung gänzlich verschwunden ist und unser armes Land auf so viele Monate, zum größten Schaden der gemeinen Sache und abermaligen Vortheile des Feindes, in desselbigen Händen und Unterdrückung läßt. Daß die Russische Generalität diesen Rückzug und die an der Weichsel wiederum aufzuschlagenden Winterquartiere ihrem Hofe durch alle nur ersinnlichen Vorbildungen und Beweggründe im Voraus goutiren und approbiren zu machen sich bemüht hat, den Verbleib in feindlichen Landen gegen das Zeugniß aller dorer dasigen Gegenden kundigen Personen, als

ganz unmöglich vorgestellt haben, solches haben wir aus einer diesen Morgen aus Petersburg eingelaufenen Depesche ersehen. Es ist uns aber von Seiten des Russischen Ministerii nicht verhalten worden, daß die Ueberlassung des Tschernitscheff'schen Corps zur Deckung und gesicherten Beschützung der Sächsischen Lande gar wohl und ohne Verantwortung, bei dem sich ergebenden Bedürfniß, allein von der dortigen Generalität resolviret und bewerkstelligt werden mögen, indem dieselbe zu dergleichen nützlichen Maßnehmungen und Beitrag hinlänglich bevollmächtigt und autorisiret gewesen sei, welches denen an Ihre Majestät selbst gebrachten Entschuldigungen gänzlich entgegen stehet und wir dabei den wenig geneigten Willen bedauern und bewundern müssen. Vorhoffentlich wird man auch uns und Niemand sonst, welcher der Charte ein wenig kundig ist, vorbilden wollen, daß das den Angaben in Preuß. Pommern zurücklassende, auf 30,000 Mann zu verstärkende Tschernitscheff'sche Corps wirklich seine Winterquartiere in feindlichen Landen beibehalten, da es sein Hauptquartier zu Dirschau aufschlägt und nur eine tête in die nächsten pommerschen Grenzorte ausstellet. Wir fürchten anbei, daß die Tottleben'schen leichten Völker ebenso wenig hinreichend sein mögen bei Annäherung des ersten preuß. Corps die längst der Seeküste angewiesene Postirung zu maintainiren, welches sich bereits durch die genöthigte Verlassung des Postens zu Schwed beim Anmarsch des Generals Werner veroffenbart hat, folglich scheint auch das Projekt, während des bevorstehenden Winters eine anderweite, besser präparirte Unternehmung auf die Festung Kolberg zu tentiren, beinahe wegzufallen, welches jedoch sowohl zu Reparirung derer wenigen mißlungenen Versuche, als zu nützlicher Vorbereitung zu einer künftigen Campaigne sehr nöthig und erspriesslich sein würde, dahero wir auch noch nicht ablassen, deshalb alle behufigen Anregungen zu thun."

In einem Schreiben aus Warschau vom 19. Nov. 1760 wandte sich Graf Brühl direkt an den russischen General-Feldmarschall Grafen Butturlin, worin es heißt: „Ew. Excellenz wird ohne Zweifel nicht verborgen geblieben sein, wie große und der gemeinen Sache höchst nachtheilige Vortheile der König von Preußen aus allen Provinzen unseres Landes theils durch die Rekrutirung seiner Truppen, durch die Aufkaufung großer Mengen von Remonte- und Zugpferden, ingleichen allerhand Schlachtvieh, Getreides, Fourage, Lederwerks, und anderer zum Militairwesen erforderlichen Bedürfnisse, theils durch die zu allen diesen Requisiten verwendenden und in das Königreich einschleppenden sehr geringhaltigen Münzsorten, während dieses ganzen Krieges gezogen hat, und noch fortwährend ziehet. Nun sind zwar bereits zu möglichster Abhaltung dieser, dem gemeinsamen Feinde hierdurch zufließenden Abantagen, sowohl von Seiten des hiesigen Hofes als auch von Russisch. Kaiserl. Generalität verschiedentlich allerhand Berathungen gepflogen und ein oder die andere nützliche Vorkehrung in Vorschlag gebracht worden. Da aber dieselbigen zeithero zu keinem wirksamen Effekt zu bringen gewesen, in dessen aber diese Inconvenienz immer beträchtlich worden, so wird um desto mehr auf ein hinlängliches Auskunftsmitel zu denken und solches sobald möglich vorzukehren nöthig und verträglich sein. Nichts könnte allem diesen Nachtheil mit mehrerem Erfolg und Nachdruck baldigen Einhalt thun, und zugleich der Russ. Kais. Armee bei ihrer Versorgung mit Pferden, Schlachtvieh, Getreide, Fourage und anderen Erfordernissen dienlich zu statten kommen, als wenn es Ew. Excellenz gefällig wäre, durch einen Theil leichter Truppen einen Cordon in Polen gegen die Schlesiſchen, Brandenburgischen und Pommerschen Grenzen von nun an, und während des angehenden Winters ziehen zu lassen, welche auf jede Preuß. Aus- und

Einschleppung genau zu invigiliren und selbige zu verhindern beordert und instruiren wären. Ich nehme mir also die Freiheit, solchen Vorschlag Ew. Excellenz zu empfehlen. Die hier in Polen sich aufhaltenden Juden sind die vorzüglichsten Werkzeuge, derer man sich preuß. Seits zu oberwähnten Aufkäufen, Zuführungen und Gegen-Einschleppung derer schlechtesten preuß. Münzen gebrauchet. Der Ueberbringer dieses, Namens Baruch, ist zwar selbst von selbiger Nation, und wollte ich die Garantie nicht übernehmen, daß selbiger sich gleichfalls mit diesen Geldgeschäften bemenget: allein da er sich bis dato allemal eifrig aufgeführt, auch selbst der K. preuß. Armee bei ihrer Versorgung treue Dienste zu erweisen beflissen gewesen, so könnte der von ihm als einem aller dieser preußischen Schliche und heimlicher Kunstgriffe kundigen Menschen vorgeschlagene Rath zu diesen Maßnahmen nützlich angehört und nach Befinden angenommen werden."

Was Briühl nächst den Hauptbegebenheiten des Krieges noch besonders am Herzen liegt, das ist der überhand genommene Unfug, der mit schlecht geprägtem Gelde geführt wurde, mit dem nicht nur das sächsische Land, sondern auch das Königreich Polen überschwemmt wurde.

Friedrich hatte allerdings mit dem verschlechterten Gelde den Anfang gemacht; allein die Nothwendigkeit hatte ihn zu dem verzweifeltsten Hülfsmittel getrieben, denn der langwierige und kostspielige Krieg erforderte Summen, die der König unmöglich aufbringen konnte, da es namentlich in seinem edlen Sinne lag, seine ohnedies hartgedrückten Unterthanen zu schonen. Da er sich als Herr von Sachsen betrachtete, so ließ er zunächst auf Kosten dieses Landes schlechtes Geld mit dem sächsischen Wappen und sogar mit dem Brustbilde des Kurfürsten prägen, was vermuthlich um deßwillen geschah, daß im Publikum nicht sogleich die schlechten Münzen von den

besseren unterschieden werden konnten, daher um so leichter in Cours kamen. Als nun gar die Münze an den Juden Ephraim in Berlin verpachtet war, trieb derselbe dies Geschäft ganz im Sinne seines Stammes und brachte dasselbe bald in solchen Schwung, daß eine unglaubliche Menge schlechter Geldsorten aus der preuß. Münze hervorging. Bald blieb es nicht mehr beim sächsischen Gepräge, man fertigte auch preußisches, mecklenburgisches und bernburgisches Geld. Das Geschäft brachte dem Könige viel ein, denn wenn auch die Münzsorten von Jahr zu Jahr schlechter wurden, so stieg auch die Pacht mit jedem Jahre höher, so daß diese die Höhe von 7,000,000 Thalern erreichte. Zuletzt war das Geld so geringhaltig, daß der Augustd'or, dessen gewöhnlicher Werth 5 Thaler war, kaum $1\frac{1}{2}$ Thaler an Werth hatte. Die alten Augustd'or und Friedrichsd'or galten zuletzt 20 Thlr. in den verfälschten circulirenden Silbermünzen, die man spottweise Ephraimiten oder auch Blechkappen nannte. Mit diesem Gelde wurden Truppen und Beamte bezahlt, und mit demselben wurden auch alle Kriegsbedürfnisse angekauft. So kam es denn, daß der König aus Polen, Mecklenburg, Thüringen &c. Vieles für seine Armee aufkaufte und mit solchem verfälschten Gelde Zahlung leisten ließ, woher denn mit Hülfe der Juden, mit denen Polen gesegnet ist, ganz Polen damit überschwemmt wurde. Später halfen die Russen auch noch dazu und so wurde dieser Schacher ein Aergerniß und auch Ruin für Viele in jener Zeit.

Dieses Uebel, bei dem in der ersten Zeit viel zu profitiren war, verbreitete sich bald weiter, und ahmten es außer mehreren kleinen Reichsfürsten auch andere Regenten, z. B. der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen &c., nach. Diese Münzen nahmen in erstaunlicher Menge zu, so daß man sie Heekmünzen nannte. Nach dem Friedensschluß und

auch schon vor demselben sah es schlimm mit ihnen aus, denn ihr Werth war kein wirklicher, sondern nur ein eingebildeter. Viele wohlhabende Leute fielen durch sie der Verarmung anheim und achtbare Handelshäuser fallirten. Es bleibt zu beklagen, daß es noch jetzt preussische Friedrichsd'or aus jenen Jahren giebt, die trotz ihres untergeordneten Werthes im Handel courfiren.

Die Beseitigung dieses allgemeinen Nothstandes, welchen das schlechte Geld, sowie die langen Kriegsjahre im Gefolge hatten, beschäftigte den König unausgesetzt auch in diesem Winter, und mit banger Sorge erwartete er den anbrechenden Frühling.

Achtzehnter Abschnitt.

Die Feldzüge des Jahres 1761.

Instruktion für den Grafen Butturlin. — Der Jude Baruch. — Feldzug des Herzogs von Braunschweig. — Vereinigung der Russen und Oesterreicher. — Das Lager bei Bunzelwitz. — Laudon erobert Schweidnitz. Complot des Baron Warlotich. — Feldzug in Sachsen. — Fall von Kolberg.

Friedrich hatte in dem verwichenen Winter Alles gethan, um sein Heer möglichst schlagfertig hinzustellen, und so seinen Feinden von Neuem die Spitze bieten zu können. Trotz des allgemeinen Nothstandes und der verschlechterten Münze fehlte es ihm jedoch weniger an Geld als an Menschen. Um die in seiner Armee gelichteten Reihen wieder zu ergänzen und neue Rekruten zu bekommen, sah er sich genöthigt, zu vielen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Sachsen mußte zu Allem wieder das Meiste liefern. Der sächsische Kurfürst, welcher seine Residenz in Warschau hatte, empfand dies allerdings als

eine außergewöhnliche Härte, und sein Minister Graf Brühl mußte Alles daransetzen, um die kriegerischen Absichten der Feinde Friedrichs zu neuen und wirksameren Kriegsunternehmungen zu bewegen. In einem Briefe vom 15. Januar 1761 schrieb er: „In allem sowohl politischem als militärischem Betracht, kann sämtlichen allirten Höfen dormalen Nichts angelegener sein, als daß sie durch die respectabelsten Zurüstungen sich zu einem decisiven Feldzuge zubereiten, um dem so ungerechten als hartnäckigen Feind entweder selbst Gesetze vorzuschreiben, oder durch die ihm vorstehenden Befehlungen noch eher zu annehmlichen, satisfacirenden Friedensbestimmungen zu bringen. Frankreich verspricht alle äußersten efforts zu thun und 180,000 Mann in Teutschland in das Feld, in 2 besonderen Armeen zu stellen. Dergleichen standhafte und vigoureuse Maßnahmen sind in der That allein vermögend, den hartnäckigen und grausamen Feind zum Frieden zu bringen.“

Die wiederholten Aufforderungen und Bemühungen des sächsischen Kurfürsten blieben bei dem Hofe von Petersburg nicht immer ohne Erfolg. Die Kaiserin hatte den Oberbefehl über ihre Truppen dem Feldmarschall Grafen Butturlin übertragen und erließ nun an ihn folgendes Rescript:

„Ihre Kais. Majestät bezeigen dem Feldmarsch. Gr. Butturlin ihre Zufriedenheit darüber, daß er öfterer und umständlicher Berichte einschicke, als es seine Vorgänger gethan. Allerhöchstieselben bezeigen nicht minder dero Zufriedenheit über verschiedene von ihm gemachte arrangements. Denn in den bisherigen Feldzügen hätte oft ein kleiner Umstand die Operation gehemmt, weil die Generale immer erst um neue Ordres geschrieben und wenn diese angekommen, es oft nicht mehr Zeit gewesen, solche in Erfüllung zu setzen. In dem verwichenen Jahre hätten sie den Chefs ganz freie Hände

gelassen, nach dem mit ihren Allirten verabredeten Plan zu agiren, allein es sei alsdann vollends gar nichts mehr geschehen. Allerhöchstdieselben wollten ihn, den Feldmarschall, also ermahnen, sich von einer nur geringen Schwierigkeit nicht in seinen Operationen hindern zu lassen, vielmehr dieselbigen und auch die größten herzhast zu übersteigen suchen, wodurch allein Ehre und Ruhm zu erhalten, und sich ihres beständigen gnädigen Wohlwollens versichern könnte. Er solle allen Offiziers und Generalen sagen, daß sie für nicht genug ansehe, wenn Jeder seinen Eifer, Bravour und Geschicklichkeit bezeigten, sondern daß sie solches von ihnen in der Dauer und immerfort verlange, damit doch endlich durch den Verfolg und Zusammenhang kräftiger Operationen eine decisive Operation gethan und der König von Preußen nicht im Stande bleibe, den Krieg nach eigenem Belieben zu verlängern, wobei er nur allein seine Rechnung finde. Den Abgang des Tschernitscheff'schen Corps in Pommern soll er dadurch ersetzen, daß er dem General Tottleben, außer 2 Inf.-Regimentern, noch 6 Regimentern, theils Kavallerie, theils Infanterie, zugebe und mit nöthiger Artillerie versehen, ihm auch anbefehle, sich in Pommern so weit und nachdrücklich auszubreiten, als nur immer möglich sei. Er könne ihn anbei der kaiserlichen Gnade und der Vergebung seines begangenen Fehlers, in Ansehung der publicirten Relation von der Unternehmung auf Berlin versichern, wie denn auch Ihre Majestät von ihm erwarteten, daß er sich dessen durch herzhafte Unternehmungen dieses Jahr hindurch werde würdig machen. Er habe sich nicht daran zu kehren, daß die Truppen, die dem Gen. Tottleben untergeben wurden, mehr fatiguen auszustehen hätten, als die anderen, indem man sie nachhero allemal abwechseln und ausruhen lassen könnte. Mit Ertheilung der Abschiede an Offiziers solle er nicht so facile sein als seine Vorgänger, und hiernächst die guten,

fleißigen und tüchtigen Offiziers distinguiren und belohnen, die untüchtigen und faulen aber bestrafen oder aus den Diensten entlassen. Aulänglich der kommenden Kriegsoperationen sollen seine Unternehmungen in allen Fällen von denen der Oestreicher unabhängig sein und bleiben. Der Abgang an Lebensmitteln könne und solle ihn an frühzeitiger Eröffnung des Feldzugs nicht hindern, indem ihm der Unterhalt zur See zugeführt werden solle. Zu dem Ende müßten die kleinen Häfen an den Pommerschen Küsten zu Labé, Stolpmünde und Rügenwalde besetzt, und so nöthig, geräumt und repariret werden, damit die Transportschiffe allda einlaufen könnten. Sodann müsse man bedacht sein, Kolberg wegzunehmen und allda die Hauptmagazins etabliren, wozu Alles von Riga, Königsbergourniret werden solle. Ihre Majestät überließen es seinem Ermessen, ob er gedachte Festung Kolberg annoch jezo im Winter wolle wegnehmen, oder ob er seine Campagne solcher Conquête eröffnen wolle; sie habe ihrem Admiral anbefohlen, die Flotte in Bereitschaft zu setzen und mit allen Erfordernissen zu versehen, damit sie früher als sonst und gleich mit dem ersten offenen Wasser auslaufen und die Landoperationen unterstützen könne, und damit die Flotte nicht unnöthig komme, sondern um so mehr im Stande sei, die Unternehmung auf Kolberg im Frühjahr zu facilitiren und unfehlbar zu machen. Sie habe auch ihrem Kriegs-Collegio befohlen, die hier und in Liefland annoch befindlichen alten Regimenten zeitig in Marsch zu setzen, welche dann die Flotte einnehmen und in Pommern debarquiren solle, wobei sowohl die Flotte, als die Regimenten mit allen zu einer Belagerung erforderlichen Bedürfnissen wohl versehen und besonders eine namhafte Artillerie mit sich bringen sollten. — Wenn solchergestalt die Armee zu Wasser und zu Lande in Bewegung gesetzt, Kolberg eingenommen, die Magazins allda errichtet, mithin der Rücken

und die Subsistenz versichert wären, so solle er mit der Armee gerade fortgehen und seinen Marsch nach Küstrin und Berlin richten, und Alles, ja das Aeußerste versuchen, den ersten Platz wegzunehmen. Er solle keiner Bataille aus dem Wege gehen, vielmehr selbst den Feind, so stark oder schwach er sei, aller Orten angreifen, wo er ihn finde. Und so ja das Unglück wolle, daß eine Bataille verloren ginge, so würde doch der König von Preußen nicht von seinem Siege profitiren können, sondern immer geschwächt werden. Ruffischer Seits aber müsse man einen dergleichen Verlust auf der Stelle repariren und seine pointe demungeachtet verfolgen. Mit den östreichischen und französischen Generals müsse man fleißig communiciren, damit man im Hauptwerke auf gleichen Zweck zuarbeite, und eine Unternehmung der andern die Hand biete. Wenn die Armee in der Gegend von Berlin und Küstrin angelangt sei, werde solches dem König von Preußen nicht gleichgültig sein können und er sich vielmehr in der Nothwendigkeit befinden, in solche Gegend wenigstens die Hälfte seiner Armee zu detachiren, alsdann es der östreichischen und Reichsarmee leicht sein wird, Sachsen zu befreien und zu behaupten. Verliere der König von Preußen in solchen Umständen, es sei wider die Russen, es sei wider die Destrreicher, eine Bataille und man profitire davon, so sei zu hoffen, daß man nachher bald vollends mit ihm fertig werden könne, und er obligirt sei, sich nach Magdeburg zu retiriren. In keinem Falle aber müsse man ihm Zeit lassen sich zu erholen, damit er nicht, wie im vorigen Jahre geschehen, mit seiner gesammten sorge bald diesen, bald jenen Allirten attackiren könnte, sondern seine Macht getheilt bleibt. Die Direction dieser Operationen werde auch den Nutzen haben, daß die Destrreicher ihre Belagerungen in Schlesien geruhig fortsetzen könnten, weßhalb der hiesige Hof dem Wiener

freundschaftlich anrathen wolle, alles dazu Nöthige in Zeiten zu veranstalten. Auf solche Weise sei zu hoffen, daß der Feldzug entscheidend und der Feind genöthigt sein werde, billigen Friedensvorschlägen Gehör zu geben. In der genommenen Stellung müsse man sich zu behaupten suchen und weiter an keinen Rückmarsch gedenken. — Uebrigens solle er, der Feldmarschall, sich nicht darum bekümmern, daß der Feind aus seinen jetzigen Veranstaltungen in Pommern die Absicht und Endzweck dieses Feldzugs errathe, vielmehr solle er offen zu Werke gehen und au contraire große Demonstrationen machen, indem eines Theils der König von Preußen solches doch nicht werden hindern können, anderntheils aber der unzweifelhafte gute Nutzen davon zu erwarten stände, daß die Attention des Königs von Preußen getheilet, die Oestreicher in ihrer genirten Position soulagiret und der König in die perplexité versetzt werden würde, entweder Pommern und seine Erblande Preis zu geben, oder so er zu deren Beschützung herbeieile, den Oestreichern Luft zu machen.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß aus diesem Rescript an den russischen Ober-General der feste Vorsatz hervorleuchtet, in dem zu beginnenden neuen Feldzuge Alles aufzubieten, den König von Preußen zu überwinden. Die Gesinnungen des russischen Cabinets finden wir hier ziemlich deutlich und unständig ausgesprochen, und wenn darin des Friedens erwähnt wird, so ist er nur erst dann gemeint, wenn der König von Preußen so weit gedemüthigt ist, daß man ihm die Bedingungen dicitiren kann. Sowohl die Kaiserin, als das verbündete Sachsen setzten große Hoffnungen in den neuen Feldherrn Butturlin; überhaupt läßt sich hier mancher tiefere Blick in das Dunkel russischer Verhältnisse thun, das namentlich in der letzteren Zeit über das ganze politische und militairische Getriebe verbreitet war. Daß von Frankreich aus Friedensversuche gemacht

wurden, ist erwiesen, daß es damit aber nicht ernstlich gemeint war, lehrte die Folge. Der Minister Choiseul, sowie die Alles vermögende Maitresse des Königs waren auch viel zu erbitterte Feinde des Königs Friedrich, als daß sie der Stimme der Nation und der Vernunft Gehör gegeben hätten. Das französische Kabinet beherrschte durch erkaufte Kreaturen den schwedischen Hof vollständig und sein Einfluß machte sich auch am russischen geltend. Der sächsische Hof wies jeden Frieden zurück, so lange nicht Friedrich tief gedemüthigt sein würde.

Der sächsische Minister Graf Brühl bediente sich sowohl bei Finanzangelegenheiten, als auch bei politischen eines reichen und verschmitzten Juden, der in manche Geheimnisse des Premier-Ministers eingeweiht sein mußte, denn er verkehrte viel mit demselben. Der Minister erwähnt diesen Juden sowohl in seinen Privatangelegenheiten, als auch in Betreff der Verpflegungssache für die Truppen häufig. Eine besondere Rolle spielt derselbe bei der polnischen Münzangelegenheit, die während des Krieges in die größte Unordnung gerathen war. Dieser Jude Baruch giebt einen zwei Bogen langen Bericht, datirt vom 4. März 1761, an den Minister ein, worin er mit vielem Scharffinn die Mittel angiebt, wie diesem Unfug gesteuert werden könnte. Darin verwahrt er sich zugleich gegen eine Beschuldigung des sächsischen Gen.-Lieut. Frhrn. von Riedesel, die darin bestand, daß Baruch im Sinne habe, eine Münze zu errichten, worin die schlechten und geringen Münzsorten noch vermehrt werden sollten. Dieser Baruch mußte damals in Polen eine ähnliche Rolle spielen, wie Ephraim in Preußen.

Wie dieser Jude mit seinem Premier-Minister und den russischen Feldherren stand, mag das nachfolgende Schriftstück desselben beweisen, das hier als eine Anekdote jener Zeit gelten mag. Dasselbe ist an Graf Brühl gerichtet und lautet:

„Martenburg, den 4. März 1761. — Nach vorhergehendem unterthänigst erstattetem, ernsthaften Rapport, habe die Gnade Ew. Excellenz annoch mit einer kleinen plaisanterie aufzuwarten. — Als ich am 27. v. M. die Gnade hatte, mit dem dasigen Herrn Feldmarschall Grafen von Butturlin zu sprechen, und mich dieselben ermahnten, als Proviand-Faktor das allerhöchste Interesse der Krone, sowohl in hoher Debitirung des Russ. Kais. Geldes, als auch im Einkauf zu beobachten, so antwortete ich hierauf: daß ich diesem Allen auf das Genaueste nachzukommen äußerst bemüht sein würde, und wenn ich auch gleich noch ein Projekt zum Nutzen Sr. des Herrn Feldmarschall Excellenz machen wollte, so könnte es doch kein anderes sein, als ihm sagen, daß, da er die Macht in Händen hätte und Alles dieserwegen in seinem Willen stände, derselbe nur brave Eroberungen in denen feindlichen Ländern machen sollte, er sodann mehr haben würde, als ich für ihn ausfindig zu machen im Stande wäre. Und da man mich zu dem gewiß versichert, daß Se. Excellenz (nämlich Graf Butturlin) ungehalten sei, wenn man ihm Geld und Präsente anböte, so hätte ich mich hierzu beim sächsischen Hofe Vorschläge zu machen, nicht unterfangen wollen; worauf er mir antwortete: Das ist wahr; mich mit Juwelen und Kostbarkeiten zu behängen, solches liebe ich weder, noch verlange und brauche ich es, sondern wenn ich ja Etwas von deinem Minister begehren sollte, wollte ich mir eine Sache ausbitten, welche zu meinem métier nützlich und zu Erhaltung meiner Gesundheit sehr zuträglich wäre, nämlich ein schulmäßig zugerittenes, gutes und wohlgewachsenes, dauerhaftes Pferd, welches sowohl in campagne als zu meiner commodité zu gebrauchen ist; und verlange ich es nicht umsonst, sondern will 100 Ducaten in Gold dafür zahlen. Ich antwortete dagegen: daß, wenn er Ihre Majestät dem Könige von Polen Sachsen bald wieder einräumte, nicht allein der Minister, sondern auch

Ihre Majestät selbst aus dero Ställen das beste Pferd, welches vor so einen alten Mann recht commode zu reiten, ihm zum Präsent mit vielem Vergnügen übersenden würden. Wie ich von einem alten Mann redete, sprach der Gen.-Feldmarschall: Baruch! Denkst du denn, daß ich so ein alter Mann bin; wer ist unter uns beiden älter? Meine Antwort war: an meinem grauen Barte könnte Jeder mein Alter erkennen, da er aber desgleichen nicht hätte, so könne man dessen Alter auch nicht eigentlich bestimmen, doch daß er älter sein müsse, als ich, schloße ich daher: weil ich schon in meiner Jugend von Graf Butturlin viele gute und große Dinge hätte sprechen gehört. Hierauf erwiderte derselbe: Baruch, glaube nimmermehr, daß ich so alt bin, bringe mir nur eine hübsche Jungfer her, so sollst du sehen, was meine Kräfte annoch zu prästiren im Stande sind; soll ich dir aber ja die Wahrheit von meinem Alter sagen, so wisse, daß ich allererst 57 Jahre alt bin, und vermöge der guten Tage, welche ich von Jugend auf genossen, verspüre ich annoch solche Kräfte bei mir, daß ich, wenn es nöthig sein sollte, noch viele Campagnen und zwar zu Pferde zu machen mir getraue. — Diesen ganzen Discours hatte der Geheime Kanzleirath Actschurin mit angehört, bei dessen Endigung ich den Gen.-Feldm. fragte: ob ich die ganze Sache an den Minister berichten sollte, derselbe mir im Lachen, jedoch daß Ernst mit dabei war, mit Ja beantwortete, welches ich also Ew. Excellenz in aller Unterthänigkeit zu rapportiren mich hiermit unterfange, unterthänigst bittend, solchen Bericht nicht in Ungnade zu bemerken ic. — Baruch."

Friedrich hatte sein Hauptquartier in Leipzig genommen. Diese Stadt hatte mehrfache Sympathien für Friedrichs Gegner, namentlich für die Reichstruppen gezeigt, die sie während des Winters gern in ihren Mauern behalten wollten. Dies hatte der König in Erfahrung gebracht, weshalb er gegen diese Stadt

eingenommen war. Leipzig mußte vor allen anderen sächsischen Städten am meisten büßen, doch es bleibt sehr zu bezweifeln, daß der König von diesen außergewöhnlichen Bedrückungen Kenntniß erhalten habe; es läßt sich vielmehr annehmen, daß mancherlei barbarische und übertriebene Ausführung der Befehle nicht in seinem Sinne lag, denn Friedrich war kein Freund der Barbarei und der Unterdrückung, es mußten daher auch diese abscheulichen Erpressungen, von denen Leipzig heimgesucht wurde, ihm ein Greuel sein. Als diese Stadt unter dem gewaltigen Drucke mächtig litt, wandte sich die geängstigte Bürgerschaft an den reichen und edlen Kaufmann Gokowsky in Berlin, der bei seinem Monarchen Fürsprache that und mit seinem Gelde half, wodurch das harte Loos dieser Stadt um Etwas gemildert wurde. Man kann sagen, daß Gokowsky damals ein Segen für Berlin und andere Städte war. In seinen rastlosen Bemühungen und sehr bedeutenden Opfern zeigte dieser Mann Tugenden, welche die Mitwelt ehren und bewundern mußte, wie er stets ein erhebendes Beispiel für kommende Generationen bleiben wird.

Von Leipzig aus hatte Friedrich seinen Marsch nach Schlesien genommen. In den ersten Tagen des Monats April hatte er von Jena und Leipzig aus einige leichte Korps unter den Generalen von Syburg und von Schenkendorf nach Thüringen geschickt, um die Reichstruppen, welche bis dahin vorgebrungen waren, zurückzutreiben. Die Expedition hatte den gewünschten Erfolg; der Feind zog sich rasch nach Franken zurück, nachdem er in einem kurzen Gefecht bei Saalfeld nicht unbeträchtliche Verluste erlitten hatte, und die Preußen kehrten mit Beute beladen wieder zu der Armee des Königs zurück.

Am 4. Mai 1761 ging der König mit einem Heere von 50,000 Mann bei Strehla über die Elbe, nachdem er seinem Bruder Heinrich den Oberbefehl über ein zwischen Rossen und

Meißen stehendes, 33,000 Mann starkes Heer übertragen hatte. Am 8. Mai traf die Armee in Görlitz ein, und begab sich von hier aus in Eilmärschen nach Schweidnitz, weil sich die hier stehende Armee des Generals von Goltz nicht länger gegen Laudons Uebermacht zu halten vermochte. Der König war entschlossen, Laudon sofort anzugreifen und nach Böhmen zurückzuwerfen. Doch dieser war vorsichtig genug, sich dem Schlage Friedrichs zu entziehen. Er zog sich nach der Grafschaft Glatz zurück.

Friedrich bezog nun ein Lager am Fuße des Gebirges bei Freiburg und schickte von hier aus den General von Goltz nach der Ober zur Beobachtung der Russen. Der Anmarsch der Russen geschah in 4 Abtheilungen, die getrennt von einander, zu gleicher Zeit marschirten und sich erst später vereinigen sollten.

Als Goltz von diesen gesonderten Zügen Kenntniß erhalten, beeilte er sich, dies dem Könige mitzutheilen und ihn zu bitten, er möge ihn verstärken und dadurch in den Stand setzen, diese 4 Abtheilungen vor ihrer Vereinigung einzeln anzugreifen und zu schlagen. Der König ging auf diesen Plan ein und sendete ihm noch 8000 Mann unter dem Grafen Schmettau, so daß Goltz jetzt über 20,000 Mann zu verfügen hatte. Mit dieser Streitmacht wäre es ihm menschlicher Voraussicht nach wohl gelungen, den Feind auf die angegebene Weise von seinem Vorbringen nach Schlesien abzuhalten, ja vielleicht für den ganzen Feldzug unschädlich zu machen. Aber Gott hatte es mit dem tapfern General anders beschloffen, denn er wurde plötzlich krank und starb schon am 28. Juni.

Friedrich entsandte nun sofort den General Zieten an des Verstorbenen Stelle, um den Marsch nach Möglichkeit zu beschleunigen. Der Zweck wurde jedoch nicht mehr erreicht. Die Russen hatten von der beabsichtigten Expedition wahr-

scheinlich Kunde erhalten und ihre vier Heerhaufen vereinigten sich daher schon am 30. Juni bei Czemplin. Zieten war daher nur im Stande, das Vorrücken der Russen nach Möglichkeit zu verhindern oder doch zu verzögern. Ueberall suchte er dem Feinde Hindernisse in den Weg zu legen und seine Thätigkeit blieb nicht ohne Erfolg. Der König sah sich jedoch genöthigt, Zieten zu beauftragen, daß er sich nach Breslau zurückziehe, um diese Hauptstadt zu decken. Zieten nahm demnach seinen Marsch wieder rückwärts und die Russen überschritten darauf am 15. Juli die schlesische Grenze.

Die Bewegungen der Russen ließen den König in Unge-
wißheit, ob sie den Stromübergang in Oberschlesien oder von
Ohlau her bewerkstelligen wollten. Er schickte daher ein Korps
unter dem General von Knoblauch nach Grottkau, von wo der-
selbe je nach Beschaffenheit der Umstände Breslau oder Brieg
zu Hülfe kommen, oder sich wieder mit dem Könige vereinigen
konnte.

Es war — wie bereits bemerkt — der lebhafteste Wunsch
des Petersburger und Wiener Hofes, ihre beiderseitigen Haupt-
armeen sich vereinigen und dann gemeinschaftlich gegen die
Preußen operiren zu lassen. Nur einmal, im Laufe des ganzen
Krieges, vor der Schlacht bei Kunersdorf, war dieser Plan in's
Werk gesetzt und von einem so überaus glücklichen Erfolge ge-
krönt worden, daß man nunmehr von einer zweiten Vereinigung
der russischen und österreichischen Heere nichts Geringeres als die
glorreiche, allen Anforderungen und Hoffnungen entsprechende
Beendigung des langwierigen Kampfes erwartete. Butturlin
wie Laudon suchten demzufolge ihre Verbindung um jeden Preis
in Schlesien zu bewerkstelligen. Friedrich's Scharfblick hatte
die Absicht seiner Feinde und die schwere Gefahr, welcher ihn
das Gelingen derselben aussetzte, sogleich erkannt und richtig
beurtheilt. Es galt jetzt, den drohenden Schlag mit List oder

Gewalt abzuwenden. Laudon, der seinem Befehle zufolge, sich vor der Vereinigung mit den Russen in Nichts einlassen wollte, stand in einem verschanzten Lager bei Braunau und ließ in Oberschlesien zahlreiche Magazine anlegen. Auch mußte der österreichische General Brentano mit einem starken Corps durch das Gebirge vorrücken, während in Oberschlesien sich immer mehr österreichische Truppen zusammenzogen. Der König schloß aus all' diesen Veranstaltungen, daß Laudon die Absicht habe, ihn von Neiße abzuschneiden, sich durch einen Eilmarsch der Ober bei Brieg oder Oppeln zu nähern und dort die Russen, welche bereits in der Nähe von Breslau standen, an sich zu ziehen. Er sah seine Vermuthung bestätigt, als Laudon am 18. Juli seine bisherige Stellung verließ und bis nach Frankenstein vorrückte, während der österreichische General Bethlem sich der Festung Neiße näherte. Friedrich mußte nun durchaus darauf bedacht sein, dem Feinde zuvorzukommen und ihn an der Erreichung des Oberstromes zu verhindern. Um dies zu bewerkstelligen, mußte er mit der äußersten Schnelligkeit um Laudon's Armee herumgehen und eben da sich aufstellen, wo die Oestreicher die Ankunft der Russen zu erwarten gedachten. Und in der That wurde dieser kühne und gewagte, dicht an den feindlichen Truppen und Batterien vorüberführende Marsch eben so schnell als meisterhaft ausgeführt, so daß Laudon die Preußen in demselben Augenblicke in einer unangreifbaren Stellung vor sich sah, als er das letzte Hinderniß der Erreichung seiner Absicht beseitigt zu haben glaubte. Strenge Befehle des kaiserlichen Hofkriegsrathes in Wien verboten ihm, den König anzugreifen, und doch war diese eiserne, aus Bajonetten und Batterien gebildete Scheidewand schwerlich auf andere Weise zu beseitigen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und den Entwurf, sich mit Butturlin in Oberschlesien zu vereinigen, völlig aufzugeben. Er machte da-

her dem russischen Feldmarschall den Vorschlag, die gewünschte Verbindung in Niederschlesien zu veranstalten, und da Butturlin hierin willigte, traf Laudon sogleich mit großer Klugheit die nöthigen Vorkehrungen. Wie er selbst durch den König getäuscht worden war, gedachte er jetzt diesen wieder zu täuschen und ihn über den Vereinigungspunkt der Armeen so in Unge-
 wißheit zu erhalten, daß es ihm nicht zum zweiten Male gelingen sollte, kluge und sinnreiche Berechnungen zu vereiteln. Er verstärkte den General Bethlem in Oberschlesien, um die dortigen Magazine zu decken, und ging nun wieder in sein altes Lager bei Frankenstein zurück, wo er so ruhig stehen blieb, als gäbe es in der Welt weder Preußen noch Russen.

Wirklich wurde der König durch Laudon's Verfahren unsicher gemacht und wußte nicht, wessen er sich von ihm zu gewärtigen habe. Er kam endlich auf die Vermuthung, daß Laudon ihn selbst in berechneter Unthätigkeit zu erhalten beabsichtige, damit das Bethlem'sche Corps Zeit gewänne, Duppeln zu erreichen, welchem Punkte sich die Russen auf der anderen Seite der Ober gleichfalls nähern würden. Er beschloß daher, vor allen Dingen Bethlem aus Oberschlesien zu vertreiben und marschirte in dieser Absicht am 30. Juli nach Neustadt. Bethlem aber vermied einen Angriff und zog sich sogleich in das Gebirge zurück, worauf der König ein Lager bezog, um das endliche Heraustreten von Laudon's Absichten zu erwarten.

Dieser Letztere sah seinen Plan dem trefflichsten Gelingen entgegenreifen. Während er Friedrich durch verschiedene Bewegungen in der Meinung bestärkte, daß Oberschlesien der Schauplatz der Vereinigung der Russen und Oestreicher sein sollte, rückte Butturlin langsam und vorsichtig an Breslau vorüber, wo er nur Tschernitschew mit 20,000 Mann zurückließ, nach dem rechten Oberufer bei Leubus in Niederschlesien,

und erwartete hier den Erfolg der meisterhaften Bewegungen der Oestreicher.

Laudon entwickelte in diesen Tagen eine Fülle von Talent, Scharfsinn und der ausgezeichnetsten Feldherrngaben. Am 1. August rückte er plötzlich dicht an das Lager des Königs heran und recognoscirte dasselbe mit solchem Ernste, daß die Preußen einen Angriff für unzweifelhaft hielten und sich in Schlachtordnung stellten. An demselben Tage aber begann er die letzte Hand an's Werk zu legen und trat mit äußerster Vorsicht den Marsch durch's Gebirge nach Niederschlesien an. Seine Bewegungen wurden durch die große Menge leichter Truppen, die ihm zu Gebote standen und das Heer fortwährend umschwärmten, in einen un-durchdringlichen Schleier gehüllt, der den König an genauere Beobachtung hinderte und einen unerseßlichen Zeitverlust zuwegebrachten.

Laudon hatte bei seinem Abmarsche einige Corps unter Janus und Brentano zurückgelassen und war schon weit entfernt, als Friedrich am 4. August erst entdeckte, daß die östreichische Hauptarmee ihm gar nicht mehr gegenüber stand. Es blieb ihm kein Zweifel, daß Laudon den Russen entgegeneilte, und in der Hoffnung, ihn vielleicht noch zur rechten Zeit einzuholen, brach er mit seinem Heere sogleich auf. Janus und Brentano, die ihre Absicht, den König einige Tage in Täuschung zu erhalten, erreicht hatten, zogen nun gleichfalls nach und blieben den Preußen stets auf den Fersen. Friedrich war in der quälendsten Unruhe. An einem glühend heißen Sommertage legte er mit der Armee 6½ Meilen zurück und traf, ganz erschöpft, in Strehlen ein, wo er stehen blieb und über Laudon Nachrichten einzuziehen hoffte. Aber der war mit seinem Heere spurlos verschwunden. Wie Jemand mit verbundenen Augen bald hier, bald dorthin tastet, um sich zu orientiren, so wendete

sich Friedrich jetzt, von falschen Nachrichten und Irrungen der Rundschafter noch mehr verwirrt, bald rechts, bald links, bald nördlich, bald südlich, bis endlich am 9. Aug. sich plötzlich der Vorhang hob und dem Könige ein greselles Licht über die Lage der Dinge aufging. Er erhielt nämlich von dem Commandanten der Festung Schweidnitz die Meldung, daß die österreichische Armee auf den Bergen der dortigen Umgegend ein Lager bezogen habe, und bald darauf die jeden Zweifel aufhebende Kunde von dem bei Kloster Leubus erfolgten Uebergange der Russen über die Oder.

Jetzt war es nicht mehr möglich, die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu verhindern. Friedrich wollte dieselbe aber wenigstens möglichst lange hinausschieben. Er rückte demgemäß rasch in die Gegend von Jauer und nahm eine Stellung, wodurch er sich zwischen die Russen und Oestreicher schob. Er unternahm hierdurch ein Wagniß, welches die übelsten Folgen, vielleicht ein zweites Hochkirch, hätte nach sich ziehen können. Laudon aber blieb unbeweglich in seinem trefflichen Lager, weil er darauf bestand, daß die Russen sich gleichfalls dem Gebirge nähern sollten. Diese Letzteren gingen nur langsam und mit großer Behutsamkeit vor. Bei den Dörfern Jenkau und Klein-Wandrls, zwischen Liegnitz und Jauer, traf die preußische Avantgarde unter Zieten zum ersten Male mit dem Feinde zusammen. Es begann eine lebhaftere Kanonade und der König war eben im Begriff, Zieten zu unterstützen, als sich plötzlich auf der Straße von Jauer her eine starke feindliche Kolonne zeigte. Es waren 15 Schwadronen österreichische Kavallerie, die Laudon seinen Verbündeten entgegen sandte, und denen er selbst mit 40 anderen Schwadronen wenige Stunden nachher nachfolgte.

Diese völlig unerwartete Bewegung machte jede weitere Bemühung des Königs fruchtlos. Seine Lage war eine äußerst

gefährliche geworden, weil man ihn schnell von drei Seiten eingeschlossen hatte, und ihm nur noch der Weg nach Schweidnitz offen blieb. Schon traf Laudon Vorkehrungen, ihm auch diesen Ausgang zu versperren. Es blieb dem Könige daher nur die schnelle Benutzung dieses Weges nach Schweidnitz übrig. Am 17. August zog er sich nach Schweidnitz zu zurück.

Hatte Friedrich die Vereinigung der Feinde auch nicht verhindern können, so war es schon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verstrichen war.

Die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern fand bei Striegau statt. Beide Heere waren nun 130,000 Mann stark. Es erforderte nun für Friedrich die größte Wachsamkeit, um von solcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden.

War Friedrich bisher stets angreifend zu Werke gegangen, so sah er sich jetzt genöthigt, sein Heil in der Vertheidigung zu suchen. Mit seinem 50,000 Mann starken Heere bezog er ein Lager bei Bunzelwitz, unweit Schweidnitz. Die Feinde blieben ganz in seiner Nähe und suchten ihn völlig zu umstellen. Ihre Heere stellten sich in einen Halbkreis um ihn auf, so daß dem König blos der Rücken frei blieb. Friedrich's Lage war abermals eine überaus traurige, denn eine Schlacht zu wagen, wäre bei solcher Uebermacht Verwegenheit gewesen. Selbst für den sehr zweifelhaften Fall, daß er bei einem Angriff den Sieg errungen hätte, konnte er durch denselben keine Vortheile erlangen. Der Triumph hätte mit so schweren Opfern erkauft werden müssen, daß ihm ein Benutzen der gewonnenen Schlacht unmöglich wurde. Dagegen mußte eine Niederlage für den König die schrecklichsten Folgen haben. An eine Fortsetzung des Kampfes war dann nicht mehr zu denken und die Preußen rettungslos verloren.

Friedrich vermied daher jedes offensive Vorgehen und ließ sein Lager nach aller Möglichkeit befestigen. Der Mittelpunkt des Heeres lag etwa eine Meile von Schweidnitz.

Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andere durch das Striegauer Wasser, noch andere durch den Nonnenbusch gedeckt. Um das ganze Lager wurden tiefe Gräben aufgeworfen, von denen einige eine Tiefe von 16 Fuß hatten. Vor den Linien ramnten die Soldaten Pallisaden ein und vor diesen wurden noch drei Reihen 6 Fuß tiefe Wolfsgruben gegraben. Die Dörfer Bunzelwitz, Lauernick, Zeschen und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten Bastionen vor, und der s. g. Würbener Berg auf dem linken Flügel war einer Zitabelle ähnlich. Man sah überall Batterien angelegt, und der König hatte noch eine Anzahl schwerer Kanonen aus Schweidnitz kommen lassen, um die Batterien zu verstärken. Man hatte zusammen 460 Geschütze und 182 Minen dem Feinde entgegenzustellen. Alle befanden sich auf Anhöhen, deren Zugänge auch schon von der Natur durch Bäche und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. Die Hälfte des Heeres arbeitete immer und die andere ruhte. So ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort.

Es war nicht zu verkennen, daß Laudon den festen Entschluß gefaßt hatte, die Preußen anzugreifen, es koste was es wolle. Der König wurde durch die drohende und unmittelbare Nähe des Feindes lebhaft an Hochkirch erinnert und traf alle Anstalten, einen plötzlichen Ueberfall unmöglich zu machen. Laudon suchte den russischen Oberbefehlshaber Grafen Butturlin zu einem entscheidenden Schlage zu bewegen und auch dieser war zum Angriffe bereit. Hierzu aber gehörte ein einheitliches Handeln und ein geordneter Plan. Ein solcher konnte wegen der entgegengesetzten Meinungen, wegen der sehr verschiedenen, sowohl politischen, als militairischen Grundsätze zwischen den

Oestreichern und Russen, wegen mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel und mannigfaltiger Bedürfnisse nicht in einem Tage entworfen und geordnet werden. Friedrich benutzte die für ihn äußerst kostbare Zeit, und als endlich die Zweifel seiner Feinde gehoben, Alles berichtigt und die Heerführer zum Angriff entschlossen waren, gewahrten sie mit Staunen, daß Friedrich aus seinem Lager eine uneinnehmbare Festung gemacht hatte. Abermals wurde großer Kriegs Rath gehalten und man konnte über einen einheitlichen Kriegsplan nicht einig werden. Butturlin glaubte, daß ihm Laudon die schwerste Arbeit überlasse und er erklärte, daß nicht seine, sondern Laudon's Soldaten den ersten Angriff ausführen sollten; im anderen Falle könne er sich mit seinem Heere einer so großen Gefahr nicht aussetzen und würde sich nicht wesentlich am Kampfe betheiligen. Butturlin hielt das preussische Lager für uneinnehmbar und zeigte keine Neigung, die Verantwortlichkeit für ein ihm tollkühn erscheinendes Unternehmen zu tragen und den Kern seiner Truppen auf's Spiel zu setzen. Vergebens verschwendete Laudon in verschiedenen Zusammenkünften die glänzendste Beredsamkeit, vergebens stellte er ihm die Aussicht auf einen glänzenden Erfolg als unzweifelhaft dar; Butterlin blieb bei seinem Nein. Er erklärte: dem Feldmarschall Laudon stehe ein russisches Armee-Corps zu Dienst und Hülfeleistung gern bereit, falls er den Angriff wagen wolle, allein die Disposition über seine weiteren Corps behalte er sich vor. Laudon forderte nun den Feldmarschall auf, wenigstens näher an das preussische Lager heranzurücken. Dies geschah, und der König schloß aus dieser Bewegung, daß die Stunde zur Schlacht erschienen sei und verdoppelte seine Wachsamkeit.

Friedrich war jeden Augenblick zum Kampf vorbereitet. Bei Tage, wo man alle Bewegungen in den feindlichen Lagern wahrnehmen konnte, mußten seine Soldaten rasten, sobald aber

die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelte abgebrochen, das ganze Gepäck des Heeres unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen in's Gewehr. So standen Fußvolk, Reiterei und Geschützmacht alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bei einer Hauptbatterie und theilte alle Anstrengungen mit seinen Leuten. Meist brachte er die Nacht mitten unter den Soldaten am Wachtfeuer zu, auf bloßer Erde oder auf einem Bund Stroh. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder und schlugen ihr Lager auf.

Hatten die preussischen Soldaten in ihrem befestigten Lager auch keine ermüdenden Märsche und anderen Kriegsstrapazen zu bestehen, so war ihre Lage doch eine sehr beschwerliche. Die Hitze war drückend, und, Brot ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh sowie an Gemüse; die Soldaten hatten Nichts zu kochen und wurden der Quarantaine bei Wasser und Brot höchst überdrüssig. Hierzu kam das Bedürfniß des Schlafs, das alle Tage dringender wurde, da an keine nächtliche Ruhe zu denken war. Die Kranken mehrten sich erstaunlich und wurden immer schaarenweise nach Schweidnitz gebracht. Das Mißvergnügen der Truppen beim ganzen Heere war allgemein und Friedrich, von den schwersten Sorgen tief darnieder gebeugt, mußte dies mit ansehen, ohne die Lage seiner Krieger verbessern zu können. Von draußen empfing er keine Nachricht: von seinem Lande, von aller Welt war er abgesperrt. Das waren schwere Tage, vielleicht die schwersten im siebenjährigen Kriege.

Eines Nachts — wie es meist geschah — lag er auf der äußersten Schanze des Lagers auf der Erde: neben ihm der alte Bieten; und Beide durchwachten die Dunkelheit, spähten rechts und links, ob irgend Etwas sich regte, und sprachen

vertraulich zu einander. „Ich komme aus dieser Falle nicht heraus!“ sprach der König. — „Bei Leuthen hatten wir noch einen stärkeren Feind,“ erwiderte Zieten: „und haben ihn doch geschlagen.“ „Bei Leuthen!“ rief der König; „vor 4 Jahren! Damals ist nicht jetzt — jetzt sind meine besten Truppen todt oder gefangen.“ „Die besten Truppen?“ fragte Zieten und war aufgebracht; „die Truppen sind ja jetzt brav wie jemals.“ „Doch, doch, mein lieber Zieten,“ sprach der König gelassen, „wir sind jetzt schlimmer daran als je.“ „Nur nicht den Muth verloren!“ ermunterte Zieten. „Jetzt nicht den Muth verlieren? Worauf ihn bauen?“ fragte der König. „Auf sein Recht und gut Gewissen!“ waren Zieten's starke Worte. „Bah, Recht und gut Gewissen!“ spöttelte der König; „wir können's nicht hindern, daß in dieser Welt manch Unschuldiger gehängt wird. Ich sage: es wird nicht gehen! es kann nicht gehen! Wir sind zu schlecht bestellt!“ „Und ich sage,“ antwortete Zieten fest und vertrauensvoll, „es kann gehen, muß gehen und wird gehen! Alles wird einen ehrenvollen Ausgang nehmen.“ „Weiß Er das so zuversichtlich?“ fragte der König und sah ihn scharf an; „hat Er sich etwa einen neuen Allirten verschafft?“ „Einen neuen nicht,“ antwortete der fromme Zieten, „nur den alten dort oben, der verläßt uns nicht.“ „Ach,“ seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr.“ „Deren braucht's auch nicht,“ erwiderte Zieten, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken.“ Friedrich erhob sich hierauf schweigend von seinem Lager, setzte sich zu Pferde und kontrollirte die Wachtposten.

Die Preußen hatten indessen nicht allein mit Entbehrungen zu kämpfen: auch im feindlichen Lager herrschte dieselbe Noth und zum Theil noch größere Mißstimmung. Friedrich wußte dies und erwartete daher Alles von der Zeit und noch mehr vom Hunger. Er selbst hatte wenigstens Brot

für die Soldaten und Futter für die Pferde; der Mangel jener nöthigsten aller Bedürfnisse aber konnte nicht lange bei den zahlreichen feindlichen Heeren ausbleiben, die in einem kleinen Bezirk, zwischen Bergen eingeschränkt, unmöglich fort-dauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf 15 Thaler gestiegen und Fleisch war gar nicht mehr zu bekommen. Den Russen wurde besonders die Noth unerträglich, und noch dazu hatte Friedrich Sorge getragen, ihnen alle Zufuhren abzuschneiden. Er hatte den General Platen mit 8000 Mann den Russen in den Rücken geschickt und dieser fand bei Gostin eine große, mit 4000 Mann wohlverschanzte Wagenburg, deren er sich sofort bemächtigte. Es waren mehr als 5000 Wagen mit vielen Lebensmitteln und Kriegsvorräthen. Platen schlug die Besatzung auseinander, machte 2000 Gefangene und führte die so sehnlichst gewünschten Vorräthe seinem König zu. Später bedrohte er sogar das russische Hauptmagazin in Posen, wodurch die Russen in solche Angst geriethen, daß sie ihren Rückzug antraten. Nachdem man also 20 Tage lang immer Entwürfe gemacht und wieder verworfen hatte, zog man unverrichteter Sache wieder ab. Nur zweimal waren die vereinigten Heere zum Angriff früh Morgens ausgerückt, aber sie fanden die Preußen zu wachsam, wurden mit Nachdruck zurückgeschlagen und ihre sonstigen Scharmügel blieben ohne Erfolg. Somit hatten jene 170,000 Mann dem kleinen Preussischen Heere nicht das Geringste anhaben können.

Bütturlin ging am 13. Sept. wirklich über die Oder, nur den General Tschernitschew ließ er mit 20,000 Mann den Oestreichern zurück. Diese Nachricht erregte einen Jubel im preussischen Lager, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten hätte. Obgleich Laudon's Heer in Verbindung mit dem russischen Haufen jetzt noch fast doppelt so stark war als das preussische, so hörten dennoch alle Vertheidigungsmaßregeln der

Preußen auf: Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen, kein Gepäck mehr weggesendet; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Kanonen wurden zurück in die Festung gebracht, die Flatterminen ausgeleert, die Wolfsgruben zugeworfen, die spanischen Reiter verbrannt und ein großer Theil der Verschanzungen eingerissen. Dabei war die Verbindung mit dem platten Lande wieder offen, und das preussische Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen. Der König ging zu Zieten heran und sagte ihm leise in's Ohr: „Er hat damals doch Recht gehabt und sein Allirter hat Wort gehalten.“ Denn er konnte sich's nicht anders auslegen, als — daß diese Befreiung ein Werk des Himmels gewesen sei.

Friedrich blieb nach dem Abmarsch der Russen nur noch 14 Tage in seinem Lager, dann nahm er seinen Marsch nach Münsterberg. Der Kommandant von Schweidnitz, General von Zastrow, glaubte jetzt, nach dem Abmarsche der Russen und da ihm überdies der König noch in der Nähe war, nicht mehr so strenge Vorsicht nöthig zu haben und überließ seine Truppen der ungestörtesten Ruhe. Die Fahrlässigkeit wurde aber an Laudon verrathen und dieser sann sofort auf Ueberumpelung. Laudon umzingelte die Festung, ließ aus den benachbarten Dörfern Leitern, Bretter ꝛc. herbeischaffen und beim Einbrechen der Nacht seine Truppen die Festung immer enger einschließen.

Zastrow, welcher in jener schreckensvollen Nacht einen Ball veranstaltet hatte, erhielt von dem Anrücken des Feindes zwar eine Kunde und ließ einige Patrouillen vorgehen, doch diese kehrten mit der Nachricht zurück, daß Nichts zu befürchten sei. Laudon war an einigen Punkten der Festung ganz nahe gerückt; und es gelang ihm, ohne einen Schuß zu thun, die Pallisaden zu durchbrechen, mit Hülfe der mitgebrachten Leitern

und Faschinen über den Graben und die Außenwerke zu steigen. Der Widerstand der auf so schreckliche Weise überraschten Besatzung war ein verzweifelter zu nennen. Das tiefe Dunkel der Nacht verhinderte das Erkennen der feindlichen Colonnen, die in immer größeren Schaaren über die Wallgräben drangen. Schon waren die Hauptwälle und das Bögenfort erstiegen, da flog letzteres krachend in die Luft und begrub 400 Menschen unter seinen Trümmern. Durch den Pulverdampf und die Finsterniß hindurch stürmten die Oestreicher vorwärts, denen die Russen auf dem Fuße folgten.

Mit wahren Löwenmuth vertheidigte sich die wackere Besatzung: der Feind füllte die Gräben mit seinen Leichen, über welche rastlos neue Bataillone vorrückten. Der Graf Wallis ermunterte seine Oestreicher zum Aufbieten der letzten Kräfte und seine Anrede blieb nicht ohne Erfolg. Zweimal zwar wurde Oberst Graf Wallis abgeschlagen; indeß binnen drei Stunden waren alle Forts bestiegen und die Stadt erobert. Das Wasserfort hielt sich noch bis um 7 Uhr. In demselben befanden sich 250 östreichische Kriegsgefangene, die nun die Thüren sprengten und ihre Aufseher erwürgten.

Die Sieger verloren 1600 Mann, worunter 70 Offiziere, ein Beweis, wie tapfer Zastrow und seine geringe Besatzung sich gewehrt hatten.

Gegen den ausdrücklichen Befehl Laudon's wurde die Stadt sogleich von den östreichischen Soldaten geplündert. Laudon hatte den Truppen 100,000 Thaler versprochen, sobald sie die Festung erobert hätten, die er ihnen nach geglücktem Unternehmen auch wirklich auszahlen ließ. Dennoch dauerten die Erpressungen fort. Erst die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten Lichtenstein und des Grafen Rinski, welche endlich mit der Kavallerie in die Stadt drangen, machten der Plünderung ein Ende und verhüteten größere Greuel.

Zastrow wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt. Obgleich er sich auf seine Vertheidigung berief, entließ ihn der König aus dem Dienste.

Randon hatte hierdurch seiner Kaiserin einen bedeutenden Vortheil errungen; durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Destreicher nach 6 blutigen Feldzügen zum ersten Male in den Stand gesetzt, Winterhausung in Schlesiens zu halten.

Der König und sein Heer empfanden diese traurige Nachricht auf das Schmerzlichste: Man hatte gewissermaßen dadurch alle Früchte eines mühseligen Feldzugs auf einmal eingebüßt, und man befürchtete nicht ohne Grund die Greuel eines neuen Winterfeldzugs.

Neunzehnter Abschnitt.

Der Winter von 1761 bis 1762.

Friedrichs Aufenthalt in Strehlen. — Absichten des Barons Barkotsch. Die Russen in Pommern. — Belagerung von Kolberg. — Der Feldzug in Sachsen. — Friedrichs Bündniß mit dem Tartarenhan. — Betrachtungen. —

Der unerwartete Verlust von Schweidnitz veranlaßte den König, nach Strehlen zu marschiren, und da eine Stellung zu nehmen, durch welche er Neisse, Brieg und Breslau in gleichem Grade decken konnte. Auch hatte er zur Vorsicht ein verschanztes Lager bei Breslau herstellen lassen.

Der Aufenthalt in Strehlen brachte dem König leider auch die trübe Erfahrung eines verrätherischen Versuchs gegen sein Leben. Der Baron von Barkotsch besaß in der Nähe von Strehlen bedeutende Güter und hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den König seinen Feinden zu überliefern. Er war früher östreichischer Offizier gewesen, lebte aber jetzt unabhängig

auf seinen Gütern. Warlotsch war ein Mann von hervorragender Bildung; den der König als einen angenehmen Gesellschafter gern bei sich sah. Aber unter der glatten und empfehlenden Außenseite barg dieser Mann ein verderbtes Gemüth, auf welches die ungeheuchelte Zuneigung seines Königs keinen Eindruck machte. So oft der König in die Gegend von Strehlen kam, verlegte er sein Hauptquartier vorzugsweise auf eines der Warlotsch'schen Güter und erfreute sich, so weit es der Ernst des Krieges erlaubte, der anmuthigen und erheiternden Gesellschaft dieses feinen Weltmannes.

Schon im Sommer wollte Warlotsch den König auf seinem Gute gefangen nehmen lassen und ihn den Oestreichern überliefern. Schon war sein Untergang gewiß, denn das Lösungswort des Warlotsch war: „Lebendig oder todt“, allein Gott der Herr hatte es anders beschlossen. Die Zieten'sche Schaar hatte unerwartet ihre Stellung verändert, wodurch die Ausführung des Vorhabens unterblieb. Warlotsch suchte nun den damals vereitelten Plan jetzt auszuführen. Die Sorglosigkeit Friedrich's in Rücksicht auf seine Person begünstigte die Ausführung. Der König befand sich auf der Warlotsch'schen Besitzung Wolfswitz. Er bewohnte hier ein unansehnliches Häuschen, welches nur 400 Schritte von der Stadt Strehlen entfernt lag. Seine Bedeckung bestand aus einer Kompagnie Grenadiere, von denen 30 Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann seiner besten Truppen. In der Dunkelheit der Nacht war auf ihren schnellen Beistand jedoch nicht zu rechnen. Der Wald, der von hier ab zu dem Heere Laudon's führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreien, ein Ziel gesetzt. Warlotsch wußte dies sehr wohl. Er entdeckte seinen Plan dem bei Münsterberg stehenden Oberst Grafen Wallis und dieser genehmigte denselben. Um die Aufmerksamkeit der preussischen

Truppen möglichst auf andere Dinge zu leiten, sollten 10 um Strehlen gelegene Dörfer in Brand gesteckt werden. Man versprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Gulden. Ein katholischer Priester in Siebenbrunnen, Namens Schmidt, war die Mittelsperson und an ihn wurden die Briefe bestellt. Warkotsch war evangelisch. Er hatte einen jungen Mann in seinen Diensten, Namens Kappel, der die Stelle eines Leibjägers bekleidete und sich das größte Vertrauen seines Gebieters zu erwerben gewußt hatte. Zur Ueberbringung der wegen des beabsichtigten Verraths fortwährend mit den Oestreichern geführten Correspondenz bedurfte der Baron eines zuverlässigen Dieners. Kappel besorgte Alles, denn er versiegelte die Briefe, nachdem der Baron sie ihm zuvor, um sein Gutachten zu hören, vorgelesen hatte. Als Besitzer eines so wichtigen Geheimnisses pflegte er seinem Herrn zu trogen, wenn anderweitig ihm ertheilte Aufträge seiner Laune nicht entsprachen.

Am 29. Novbr. befand sich Warkotsch beim Könige und beritt dann als Begleiter des Markgrafen Karl und des königl. Adjutanten von Krusemark die Gegend um Strehlen. Erst spät kam er nach Hause. Das Wetter war rauh und kalt. Kappel, der die Kreuz- und Querritte mitgemacht, war müde und bei sehr übler Laune; er hatte den ganzen Tag nur wenig gegessen und ging murrend zu Bette.

Warkotsch hatte mit dem Grafen Wallis die nöthigen Verabredungen getroffen und in dieser Nacht sollte sein Vorhaben ausgeführt werden. Wallis hatte ihm das rechtzeitige Eintreffen von 4 Schwadronen Husaren zugesagt. Nur noch einige näher zu bestimmende Punkte waren zu erledigen, welche den Baron veranlaßten, den Leibjäger aus dem Schlafe zu wecken und mit einem Briefe in das östreichische Lager zu senden. Mürrisch bestieg Kappel sein Pferd und verließ mit dem Briefe das Schloß. In der stillen, schweigsamen Nacht

auf einsamem Wege regte sich Kappels Gewissen. Die Schändlichkeit des Beginnens seines Herrn, dem er bisher dabei behülflich gewesen, trat ihm lebendig vor die Seele. Er überwand die Versuchung und überbrachte den Brief nicht dem Oberst Wallis, sondern dem ihm als redlichen Seelsorger bekannten evang. Pastor Gerlach in Schönbrunn. Es war Mitternacht, als er bei ihm eintraf. Gerlach öffnete den Brief und schickte ihn mit diesem sofort zum Könige selbst. Eine Stunde später war er beim Könige. Friedrich war tief erschüttert durch so schwarzen Undank. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Baron sogleich arretiren zu lassen, ehe sich dieser durch die Flucht seiner wohlverdienten Strafe entziehen konnte; aber nicht der Durst nach Rache, sondern Verachtung erfüllte ihn gegen den Clenden. Er überließ ihn seinem Schicksale und dem strafenden Urtheile dessen, der da gerecht richtet. Der brave Prediger Gerlach blieb unbelohnt und starb in Armuth; der Jäger Kappel aber erhielt eine Forstbedienung bei Dranienburg. — Der Wiener Hof verneinte alle Theilnahme an dem Verbrechen, und die gräßlich Wallis'sche Familie erklärte, daß der Oberst dieses Namens nicht mit ihrem Hause verwandt sei. Warfotsch selbst wurde in Oestreich überall mit Verachtung empfangen und gerieth zuletzt in große Armuth. Die mitleidige Theresia setzte ihm zuletzt ein jährliches Almosen von 300 Gulden aus.

Nach diesem Vorfalle blieb die preußische Armee noch bis zum 9. Dezember im Lager bei Strehlen. Dann bezog sie die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau. Friedrich blieb während dieses Winters in Breslau.

Während sich diese Ereignisse in Schlesien vollzogen, hatten die Russen in Pommern ihre Zeit nicht müßig hingebracht. Der General Graf Tottleben war seines Commando's enthoben und in Haft gesetzt worden, weil seine

Kaiserin wegen der von ihm geübten milden Behandlung Berlin's dem General nicht mehr trauen zu können glaubte. Graf Romanzow war an seine Stelle getreten. Er hatte den Auftrag erhalten, sich der Festung Kolberg zu bemächtigen. Mit 27,000 Mann hielt er dieselbe eingeschlossen. Eine russische Kriegsflotte vereinigte sich mit einem schwedischen Geschwader und diese suchten die Stadt vom Meere aus zu ängstigen.

Der preussische General Prinz von Württemberg hatte bei Kolberg ein festes Lager bezogen und bewies in dieser sehr schweren Stellung ein außerordentliches Feldherrntalent. Er hatte nur 6000 Mann, während Romanzow 24,000 Mann stark war. In Verbindung mit dem Festungscommandanten, General von Heyden, machte er dem Feinde jeden Fuß breit Landes streitig. Der Feind beschloß die Festung von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort. An dem Vormittage des 5. Sept. wurden allein 236 Bomben gegen die Festung geworfen, von denen 62 in die Stadt einschlugen. Man hatte den König von der äußersten Bedrängniß Kolbergs benachrichtigt und dieser ertheilte dem tapfern General von Platen, der sich in Polen glänzend hervorgethan, den Auftrag, seinen Marsch nach Kolberg zu nehmen. Dies war eine schwierige Aufgabe, denn die in und um Kolberg lagernden Preußen waren so umstellt, daß eine Vereinigung mit ihnen unmöglich schien. Dennoch wußte Platen sich durch den mächtigen Feind hindurchzudrängen und am 4. Oktbr. fand seine Vereinigung mit dem Prinzen von Württemberg statt. Es waren nun 16,000 Preußen zusammen. Mit dieser Vermehrung der Truppen trat jedoch gleichzeitig der Uebelstand ein, daß die wenigen noch vorhandenen Nahrungsmittel um so schneller aufgezehrt wurden. Es war unausbleiblich, daß man hier nicht lange bleiben könne, wenn es nicht gelang eine Zufuhr von 80 mit Lebensmitteln beladenen

Wagen, welche von Stettin her auf dem Wege war, mitten durch das vom Feinde durchschwärmte Land an sich zu ziehen. Um den sehnföchtig erwarteten Transportzug zu decken, zogen die Generale von Platen und von Knoblauch demselben entgegen. Allein Romanzow traf so treffliche Anstalten, daß der Lastzug nach Stettin zurückkehren mußte und Knoblauch umzingelt wurde. Vier Tage lang vertheidigte er sich mit Löwenmuth, endlich aber mußte er sich wegen Mangel an Schießvorrath mit 2400 Mann ergeben. Auch Platen war mit seinem Korps abgeschnitten worden.

Die Noth in der Festung stieg von Tag zu Tag. Das Romanzow'sche Heer außerhalb der Mauern war durch Verstärkungen auf 40,000 Mann angewachsen und es war jetzt unmöglich, Lebensmittel nach der Stadt zu bringen. Man hatte nur noch trockenes Kommißbrot und für jedes Pferd täglich ein halbes Bund Stroh.

Am 13. Dezember forderte Romanzow die Festung zum zehnten Male auf, sich zu ergeben. Die letzte Patrone war verschossen und das letzte Brot verzehrt. Mit dem Bewußtsein, seine Pflicht redlich gethan zu haben, übergab nun Heyden, nach mühselig überstandener viermonatlicher Belagerung am 16. Dezember die Festung. Der Prinz von Württemberg hatte schon vorher, ohne einen Mann zu verlieren, seinen Abzug bewerkstelligt. Er begab sich nach Mecklenburg, woselbst er Winterquartiere bezog. Platen marschirte mit seinem Korps nach Sachsen.

Der Feldzug in Sachsen wurde indessen vom Prinzen Heinrich mit außerordentlichem Geschick geleitet. Er wußte sich gegen die große östreichische Streitmacht unter Daun und gegen die Reichsarmee gleich tapfer zu behaupten. Er beschränkte seine Thätigkeit auf die Vertheidigung der vorgenommenen Positionen. Erst zu Ende des Jahres schien in Daun sich die

Ueberzeugung geltend zu machen, daß es für eine so mächtige Armee unwürdig sei, Nichts gegen das schwache preussische Heer zu unternehmen. Plötzlich setzte sich der Feldmarschall in Bewegung und es schien, als sollte es zur Schlacht kommen. Am 14. November kam es bei Döbeln zu einem hartnäckigen, aber unentschiedenen Gefecht, worauf die Heere ihre Winterquartiere bezogen.

Die Armeen der Franzosen und Allirten hatten auch in diesem Jahre ihren Zweck nicht erreicht. Ohne Etwas zu unternehmen, blieben sie bis zum Juni in ihren Lagern stehen. Als später der Hof von Versailles ein entscheidendes Handeln verlangte, geriethen die beiden französischen Heerführer, Broglio und Soubise in Uneinigkeit und ihre beabsichtigte Vereinigung wurde durch die Wachsamkeit des tapferen Herzogs Ferdinand wiederholt vereitelt. Endlich am 7. Juli vereinigten sich beide Heere bei Soest. Die beiden Generale beabsichtigten nun, den Herzog Ferdinand anzugreifen. Bei dem Dorfe Billingshausen entstand ein hartnäckiger Kampf, dem der Herzog unterlag. Er ließ zwar am andern Tage nochmals seine Truppen vorgehen, aber die Uebermacht war zu groß und Ferdinand büßte 5000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Beide Armeen standen sich eine Zeit lang bei Einbeck drohend gegenüber und es schien, als werde eine Feldschlacht den Feldzug beschließen. Am 29. November führte der Feind jedoch seine Armee in die Winterquartiere und auch der Winter verlief hier ohne nennenswerthe Kriegsereignisse.

Die Schweden hatten während des Jahres 1761 keine Erfolge errungen. Der tapfere preussische General von Belling wußte ihnen jede größere Unternehmung unmöglich zu machen. Sie hätten gern einen Streifzug nach Berlin unternommen, die preussischen Husaren aber saßen ihnen stets so dicht auf dem Nacken und machten in zahlreichen Scharmützeln so viel

Gefangene, daß sie auch diesen Feldzug ruhmlos, wie die früheren, zu beschließen genöthigt waren. Die Schweden nahmen ihre Winterquartiere in der Gegend von Stralsund.

Obwohl der König in dem Feldzuge von 1761 keine offene Feldschlacht, auch keine bedeutenden Heeresabtheilungen verloren hatte, war seine Lage doch mehr und mehr gefährlicher geworden. Aber je mehr die Waage zum Nachtheile Friedrichs stieg, desto lauter erhoben sich einzelne Stimmen, desto allgemeiner wurde endlich die Ueberzeugung, daß mit Preußens Sturze die deutsche Nation sich selber eine tiefe, unheilbringende Wunde schlage. Man war nicht mehr blind gegen das starre, verrottete Wesen der deutschen Reichsverfassung und hatte die bittern Früchte derselben lange genug gekostet, um nicht Alles von einem Umschwunge der Dinge zu hoffen, der, sowie er unter Friedrichs Regierung bereits begonnen, den Umsturz hundertjähriger Gebräuche, Thorheiten und Vorurtheile versprach. Der lebendige Geist, der seit der Siegeschlacht bei Mollwitz, einem elektrischen Funken gleich, in den Herzen der Preußen und vieler Deutschen gezündet und sie tüchtig gemacht hatte, dem Sonnenfluge des königlichen Aares zu folgen — dieser Geist drohte unter den Trümmern der zusammenstürzenden Monarchie wiederum zu verlöschen und der alten Nacht den Sieg zu lassen. Während Viele im deutschen Volke den Untergang des Königs mit jener ehrfurchtsvollen Scheu, jener schweigenden Trauer erwarteten, die wir stets bei dem Verschwinden einer Größe fühlen, sahen die Gebildeten weiter und erwogen mit trübem Ernste die Zukunft, die unzweifelhaft den Verlust der Glaubens- und Gewissensfreiheit bringen mußte. Mit dem Siege der katholischen Länder Oestreich, Frankreich, Rußland über den mächtigsten evangelischen Fürsten, den man als den natürlichen und zuverlässigen Beschützer des evangelischen Glaubens zu betrachten gewohnt war, waren dem Fanatismus und

der religiösen Unbulbsamkeit freie Hand gegeben. Die protestantischen Reichsstände waren außer Stande, dem Einflusse Oestreichs die Spitze zu bieten, und war Oestreichs Macht erst durch die Demüthigung Preußens vermehrt, so mußte dieselbe nothwendig ein entschiedenes Uebergewicht, einen so unwiderstehlichen Einfluß auf den lockern und uneinig in sich selbst zerfallenen Reichsverband gewinnen, daß der östreichische Gedanke, die römische Kirche zur alleinherrschenden in Deutschland zu machen, alle evangelischen Deutschen mit banger Besorgniß erfüllen mußte. Es war in der That kein leeres Schreckbild, wenn man von dem vereinten Wirken einer schlauen Politik und äußerer Macht Katastrophen ahnte, die das rastlose Streben der Jesuiten und der römischen Curie längst ersehnt und möglichst vorbereitet hatten. War man doch in Oestreich schon jetzt eifrig beflissen, den Krieg mit Friedrich als einen Kreuzzug und die Demüthigung des „Erzlekers“ wie der König ohne Scheu in den Kanzelvorträgen des katholischen Klerus genannt wurde, als ein Gott wohlgefälliges, Gnade und Ablass bewirkendes Unternehmen darzustellen! Wie Friedrich gegen dieses stille aber mächtige Wirken des Papstthums zu kämpfen hatte, ist durch hunderte von Thatfachen belegt.

Erst jetzt, 110 Jahre später, nachdem der fromme Heldenkaiser Wilhelm I. 1871 in seiner Thronrede die bedeutungsvollen Worte sprach: „Sorgen wir nun dafür, daß es Licht bleibe,“ ist dieser gewaltige Einfluß des römischen Bischofs tief erschüttert. Die Krone des römischen Statthalters, die mit ihrem Glanze durch länger als 10 Jahrhunderte geleuchtet hatte, und vor deren Weltglanze Völker und Herrschaften vergangen sind, ist fast geräuschlos von dem Haupte ihres letzten, und, wofür er galt, thatkräftigsten Trägers gefallen. Die Geschichte mit ihren neuentstehenden und vergehenden Geschlechtern hatte oft an dieser Krone gerüttelt. Das weltliche

Papstthum hatte seine stolzen Tage, wo der Kaiser dem Statthalter Gottes den Steigbügel demüthig hielt, wo sein Segen von einer knieenden Welt gläubig empfangen wurde, sein Bannfluch die Reiche in ihren Fugen zittern machte, auch schon zu Friedrichs Zeiten längst hinter sich. Schwere, gewaltige Prüfungen waren darüber gegangen. Aber der Fels Petri, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen konnten, wollte auch in seiner weltlichen Herrschaft das Riff sein, an dem die Mächte der Geschichte wie schäumende Wogen zerschellen sollten. Wiederum in unserer Zeit raffte der Papst alle Kräfte der Kirche zusammen, um mit neuer Gewalt das wankende Gebäude zu befestigen. Die katholischen Bischöfe in ihrer größten Majorität hatten die Fülle der päpstlichen Macht decretirt vor der halbstaunenden Welt, daß man ihr auch 1871 noch derartiges bieten könne. Sie hatten ihre Entscheidung als unverbrüchlichen Glaubenssatz wie ein eisernes Joch auf die Geister und Gewissen geworfen — und doch an einem Tage, still und geräuschlos hörte der Papst-König auf, in seiner Hand zugleich mit dem Hirtenstabe das weltliche Scepter zu führen. An einem Tage, ohne die geringste weltgeschichtliche Erschütterung, fast ohne daß es die mit anderen Sorgen beschäftigte Welt bemerkte, zerstob jenes Concil, jenes wunderbarste Schauspiel unserer Zeit, vor seinem Abschlusse, und brach der Thron zusammen, auf welchem der Knecht der Knechte Gottes, der die Millionen der katholischen Welt zu seinen Füßen gehabt. Doch nicht die von ihm als Ketzer verfluchten Protestanten, sondern sein eigenstes Volk, seine Glaubensanhänger, die katholischen Italiener stürzten seinen wankenden Thron.

Es war wohl kein zufälliges, sondern bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß dieses patrimonium Petri säcularisirt wurde in dem Augenblicke, als unter dem furchtbaren Getöse der Waffen die Herrschaft jenes Frankreich zusammenbrach, das

sich so lange als der schützende Arm der päpstlichen Herrschaft gezeigt, so daß keine Macht es wagen sollte, an den morschen Thron die Hand zu legen. Es war ein eigenes Geschick, daß diese beiden Mächte, die während des siebenjährigen Krieges, so wie vor- und nachher, so viel Unheil über Preußen und Deutschland gebracht, fast in Gemeinschaft wie ein zerfließender Schatten ihre unerschütterlich geltende Macht dahin sinken sahen. Aber noch eine fast wunderbarere Erscheinung war es, daß fast zu gleicher Zeit, als der re-papa aufhörte und der Herrscher Frankreichs am Schlachtenhimmel erlosch, dem hellen Tage ein neues Gestirn aufging: das geeinte Deutschland als ein Reich mit seinem Kaiser!

So haben die blutigen Kämpfe der Gegenwart, sowie die des siebenjährigen Krieges unter Gottes Gnade dazu beitragen müssen, die preussische Macht an die Spitze Deutschlands und als den Beschützer des evangelischen Glaubens aufzustellen. Es war eine lange, durch Jahrhunderte gehende, aber naturgemäße Entwicklung, welche Preußen zu seinem hohen Berufe fähig machte. Schon zu Friedrichs Zeiten war in vielen Deutschen ein Verständniß für den Beruf Preußens vorhanden. Darum fühlten die Besseren der Nation Trauer über den damals fast unvermeidlich scheinenden Untergang des Heldenkönigs. Der größere Theil seiner Provinzen war vom Feinde besetzt und bis auf den Grund verheert. Viele Landleute vermochten ihre Felder nicht mehr zu bebauen, weil es an Saatgetreide fehlte. Handel und Gewerbe lagen völlig darnieder, und das verschlechterte Geld hatte im öffentlichen Verkehr das gegenseitige Vertrauen zerstört. Man wußte nicht mehr, woher man für das Heer die nothwendigsten Lebensmittel nehmen sollte, alle Magazine waren leer und die junge Mannschaft lag auf dem Schlachtfelde. Alle nur einigermaßen fähigen jungen Männer waren bereits in den letzten Jahren ausgehoben worden. Außer dem

Mangel an kräftigen Truppen fehlte es allgemein an Pferden, an Bekleidung für die Mannschaft und an vielen Kriegsnothwendigkeiten. Auch Krankheit, Elend, Widerwärtigkeiten im Heere und im Staate verbreiteten sich mehr und mehr. Bei aller Standhaftigkeit Friedrichs bemächtigte sich seiner Seele jetzt doch der Trübsinn. Er sprach wenig, selbst mit seinen Vertrauten. Er speiste gewöhnlich allein, kam auf keine Parade mehr, machte keinen Spazierritt und suchte die Stille auf.

Vergebens sah sich der König nach Bundesgenossen um. Dänemark wandte sich von ihm ab, England befolgte die thörichte Politik des Ministers Bute, die Türkei verharrete in unschlüssigem Zögern und die anderen nicht direkt theilhabenden Staaten versagten ihm jede Hülfe. Da schien es, als wolle ihm Gott unter den Bekennern des Islam einen Freund und Helfer erwecken, den er in der ganzen Christenheit vergebens gesucht hatte.

In der Krim und längs den nordöstlichen Ufern des schwarzen Meeres wohnte damals ein freier Tartarenstamm, den der Sproß einer uralten Familie unbeschränkt regierte. Seit Jahren schon lag dieses Volk mit seinen nächsten Nachbarn, den Russen, im Streite. Eben damals fühlte sich der Tartarenchan versucht, den Kampf mit Rußland aufzunehmen. In diesem Beschlusse wurde er durch einen beredten und klugen Mann, Namens Boscamp, der mit dem Könige in direkter Verbindung stand und als dessen Geschäftsträger in der Krim galt, aufs eifrigste bestärkt. Ein Einfall der Tartaren in Südrußland konnte Preußen von dem höchsten Nutzen sein, denn unzweifelhaft sah sich Elisabeth dann genöthigt, einen großen Theil ihrer gegen Friedrich im Felde stehenden Truppen nach der Krim abzusenden. Wäre der Chan, obschon wie sein ganzes Volk kriegs- und beutelustig, auch ein Mann von Energie und rascher Entschlossenheit gewesen — es hätten die Ereignisse am

schwarzen Meere sicherlich die entschiedenste Rückwirkung auf die Ereignisse an der Oder und Ostsee geübt und nie wäre vielleicht eine Schlacht bei Kunersdorf geschlagen worden. Ende 1761 erschien eine mit orientalischem Pompe ausgerüstete Gesandtschaft des Chan im Hauptquartier des Königs und bot dessen und seines Volkes Freundschaft, Bündniß und die thätigste Mitwirkung im Kriege gegen Rußland an. Umringt von allen Seiten und fast erdrückt von seinen Feinden begrüßte Friedrich den Abgesandten des Chan wie einen Retter aus höchster Noth. Für ihn und den Chan selbst wurden reiche Geschenke, Kunstartikel, Schmucksachen zc. herbeigeschafft, und Friedrich schärfte ihm seinen Plan behufs des wirksamsten Auftretens gegen den gemeinschaftlichen Feind nachdrücklich ein. Der König sandte einen Bevollmächtigten in der Person des Adjutanten von der Goltz an den Chan und im Winter 1761 zu 1762 waren die Angelegenheiten so weit gediehen, daß der Ausbruch des Krieges zwischen dem Chan und Rußland Anfang 1762 beginnen sollte. Da brachte ein rascher, unerwarteter Todesfall in der ganzen politischen Lage Europas eine völlige Veränderung hervor, die sich auch auf das preussisch-tartarische Bündniß erstreckte.

Zwanzigster Abschnitt.

Das Jahr 1762.

Tod der Kaiserin von Rußland. — Peter III. und seine Freundschaft für den König. — Der Feldzug in Sachsen. — Die Schlacht bei Freiberg. — Kaiser Peters Tod. — Die Kaiserin Katharina. — Treffen bei Burkersdorf. — Die Belagerung und Eroberung von Schweidnitz.

Des Königs Kriegspläne für den bevorstehenden Feldzug 1762 blieben ein Geheimniß. Sie wurden verworfen, oder doch ganz abgeändert, als sich die Verhältnisse änderten. Der

„Mühte da oben“ wollte nach dem Ausdruck des frommen Zieten auch noch länger für ihn kämpfen und ihn der Uebermacht und dem Willen seiner Feinde nicht preisgeben. Niemand weiß, was während jener schweren Drangsalzeit in der Seele des Königs vorging. Durch die vielen Leiden, die er erduldet, war der Boden seines Herzens zur Aufnahme des Wortes Gottes empfänglich geworden. Er sehnte sich nach innerer Sammlung und der Stille. „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“ Dieses Gotteswort mag wohl auch in seiner Seele einen Wiederhall gefunden haben und der Herr erbarmte sich seiner und seines schwer heimgesuchten Volkes.

Als die Noth auf's Höchste gestiegen war, ließ Gott durch die Thronbesteigung Peters III. von Rußland in ihm den König einen Beschützer und Bundesgenossen finden.

Am 5. Januar 1762 starb nämlich die langjährige Feindin Friedrichs, die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Ihr Neffe und Nachfolger, Peter III., ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, beeilte sich, demselben sofort alle preussischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzuschicken und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Er entsandte sogleich den Oberst Gudowitsch an den Bruder seiner Gemahlin, den Fürsten von Anhalt-Zerbst, welcher Befehl erhielt, den Rückzug über Breslau zu nehmen und den König der Hochachtung und Freundschaft des russischen Kaisers zu versichern. Friedrich gab dem Gesandten ein Schreiben an den Kaiser Peter mit, worin er seine Geneigtheit zum Frieden ausdrückte, wenn ihm keine Bedingungen gestellt würden, welche seiner Würde und seinem Rechte entgegen wären. Er schickte dann unverzüglich den Oberst Frhrn. von der Goltz nach Petersburg, um dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen.

Dennoch war der König nicht ohne Besorgniß. Die Russen waren seit langer Zeit im Besitze der Provinz Preußen, und hatten es wiederholt ausgesprochen, daß diese Provinz ein Bestandtheil ihres Reiches wäre. Peter meinte es jedoch mit der dem König angetragenen Freundschaft aufrichtig. Er empfing den Oberst von der Goltz überaus herzlich, und er erschien sogar an seinem eigenen Hofe in preussischer Uniform.

Schon am 16. März 1762 wurde zu Stargard in Pommern der Waffenstillstand zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet, und der russische Gesandte Fürst Galazin zeigte am Hofe zu Wien offiziell an, daß der Abschluß des Friedens zwischen seinem Hofe und Preußen nahe sei. Wirklich wurde derselbe am 5. Mai zu Petersburg von dem Kanzler Woronzow und dem Frhrn. von der Goltz unterzeichnet. Der Kaiser von Rußland entsagte jedem Bündnisse gegen Preußen, und versprach, „um der Welt einen unwiderleglichen Beweis zu geben, daß sein Benehmen nicht von Eigennutz, vielmehr der gegenwärtige Friede nur von wahrhafter Liebe zu demselben diktiert werde,“ dem Könige Alles zurückzugeben, was die Russen während des Krieges in Besitz genommen.

Die Kaiserin Elisabeth kannte die Zuneigung Peters für Friedrich und vermuthete daher, daß Peter nach ihrem Tode den Krieg nicht fortsetzen werde. Noch in ihren letzten Lebenstagen hatte sie ernstliche und strenge Verfügungen zur Fortsetzung des Krieges erlassen. Sogar auf ihrem Sterbebette forderte sie von dem russischen Senat das Versprechen, nicht ohne den Beitritt der Bundesgenossen mit Preußen Frieden zu machen. Aber, „was er sich vorgenommen, und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.“

Nun war Preußen gerettet und zwar durch die sichtbare Fügung Gottes. In ganz Preußen schlugen viel tausend Herzen in Lob und Preis dem Höchsten entgegen. Aus tiefer

Nacht war ein hellstrahlendes Morgenroth angebrochen. Auch Friedrich mag wohl in der Stille seines Herzens Gott seinen Dank dargebracht haben; denn sein äußeres Leben war völlig umgewandelt. Hatte er seit der Cunersdorfer Schlacht ernst und düster seinen Gram getragen, war kein Lächeln mehr auf dem gefurchten Antlitz erschienen, und in seinen scharfen, tiefgeprägten Zügen ein verschlossener, beinahe menschenfeindlicher Ausdruck hervorgetreten, so belebte jetzt wieder Heiterkeit und das Feuer eines sich stark und jugendkräftig fühlenden Gemüthes sein Antlitz. In seinen Augen glänzte wieder die alte Milde. Er griff wieder zu seiner Flöte und erheiterte sich durch ihre Töne in einsamen Stunden.

Peter erließ ein Rundschreiben an seine Verbündeten, worin er erklärte, daß er dem Könige von Preußen alle von Rußland gemachten Eroberungen zurückgebe. Er rieth ihnen ernstlich den Frieden an und berief sich für sein Handeln auf seine Pflichten als Monarch, welcher das Blut der ihm anvertrauten Unterthanen zu schonen habe und der vor Gott verpflichtet sei, Nachsicht zu üben und seinem Reiche Ruhe zu verschaffen. Er nannte dies das erste Gesetz, das Gott den Fürsten vorgeschrieben hätte. Der französische Hof erwiderte ganz im Tone der damaligen Zeit, wo die Nation Nichts und der Wille des Königs Alles war, daß weder die zärtlichen Gesinnungen des Monarchen gegen seine Unterthanen, noch der Gedanke an ihre Glückseligkeit seinen Entschluß wankend machen dürfte: die mit seinen Bundesgenossen geschlossenen Verträge pünktlich zu erfüllen, und daß nach des allerchristlichen Königs Meinung dies das erste Gesetz des Fürsten sei.

Da man auch in Wien vom Frieden nicht anders als unter für Friedrich ganz unannehmbaren Bedingungen hören wollte, so sah sich der König gezwungen, den Krieg fortzusetzen.

Durch den Rücktritt Rußlands vom Kriege hatte Oestreich einen mächtigen Bundesgenossen verloren. Auch Schweden trat nun von der Allianz gegen Preußen zurück. Der Krieg, durch welchen Schweden 8,000,000 Thaler eingebüßt, war von dem Könige Adolph Friedrich von jeher gemißbilligt worden. Aber jene Partei des Reichsraths, welche die französischen Subsidien unter sich theilte, hatte den machtlosen Fürsten zum Kriege gezwungen. Nach Peter III. Thronbesteigung jedoch, der ein naher Verwandter des Königs von Schweden war, kam einige Furcht in die elende Oligarchie dieses Landes. Am 10. April 1762 wurde zuerst ein Waffenstillstand auf drei Monate, dann am 22. Mai zu Hamburg der Friede geschlossen, durch welchen die alten Verhältnisse zwischen Schweden und Preußen, ganz wie sie vor dem Kriege gewesen, wieder hergestellt wurden.

Der Tartarenchan, welcher mit dem Könige ein Bündniß geschlossen, erhielt nun die Weisung, nicht in Rußland, sondern in Ungarn einzufallen, wohin ihm der General von Werner entgegenzukommen bestimmt war. Friedrich hoffte, daß dieser Angriff im Süden die Hartnäckigkeit Maria Theresia's und ihres Ministers Kaunitz erschüttern werde.

In Preußen herrschte nun die regste Thätigkeit. Durch die Auswechslung der in russischer Kriegsgefangenschaft gewesenen Soldaten erhielt der König einen Truppenzuwachs. Auch in der Provinz Preußen, die so lange unter dem russischen Drucke geschmachtet, sowie in Pommern und in der Neumark konnte man nun neue Truppen ausheben.

Der doppelte Friede Preußens mit Rußland und Schweden gestattete dem Könige, alle seine Streitkräfte gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia und der Reichsarmee zu wenden.

Die Armee des Prinzen Heinrich war bis auf 48 Bataillone Infanterie und 93 Schwabronen Kavallerie verstärkt

worden. Ihm gegenüber stand der Feldmarschall von Serbelloni mit 57 Bataillonen und 148 Schwadronen. Die Aufstellung einer so großen Menschenmasse auf einem verhältnißmäßig kleinen Terrain vergrößerte die Noth um Lebensmittel ganz ungemein. Graf Brühl schrieb in seinem Briefe vom 18. Mai 1762: „Gingegen verfahren die preußischen Truppen in Sachsen mit dem armen Lande ärger und grausamer als jemals zuvor. Sie begnügen sich nicht mehr mit denen unerschwinglichen Aufzügen, Brandschatzungen und praestationen an Rekruten, Pferden und anderer Art, sondern sie berauben sogar die Unterthanen alles ihres Viehes, und plündern ganze Dorfschaften und Gegenden mit Erbrechung von Kisten und Kasten und denen erbärmlichsten Mißhandlungen aus, wie solches unter andern neuerlich in der Niederlausitz durch das nach Schlesien gehende Schenkendorf'sche Corps geschehen ist, daß also das Elend und die Verheerungen immer größer werden.“

Das in diesem Briefe geschilderte Betragen der Preußen in Sachsen muß hier um so auffälliger erscheinen, als dieselben in dem eroberten Lande sich anfangs und auch später mit so vieler Mäßigung benahmen. Allein es sind Ausschreitungen leicht erklärlich, wenn man die damaligen Verhältnisse der preußischen Truppen in Sachsen etwas näher kennt.

Abgesehen davon, daß auch der beste Soldat im Verlaufe eines langwierigen Krieges, wo er an Greuel aller Art gewöhnt, härter und unempfindlicher gegen die leidende Menschheit wird, namentlich gegen diejenigen Landesbewohner, die seine Feinde sind, so hatte es mit den in Sachsen stehenden preußischen Truppen noch seine ganz besondere Bewandniß.

Nachdem nämlich Prinz Heinrich am Ende des vorjährigen Feldzuges aus dem Gebirge verdrängt worden war, wurde er gezwungen, seine Winterquartiere in einer Gegend zu nehmen, die schon in den vorhergehenden Jahren ganz ab-

gesogen war. Die Umstände erheischten dabei, daß er seine Truppen möglichst eng zusammenhalten mußte, mithin Städte und Dörfer zum Theil überfüllt wurden. Nächst den Entbehrungen stellten sich durch das Zusammenhäufen allerhand Krankheiten ein, so daß der Soldat hier mit viel mehr Ungemach zu kämpfen hatte als im Felde. Winterquartiere sollen dem Soldaten eine Erholung bringen und ihm einige Bequemlichkeiten erlauben, hier hatte er mit Hunger und Elend und Strapazen aller Art zu kämpfen. Und doch ertrug der preussische Soldat hier Alles mit Geduld und Ergebung. Nur mit solchen Kriegeren konnte Prinz Heinrich, der seinerseits für die Truppen that, was er konnte, seine Stellung gegen den überlegenen Feind behaupten, bis sich mit dem Eintritt des Frühlings die Gelegenheit bot, seine Quartiere zu erweitern.

Sobald nun der ausgehungerte und von Krankheit entkräftete Soldat wieder Gelegenheit fand, sich das verschaffen zu können, was er so lange drückend entbehrt hatte, ließ er seinem Zügel freien Lauf. Daß ihm dies in einem vom Kriege ausgezogenen Lande schwerer wird als anderswo, ist leicht zu begreifen und daß es hierbei zu mancherlei Excessen und Ausschweifungen kam, ist sehr erklärlich.

Mit Bewilligung des Königs und des Prinzen Heinrich geschah dergleichen niemals; beide waren zu edle Männer, um sich das Elend eines so bedrückten Landes nicht zu Herzen gehen zu lassen. Allein die Noth gebietet auch da zuweilen den edelsten Empfindungen zu schweigen, wo höhere Rücksichten zu nehmen sind. Was den König und seine Monarchie in den Zeiten jener schweren Bedrängniß nächst Gott hielt, war seine ihm ergebene Armee, die das mit allen Opfern ausführte, was sein reiches Genie erfand: für diese hatte er zunächst zu sorgen, denn sie entschied das Wohl und Wehe seines ganzen Volkes.

Der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte den Prinzen Heinrich, entweder diese Gegend zu verlassen oder eine entscheidende Schlacht zu wagen.

Die Linie, welche Serbelloni besetzt hielt, war sehr ausgedehnt, und ging von dem Plauen'schen Grunde bei Dresden über Dippoldiswalde, dann fort über die Höhenzüge bis Freiberg und Chemnitz. Prinz Heinrich beschloß, diese ausgedehnte Stellung im Centrum zu durchbrechen und über die Freiburger Mulde zu gehen, welche der General von Zedtwitz in einer Stellung zwischen Roswein und Döbeln vertheidigte. Am 12. Mai wurde der Feind auf verschiedenen Punkten lebhaft angegriffen. Derselbe wehrte sich zwar tapfer in seinen Verschanzungen, mußte aber den stürmischen Angriffen der Preußen unterliegen. Zedtwitz wurde von den übrigen Corps abgeschnitten und gerieth mit 40 Offizieren und 1500 Mann in Gefangenschaft.

Nach gelungenem Uebergange bezog Prinz Heinrich das Lager bei Freiberg, während Seydlitz die östreichischen Posten an der Weistritz vertrieb. Nachdem auch Hülsen bei Roswein glücklich gestritten hatte, versuchten die Preußen den Feind zu umgehen und ihn von Böhmen und der Elbe abzuschneiden. Aber Serbelloni kam ihnen zuvor und Prinz Heinrich nahm seine Stellung bei Pretschendorf. Einige Wochen hindurch standen sich die Heere einander unthätig gegenüber. Erst als die preußische Armee durch das Corps des aus Mecklenburg kommenden Generals von Belling verstärkt wurde, versuchte sich Serbelloni mit den Reichstruppen, welche der Prinz Stolberg befehligte, zu vereinigen. Jedoch auch dieses Unternehmen mißlang. Serbelloni fühlte sich über das stete Mißlingen seiner Entwürfe so unzufrieden und entmüthigt, daß er beim Hofe zu Wien um seine Abberufung bat. Seine Bitte wurde ihm gern gewährt und an seine Stelle trat der General von Haddik.

Haddik beschloß, sofort mit ganzer Kraft auf die Preußen loszugehen. Am 14. October ließ er die ganze Linie der Preußen beunruhigen. Es blieb aber bei einer Kanonade und einigen Scharmücheln, denn der Hauptangriff, welchen der Prinz Stolberg gegen die Stellung des Feindes bei Freiberg ausführen sollte, mißlang.

Prinz Heinrich mußte alle Geschicklichkeit aufbieten, um nicht von Haddik überflügelt zu werden. Die Reichstruppen hatten sich mit den Oestreichern vereinigt und unterstützten deren Operationen. Alle vereinzelt preussischen Corps mußten nun zu dem Prinzen Heinrich stoßen. Um einer drohenden Gefahr vorzubeugen, galt es, eine Schlacht zu wagen.

Die Preußen standen bei **Freiberg**. In der Nacht vom 28. zum 29. October setzten sie sich in 4 Abtheilungen gegen den Feind in Bewegung. Das feindliche Lager war ein sehr günstiges und wohlbesetztes.

General von Belling eröffnete den Angriff, und es gelang ihm, eine Anhöhe in Besitz zu nehmen, wo er eine Batterie auffahren und den rechten feindlichen Flügel beschließen ließ. Die Generale von Kleist und von Egloffstein folgten mit der Avantgarde über Wegesfurt und Oberschöna. Sie vertrieben die hier aufgestellten Husaren des Oberst Lörröf und nahmen im Angesichte des östreichischen Generals Mayer die Richtung gegen die linke Flanke des Reichsheeres. Mayer, dessen Corps 5000 Mann stark war, hätte die Umgehung vereiteln können, aber er begnügte sich mit einigen fruchtlosen Kanonenschüssen.

Inzwischen waren die Zugänge zu der Stellung der Reichsarmee durch die preussische Infanterie genommen worden, und auch die Kavallerie mußte zu einem allgemeinen Angriff vorgehen. Der Feind wehrte sich zwar auf's Aeußerste, aber die östreichische Infanterie wurde von den preussischen Reitern

über den Haufen geworfen. Seydlitz zeichnete sich in dieser Schlacht besonders aus.

Die Schlacht bei Freiberg dauerte nur 2 Stunden, allein sie war äußerst hartnäckig. Der Verlust der Feinde betrug 5000 Mann, 28 Kanonen und 9 Fahnen. Die Preußen zählten 1800 Todte und Verwundete.

Die geschlagene Armee ging über die Mulde zurück. Hülsen, Kleist und Seydlitz ließen ihr aber wenig Ruhe und nöthigten sie, sich bis an die Elbe zurückzuziehen, wo sie zwischen Pirna und Dresden Stellung nahm.

In Schlesien stand der Feldmarschall Daun dem Könige gegenüber. Friedrich's Hauptquartier befand sich zu Bettlern bei Breslau. Es war vorauszusehen, daß der König den Feldzug nicht anders als mit der Belagerung und Wiedereinnahme von Schweidnitz beginnen werde, weil die Oestreicher, so lange sie im Besitze dieser Festung waren, auch Meister des Gebirges blieben. Die Oestreicher trafen daher außerordentliche Anstalten, sich die Festung Schweidnitz zu sichern. 8000 Mann mußten ununterbrochen arbeiten, um jede bei dieser Festung liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette befestigter Terrassen dar. Schweidnitz wurde mit 12,000 Mann auserlesener Truppen belegt und mit Lebensmitteln und Schießbedarf reichlich versehen.

Ehe Friedrich mit der Belagerung von Schweidnitz beginnen konnte, war es nothwendig, daß erst Daun aus seiner festen Stellung vertrieben würde, weil dieser sich in Verbindung mit Schweidnitz befand.

Der Kaiser Peter hatte dem Könige 20,000 Mann unter Tschernitschew als Hülfsstruppen zur Verfügung gestellt, und in Verbindung mit diesen hoffte Friedrich, die Oestreicher zu schlagen. Friedrich und sein Heer waren voll der besten Hoff-

nungen und ahnten nicht, welche große Gefahr von Neuem über sie hereinbrechen sollte.

Am Nachmittage des 18. Juli hatte der russische General Graf Tschernitschew eine Depesche erhalten und erbat sich unverzüglich eine geheime Unterredung mit dem König.

Kaiser Peter, der eben erst den Thron des großen russischen Reiches bestiegen hatte, war von seinen Feinden gestürzt worden. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte er durch übereilte Maßregeln, durch sein leidenschaftliches Temperament und durch Mangel an nöthiger Vorsicht fast alle Volksklassen wider sich empört. Nur weniger Wochen bedurfte es, um den jungen Czaren, dem man trotz seiner Mißgriffe und Ueber-eilungen den besten Willen nicht absprechen kann, so allgemein verhaßt zu machen, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um das Feuer der Revolution in hellen Flammen empor-schlagen zu lassen. Die Soldaten und Priester, sonst in Ruß-land selten einstimmig, waren es hier. Man haßte den Monarchen, welcher dem einen Stande seine Vorrechte, dem andern seine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachlässigt, der Adel gering geschätzt und die Deutschen erhielten in Allem den Vorzug. Auch bildeten deutsche Truppen seine Leibwache. Im russischen Volke hatte sich bald der Wahn verbreitet, daß nur der König von Preußen an der unerträglichen Regierungsweise ihres Czaren schuld sei. Man wußte allgemein, in welchem vertraulichen Verhältnisse Beide zu einander standen und zweifelte keinen Augenblick, daß all' jene thörichten Edicte von Friedrich II. zum Verderben Rußlands ausgesonnen und von dem Czaren in strafbarer Verblendung vollführt würden. Zu all' dem Argwohn und Unwillen des russischen Volkes gegen seinen Kaiser kam noch Peter's üble Behandlung gegen seine Gemahlin Katharina. Diese war bei aller Geistesbildung ein ausschweifendes Weib,

die ihre Liebhaber wie Kleider wechselte und die Würde des kaiserlichen Hauses wenig zu wahren wußte. Peter erklärte, sie zu verstoßen und in ein Kloster zu schicken, und dies veranlaßte die Kaiserin, sich im Bunde mit dem Volke gegen ihren eigenen Gemahl zu empören. In ihr fanden alle gegen den Czaren gesponnenen Intriguen ihren Mittelpunkt. Eine mit vieler Vorsicht vorbereitete Verschwörung gelangte in der Nacht vom 8. zum 9. Juli zum Ausbruch. Ein junger, schöner Offizier, Namens Orloff, der sich eben jetzt der Gunst der Kaiserin erfreute, der Graf Panin und Andere riefen Katharina zur Czaarin aller Reußen aus und sahen sich vom Volk, Adel und Militair unterstügt. Peter, betäubt von diesem Schlage, entsagte der Regierung und 6 Tage nachher wurde er durch Ermordung gewaltsam aus dem Wege geräumt.

Diese Hiobsbotschaft hatte Tschernitschew eben mittelst Estafette erhalten und sie dem Könige überbracht. Gleichzeitig theilte er demselben mit, daß er von seiner neuen Gebieterin den strengsten Befehl habe, mit seinem Corps die preussische Armee zu verlassen und sich nach Polen zurückzuziehen.

In der Lage, in der der König sich befand, mitten unter den Operationen eines Feldzugs, dessen Unternehmungen auf den Beistand der Russen sich gründeten, war diese Nachricht ein Donnerschlag für ihn. Auch aus Pommern und Preußen liefen Meldungen ein, daß die russischen Truppen Anstalten machten, die Feindseligkeiten daselbst wieder zu eröffnen. Es erschien eine Verordnung, in welcher der König als der Erbfeind und der unversöhnliche Gegner Rußlands genannt wurde. Bald bemächtigten sich die Kommissare der Kaiserin der Einkünfte der Provinz Preußen.

Es kam jetzt Alles darauf an, die Oestreicher anzugreifen, ehe diese von den Vorfällen in Rußland Nachricht erhielten und ehe Friedrich selbst genöthigt war, einen großen Theil

seiner Streitkräfte in die bedrohten Ostseeprovinzen zu senden. Es lag in Friedrich's Macht, die 20,000 Mann Russen unter Tschernitschew zu entwaffnen, allein er entließ die Russen mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung. Jedoch durch seine unwiderstehliche Ueberredungskunst wußte es Friedrich dahin zu bringen, daß Tschernitschew den Abberufungsbefehl noch drei Tage geheim hielt. Der russische Feldherr sollte ruhig und unthätig in seinem Lager stehen bleiben, bis er Daun geschlagen hätte. Tschernitschew hatte den König achten gelernt und gab seiner Forderung nach. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire,“ rief er aus; „das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gebe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe!“

Friedrich wußte die drei Tage, die ihm Tschernitschew bewilligt, vortrefflich zu benutzen. Die preussische Armee setzte sich am 20. Juli in 2 Kolonnen in Bewegung, ging über die Weistritz und stellte sich zwischen Schweidnitz und den Höhen von **Burkersdorf**, wo die Oestreicher standen, in Schlachtrordnung auf. Durch diesen Marsch hatte sich der König zwischen zwei Feinde, die Besatzung der Festung und die Daun'sche Hauptarmee, geschoben.

Daun hatte eine sehr befestigte Stellung auf den Höhen von Burkersdorf inne, welche jäh und steil abfallen und mit den nicht minder schroffen Leutmannsdorfer Bergen eine Hügelkette bilden. Durch Schluchten, Abgründe, Gräben und Gebüsch war der Zugang zu dem Lager überaus erschwert.

Mit großer Sorgfalt suchte sich Friedrich von der Vertikalität und den Befestigungswerken zu unterrichten. Sein Geschütz ließ er durch 45 Haubitzen und 12 Kanonen vom schwersten Kaliber, die von Breslau herbeigeschafft wurden, ver-

stärken. Während der ganzen Nacht wurden die Geschütze aufgefahen und Alles zum Kampf vorbereitet.

Mit Anbruch des 21. Juli wurden die Regimenter zum Angriff beordert. Die preussischen Grenadiere mußten die steilen Abhänge erklettern und erst oben einen festen Stand zu gewinnen suchen. Allerdings empfing sie ein furchtbarer Kartätschenhagel, so daß Hunderte zu Boden stürzten und als Leichen oder Schwerverwundete den Berg herabrollten. Mehrere Abtheilungen wichen sogar zurück, aber unaufhaltsam schickte ihnen Friedrich Verstärkungen nach, bis es gelang, sich oben einiger Positionen zu bemächtigen. Die Artilleristen spannten sich selbst vor die Kanonen und brachten sie ihren Kameraden, den vorangeeilten Infanteristen, nach. Sie wurden auf dem gewonnenen Punkte aufgefahen und eröffneten bald ein wirksames Feuer auf den Feind.

Es gelang dem General von Möllendorf, auf einem versteckten Fußspfade, vom Feinde ungesehen, eine andere Anhöhe zu erklimmen. Erst nachdem er einige Regimenter oben hatte, fiel er dem bestürzten Feinde mit einem gewaltigen Stoß in den Rücken. Eine Reboute nach der andern, eine Höhengspitze nach der andern wurde erstürmt. Frische Regimenter kletterten die Anhöhen empor und auch in der Front griffen die Preußen erfolgreich an. Sie kletterten wie die Katzen an den jähren Abhängen in die Höhe, ja selbst einige Schwadronen Kavallerie bahnten sich einen Weg nach den Bergen. Die Oestreicher wehrten sich auf's Tapferste, aber in 4 Stunden waren alle Anhöhen erobert und der Feind in vollem Rückzuge. Die Oestreicher verloren 4000 Mann an Todten und Verwundeten.

Nun konnte Friedrich den russischen Feldherrn und seine Truppen mit Dank entlassen. Die russischen Offiziere schieden nur ungeru von ihm und die ganze Armee wurde während ihres ganzen Marsches mit allen nöthigen Lebensmitteln versehen.

Das Schlimmste, was Friedrich gefürchtet, ein neues Bündniß Rußlands mit seinen Feinden, trat nicht ein. Katharina glaubte anfänglich, Friedrich sei der spottende und nachdrücklichste Störer ihres ehelichen Friedens gewesen. Als sie aber nach der Ermordung ihres Gemahls die hinterlassenen Brieffschaften desselben durchsuchte, belehrten sie dieselben eines Anderen. Wie erstaunt, wie angenehm überrascht wurde sie, als die Prüfung dieser Briefe ein ganz anderes Resultat herausstellte! Da entdeckte sie denn, daß Friedrich sie nicht verleundet, sondern vertheidigt, daß er nicht mit Spott und Ironie, sondern entschuldigend und mit Wohlwollen von ihr gesprochen hatte. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn nicht mit Zärtlichkeit, doch wenigstens vor der Welt mit Hochachtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt und der Kriegsbefehl sofort widerrufen. Noch an demselben Tage machte Katharina ihren Entschluß bekannt, den von ihrem Gemahl geschlossenen Frieden in allen Punkten zu bestätigen. Die in der Provinz Preußen getroffenen feindlichen Maßregeln wurden inhibirt und ein Courir nach dem Hauptquartier Friedrich's mit der Botschaft abgesandt, daß die Kaiserin mit ihm in Frieden zu leben wünsche.

Der König schritt nun sofort zur Belagerung von Schweidnitz. Es wurden ganz bedeutende Anstalten getroffen, um den Zweck noch vor Anbruch der kalten Jahreszeit zu erreichen. Die beiden Kreise Neustadt und Leobschütz mußten zu den Belagerungsarbeiten 680 vier-spännige Wagen liefern.

Friedrich hatte dem Generallieutenant Tauenzien die Leitung der Belagerung übertragen, wozu 21 Bataillone, 20 Schwadronen und 90 Geschütze verwendet wurden. Die Besatzung der Festung bestand aus 10,000 Mann. Commandant war der Feldmarschall Graf Guasco. — Die Armee des Königs, 59 Bataillone und 123 Schwadronen, deckte die Belagerung.

Der andere nicht unbeträchtliche Theil der Armee des Königs wurde von dem Herzog von Bevern befehligt und stand dem Feldmarschall Daun gegenüber.

Am 16. August ließ Daun den einzigen ernstlichen Versuch zum Entsatze von Schweidnitz unternehmen. Die Preußen unter Bevern befanden sich gerade zwischen der Festung und dem östreichischen Heere, etwas abgesondert von Friedrich. Diese Schaar sollte nun von allen Seiten angegriffen und gänzlich vernichtet werden, ehe der König Hülfe senden konnte, wobei zugleich die Besatzung von Schweidnitz Ausfälle machen sollte. Wirklich wurde auch der Herzog von Bevern zu gleicher Zeit vorn, auf beiden Flügeln und im Rücken angegriffen. Er wehrte sich jedoch bis auf's Aeußerste und seine Hoffnung, daß ihm Friedrich Hülfe senden würde, wurde nicht getäuscht. Kaum hatten die preussischen Vorposten Kenntniß von der großen Bedrängniß ihrer Kameraden erhalten, so schwangen sich die preussischen Reiter auf ihre Pferde und mit verhängtem Zügel eilte man dem Herzog von Bevern zu Hülfe. Bald folgte auch der König, sowie Geschütz. Alles mußte sogleich über den Feind herfallen und dieser hielt diesem furchtbaren Anprall nicht länger Stand.

Nach diesem mißlungenen Versuche, Schweidnitz zu entsetzen, that Daun nichts weiter für diese Festung, nahm vielmehr rückwärts eine Aufstellung, um Glatz und Böhmen zu decken, denn er fürchtete, daß der König nach vollendeter Belagerung mit ganzer Macht dahin vorrücken werde. Dies würde vielleicht geschehen sein, wenn Graf Guaske nicht durch eine musterhafte Vertheidigung die Belagerung so in die Länge gezogen hätte, daß dadurch alle Operationen des Königs aufgehalten wurden. In der That gelang es erst nach unsäglichen Anstrengungen, die Festung in Besitz zu nehmen.

Es war am 8. Oktober, als eine preußische Haubitzengranate mit vielem Schaden in der Festung einschlug. Sie traf ein mit 11 Centnern Pulver gefülltes Magazin. Eine ganze Bastion wurde dadurch mit 2 östreichischen Compagnien in die Luft gesprengt. Auch 7 Offiziere, 1 Major und 200 Gemeine wurden in einem Augenblick Opfer des Todes. Hiermit war ein gewaltiger Riß in den Festungsbau geschehen. Eine Strecke von 72 Fuß stürzte von den Werken zusammen, alle Pallisaden wurden ungerissen und der Wallgraben von der ungeheuren Masse des geborstenen und emporgeschleuderten Erdreichs verschüttet. Nun wurden alle Anstalten zum Sturme getroffen. 200 Freiwillige rückten im Sturmschritt gegen die Bresche heran. Sie wurden jedoch von der Besatzung übel empfangen und nach einem hartnäckigen Kampfe zum Rückzuge genöthigt. Trotz dessen glaubte Guasco einem ernstlichen Sturme nicht Stand halten zu können und sendete um 9 Uhr einen Parlamentair an den General Tauenzien.

Am 10. Oktober 1762 früh wurde die Kapitulation unterzeichnet; es war am 63sten Tage nach der Eröffnung der Laufgräben.

Die Besatzung hatte während der Belagerung 75 Offiziere und 3472 Mann an Todten und Verwundeten verloren, wogegen die Preußen nur 86 Offiziere und 2943 Mann einbüßten. Die Preußen fanden noch in der Festung 352 Stück Geschütz, 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback und 25,000 Brote. Die noch übrige Besatzung von 218 Offizieren und 8784 Mann streckte das Gewehr und wanderte in die Kriegsgefangenschaft.

Schlesien war, bis auf die Grafschaft Glatz, nun wieder von den Östreichern befreit. Einen Theil der preußischen Armee sandte der König am 16. Oktober unter dem General von Neuwied nach Sachsen, um die Armee des Prinzen Heinrich

zu verstärken. Wegen der übrigen schlesischen Festungen durfte Friedrich jedoch nicht ohne die größte Vorsicht sein. Er ließ daher den Herzog von Bevern mit einer starken Schaar in Schlesien zurück. Mit den übrigen Truppen nahm er dann seinen Marsch nach Sachsen.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Der Winter von 1762 bis 1763.

Streifzug des Generals von Kleist nach Franken und Baiern. — Der sächsische Geheimrath von Fritsch bittet um eine Audienz beim Könige. Des Königs Entgegnung auf dessen Antrag. — Friedrich's Lage beim Beginn des Jahres 1763.

Am 6. November 1762 traf der König in Meissen ein. Frankreich hatte Friedenspräliminarien mit England geschlossen, und so hatte Maria Theresia nur noch das sog. deutsche Reich zum Bundesgenossen in ihrem Kriege gegen Preußen. Friedrich wollte nun die ihm feindlichen deutschen Reichsstände mit Gewalt zur Theilnahmlosigkeit bringen und die Kaiserin dadurch gänzlich isoliren. Das beste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, war ein Zug nach Franken, um die Reichsstände die Schrecken des Krieges kosten zu lassen.

Der General von Kleist erhielt den Auftrag, die Reichstruppen überall, wo er sie fände, anzugreifen. Schnell befand er sich in Feindes Land und bei seiner Annäherung zogen sich die Reichstruppen überall in Eile zurück.

Am 20. November traf er vor Bamberg ein. Die Stadt öffnete die Thore und beillte sich, alle Forderungen des preußischen Generals zu erfüllen. Kleist verlangte und erhielt eine Million Thaler Kriegsteuer. Von hier wurden einzelne Streifcorps nach allen Richtungen durch das Land geschickt.

Große und kleine Städte erhielten preußischen Besuch, den sie gewöhnlich mit Entsetzen ankommen, aber mit einem weit beruhigteren Gemüthe abziehen sahen. Die meist unwissenden römischen Geistlichen hatten in dem katholischen Süddeutschland die Preußen als Unholde und verruchte Rezer geschildert, von denen man nur Raub, Mord und Gotteslästerung zu erwarten habe. Das Volk hatte nun Gelegenheit, sich von der Wahrheitsliebe ihrer Geistlichen, sowie von der Verworfenheit oder Gefittung des preußischen Heeres zu überführen.

Würzburg, Windheim, Rothenburg zc. wurden nun schnell besetzt und der Marsch ging dann nach Nürnberg. Als Kleist vor den Thoren angelangt war, sandte ihm der Magistrat eine Deputation entgegen, welche ihm eine Unterhandlung im barbarischen Reichsstyl überbringen und ihre Freiheit in Saecularibus et Ecclesiasticis, in Civilibus et Militaribus umständlich erörtern sollte. Diese Sprache war für den Husarengeneral neu; er versprach auf Alles zu antworten, sobald er in der Stadt sein würde. Die Antwort blieb auch nicht lange aus; sie war aber in einem andern Styl und bestand in einer Brandschatzung von 1½ Millionen Reichthalern und der Ausräumung des Zeughauses. Einige preußische Streifcorps verbreiteten sogar Schrecken bis an die Ufer der Donau. Ueberall befreiten sie die preußischen Kriegsgefangenen, die während der langen Kriegsjahre nach Süddeutschland fortgeschleppt worden waren. Alle Reichsfürsten geriethen in Schrecken und befürchteten Friedrichs Rache. Viele flohen und die Reichsversammlung in Regensburg sah sich im Geiste schon überfallen und in Kriegsgefangenschaft geführt. Der seit 7 Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte preußische Gesandte Baron von Plötho wurde nun von einer feierlichen Deputation um Schutz und Vermittelung ersucht.

Die Früchte dieser Expedition blieben nicht aus. Die Reichsstände nahmen mit Erstaunen wahr, daß Preußen ein entschiedenes Uebergewicht über Oestreich gewonnen hatte und daß ihnen ihr Kaiser trotz aller Bitten keine Hülfe sende, sie mithin auf ihre eigene Kraft angewiesen wären. Mehrere Stände schlossen nun einen Separatfrieden mit Friedrich und zogen ihre Mannschaften von dem Reichscontingente zurück. Baiern sagte sich von aller Theilnahme an weiteren Feindseligkeiten los und ließ seine Truppen den Rückmarsch antreten.

Am 18. Dezember erschien zwar Haddik mit einem Heere in Franken, um die Reichsvölker zu fernerm Ausharren im Kriege zu bewegen, aber Kleist zog sich vor seiner Uebermacht zurück und hatte seine Aufgabe gelöst.

Das förmliche Reichsgutachten in Betreff der Neutralität erfolgte am 11. Febr. 1763, als die Friedensunterhandlungen zwischen Preußen und Oestreich schon in vollem Gange waren. Friedrich durfte nun hoffen, mit frischen und verstärkten Kräften den Feldzug des Jahres 1763 zu eröffnen. Jede Hülfquelle wußte er sorgfältig zu benutzen. Er wollte 200,000 Krieger in's Feld stellen, die in Sachsen, in Schlesien und am Rhein zugleich wirken sollten. Außer einigen kleineren Streifcorps sollten 25,000 Mann die noch übrigen feindlichen Reichsvölker zur Nachgiebigkeit und gänzlichen Unterwerfung bewegen. Es fehlte dem Könige jetzt nicht an Soldaten, denn viele Truppen, die bisher beim Bundesheere gestanden, gingen zu seinen Fahnen über und auch andere Landeskinde zeigten sich zu seinem Dienste gern bereit.

Während Friedrich mit den Vorbereitungen zum bevorstehenden Feldzuge beschäftigt war, ließ sich eines Tages der Geheime Rath des Kurfürsten von Sachsen, Freih. von Fritsch, bei ihm anmelden, welcher den König im Auftrage seines Monarchen zu sprechen wünschte. Friedrich beschreibt diese

Zusammenkunft folgendermaßen: „Da Herr von Fritsch in der Nähe hierselbst Güter besaß, so schien seine Ankunft nichts Besonderes anzudeuten. Er suchte bei mir um eine Audienz nach, und eröffnete seine Rede mit einigen Gemeinplätzen über das Unglück des Krieges und den Vorzug des Friedens; worauf er sich näher erklärte und hinzufügte: daß der Frieden vielleicht nicht so entfernt sei, als man es denke; daß er sogar gewisse Aufträge habe, über welche sich auszulassen er bloß darum zögere, um vorläufig zu erfahren, ob man sie nicht ungünstig aufnehmen werde. Ich antwortete ihm: meine Feinde hätten mich zum Kriege gezwungen; sie wären es, die bis jetzt sich dem Frieden widersetzt, oder unter mancherlei Vorwand und Ausflüchten ihn abgelehnt hätten; mich brauche man nicht zu fragen, ob ich die Unruhen Deutschlands geendigt wünsche, wohl aber diejenigen, welche bis jetzt diese Unruhen erregt und unterhalten hätten; sie, deren Feindseligkeiten und Erbitterung in dem Verhältnisse, wie sie bei der Ausführung ihrer gemeinschädlichen Absichten Widerstand und Hinderniß antrafen, seien vermehrt worden. Hierauf überreichte mir Herr von Fritsch einen Brief vom Kurprinzen des Inhalts: daß dieser Prinz aus Theilnahme für die Ruhe von Europa alle Mühe zu deren Wiederherstellung angewandt habe; daß er zu dem Ende die Gesinnungen der Kaiserin Maria Theresia erforschen lassen, und sie dazu vollkommen geneigt gefunden, daß es nunmehr bloß auf die Zustimmung Sr. Majestät des Königs von Preußen ankomme, die Zwistigkeiten der kriegsführenden Mächte zu endigen, und er demnach mich bäte mich über diesen Gegenstand gegen ihn zu erklären. Nach Lesung dieses Briefes schilderte ich ihm wieder das ganze Betragen des Wiener Hofes während dieses Krieges, sagte: „es sei die alte Gewohnheit dieses Hofes, allezeit später Frieden zu machen als seine Bundesgenossen, wovon die Geschichte so viele Beispiele liefere, weshalb

auch nicht wahrscheinlich sei, daß derselbe jetzt aufrichtige Absicht dabei habe. Um sich indeß nicht den Vorwurf machen zu dürfen, Aeußerungen von sich gewiesen zu haben, die zur Beendigung dieses traurigen Krieges beitragen könnten, so wolle ich mich in dieser Absicht hier erklären: daß, so sehr ich auch berechtigt sei, Entschädigung für die in den Provinzen meines Staates ausgeübten Grausamkeiten und Verwüstungen zu fordern, ich dennoch aus Liebe zum Frieden davon abstehe, jedoch nur unter der Bedingung, daß keiner meiner Feinde auf ähnliche Entschädigung von seiner Seite bestehe, weil ich fest entschlossen sei, nicht durch einen Federstrich das zu verlieren, was ich bis jetzt durch den Degen vertheidigt habe und noch ferner zu vertheidigen sehr wohl im Stande bin. Ich setzte hinzu: wenn also das Haus Oestreich wirklich die Absicht hat, mit mir in Unterhandlung zu treten, so müssen wir, um jeder Zweideutigkeit und undeutlichen Erklärung vorzubeugen, uns vorläufig über die Grundsätze vereinigen, die wir von beiden Seiten stattfinden lassen wollen. Hier sehe ich denn nur drei, durch welche dies Werk auf erwünschte Art beendigt werden kann: nämlich daß der Frieden billig sei, so daß keiner der schließenden Theile dabei verlegt werde; daß die Bedingungen für alle Theile ehrenvoll seien; und daß man zur Schließung des Friedens so feste und wohl überlegte Maßregeln treffe, daß derselbe dauerhaft sein könne. . . . Die weitere Unterredung überzeugte mich, daß der Wiener Hof die Wiederherstellung des Friedens aufrichtig wünsche. Ich ertheilte dann Herrn von Fritsch eine zusagende Antwort und übergab ihm zugleich einen Brief an den Kurprinzen, in welchem ich diesem für seine Bemühung, die Gemüther wieder auszusöhnen, dankte und ihm versicherte, daß ich meinerseits gern Alles, was nur mit meiner Ehre vertragbar sei, zur Wiederherstellung des Friedens beitragen werde."

Einige Tage nach dieser Audienz erschien der Geheimerath von Fritsch abermals beim Könige: er war mit der Antwort versehen, welche der Wiener Hof, in Rücksicht der zur Grundlage der Unterhandlung festzustellenden Grundsätze, ertheilt hatte.

Von Seiten des Königs vereinigten sich viele Beweggründe, um bescheidene und gemäßigte Friedensbedingungen anderen, die vortheilhafter waren, vorzuziehen. Friedrich sagt darüber: „In der Lage, in welcher sich die Angelegenheiten befanden, war es um so weniger angemessen, jene Bedingungen zu erhöhen, da man nur durch Siege Entschädigungen hätte erhalten können, die Armee aber zu sehr heruntergebracht und zu ausgeartet war, um sich von ihr glänzende Thaten zu versprechen. Die Anzahl der guten Generale hatte abgenommen; an solchen, welche einzeln abgeschickte Corps hätten anführen können, war Mangel. Die alten Offiziere waren in einer großen Menge mörderischer Gefechte, in welchen sie für das Vaterland gekämpft, umgekommen. Die jungen Offiziere waren in einem Alter, wo man sich noch keine großen Dienste von ihnen versprechen konnte. Jene alten ehrwürdigen Soldaten, jene Häupter in den Regimentern, waren nicht mehr; und die neuen, aus denen jetzt die Armee bestand, waren größtentheils Söldlinge, oder junge schwache Menschen unter 18 Jahren, die nicht im Stande waren, die Beschwerlichkeiten eines harten Feldzuges zu ertragen. Außerdem waren mehrere Regimenter in verschiedenen Vorfällen so zu Grunde gerichtet, daß sie während des Krieges wohl dreimal wiederhergestellt worden, so daß folglich die Truppen in ihrer jetzigen Verfassung das Zutrauen derer, die sie anführen sollten, sich nicht erwerben konnten. Welchen Beistand endlich konnte ich bei Fortsetzung des Krieges erwarten? Ich stand gänzlich allein und ohne Bundesgenossen. Die Gefinnungen der russischen Kaiserin waren zweideutig; die Engländer handelten gegen mich nicht

sowohl wie Freunde, als vielmehr wie erklärte Feinde. Die Türken, durch die in Rußland häufigen Staatsumänderungen betäubt, und ungewiß, wozu sie sich entschließen sollten, lehnten das Vertheidigungsbündniß ab. Aber auch ohne Rücksicht auf diese Umstände, war noch sehr zu fürchten, daß die Verlängerung des Krieges in Sachsen, in Schlesien und im Brandenburgischen die Pest verursachte, weil die meisten Felder brach liegen blieben, die Lebensmittel fehlten und übermäßig theuer wurden, das Land von Menschen und Thieren entblößt war, kurz, man in allen diesen Provinzen nichts als scheußliche Spuren des Krieges und Vorboten noch größerer Trübsale für die Zukunft sah. Bei so schrecklichen Umständen hatte man durch die Fortsetzung des Krieges Nichts zu hoffen. Begann man auch den neuen Feldzug, so konnte man dadurch keine besseren Bedingungen erhalten.“

So standen die Sachen im Winter 1763. Oestreich sah die europäischen Hauptmächte mehr oder minder erschöpft vom Kriegsschauplatz abtreten und fühlte sich nunmehr geneigter als je, den friedliebenden Gesinnungen des Königs von Preußen entgegenzukommen. Das deutsche Reich hatte durch ein Reichsgutachten die von Friedrich geforderte und bewilligte Neutralität angenommen; das ausgesogene, völlig erschöpfte Sachsen schmachtete nach Ruhe, Frankreich hatte mit England Frieden geschlossen und es stand nun Nichts dem ernstlichen Willen der Mächte, ihren hart gedrückten Völkern den heiß ersehnten Frieden zu schenken, entgegen. Da dieses Verlangen nach Frieden überall ein ernstes war, so führten die dahin abzielenden Bemühungen auch halb zu dem gewünschten Ziele.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Der Hubertsburger Frieden.

Gänzliche Erschöpfung der kriegsführenden Staaten. — Friedensunterhandlungen. — Die Uebergabe von Olaz. — Abschluß des Hubertsburger Friedens. — Des Königs Rückkehr nach Berlin.

Als die kriegsführenden Mächte von dem Kampfplatze, worauf sie mit so vielem Haß und so vieler Erbitterung gekämpft hatten, abtraten, fingen sie an, ihre Wunden recht schmerzlich zu fühlen, sowie das Bedürfniß, dieselben zu heilen. In Frankreich war die Regierung völlig kreditlos, man vermochte sogar die Zinsen für die Staatsschulden nicht zu bezahlen. Das Volk seufzte unter der Last der drückenden Auflagen, der Handel nach beiden Indien war zerstört und die Quellen des gewöhnlichen Erwerbes waren versiegt. Man sah sich genöthigt, die außerordentlichen Steuern auf 10 Jahre zu verlängern, um durch diese Einnahme einen Tilgungsfond zur Abtragung der Schulden zu erlangen. Die Engländer, obwohl siegreich zu Wasser und zu Lande, hatten ihre Eroberungen doch nur durch unermessliche Geldsummen erkauft, die sie zum Kriege aufgenommen hatten und weshalb sie fast Zahlung zu leisten aufhören mußten. Rußland, das im Verhältniß zu seinem ungeheuren Umfang wenig bevölkert war, hatte in den Kriegsjahren 120,000 Menschen verloren. Die zurückgekehrten Krieger schilderten die erlebten Greuel des Krieges in so lebhaften Farben, daß man im ganzen Reiche nach keiner Fortsetzung des Kampfes Verlangen zeigte. Schweden stand im Begriff einen Bankerott zu machen und die Reichsvölker konnten durch die Fortsetzung der Feindseligkeiten selbst im günstigsten Falle Wenig oder Nichts gewinnen. Auch in Wien wurde die Lust, den Krieg fortzusetzen, immer schwächer. Maria Theresia

sehnte sich nach Frieden. Ihre Staaten waren mit Steuern überbürdet und der Schatz war leer. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, hatte sich als eitles Trugbild erwiesen. Nach unparteiischer Prüfung konnte sich die Kaiserin der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Ansprüche Friedrichs auf jene Provinz gerechte und wohlverdiente waren, die er aufzugeben auch jetzt nach sieben verlebten Kriegsjahren nicht gewillt sein würde. Während sie sich jetzt von ihren Bundesgenossen verlassen sah, stand ihr Friedrich immer noch mächtig und drohend mit 200,000 Mann gegenüber. Ihre Finanzen waren zerrüttet, das Land ausgefaugt und ihr Volk des Krieges müde. Bei Friedrich hingegen schien es ihr, als zeigte sich dort keine Spur des Mangels. An Anleihen ausländischer oder einheimischer Gelder wurde bei ihm nie gedacht und selbst seine Unterthanen waren noch nie durch eine Kriegsteuer beschwert. So hatten denn die größten Staaten Europas sieben Jahre hindurch vergebliche Anstrengungen gemacht, Preußens aufstrebende Macht darnieder zu drücken: alle Ströme Blutes, die geflossen, aller Kummer und alle Trübsal, womit die deutschen Länder heimgesucht worden, hätten erspart werden können, wenn man Friedrich in dem Besitze Schlesiens unangetastet gelassen hätte, welchen man ihm doch nicht rauben konnte, und über welchen hinaus er selbst Nichts beehrte. Der thatenreiche Krieg änderte Nichts an dem äußeren Bestande der europäischen Staaten. Der Friede bestätigte durchgängig nur, was schon nach den beiden schlesischen Kriegen festgestellt worden war.

Sachsen hatte die Friedensunterhandlungen mit Friedrich durch den Frhrn. von Fritsch einleiten lassen. Drei ausgezeichnete Männer leiteten die Unterhandlungen zu Hubertsburg, einem Jagdschlosse des Kurfürsten von Sachsen. Es waren dies der österreichische Hofrath von Collenbach, der preussische Legationsrath von Herzberg und der sächsische Geheimrath von Fritsch.

Die Conferenzen dauerten bis zum 15. Februar 1763, und es gab eigentlich nur zwei Punkte, welche einige Schwierigkeiten erregten. Die Kaiserin wünschte die Grafschaft Glatz zu behalten, während der König auf Rückgabe bestand. Der zweite Punkt betraf die Erbfolge in den Markgrafschaften Anspach und Baireuth. Auch hierin fügte sich Maria Theresia dem Willen Friedrichs. Die Oestreicher hatten bis zu diesem Tage die Festung Glatz noch inne und sie mußten sich nun zum Verlassen derselben entschließen. Sie übergaben den Preußen bei der Uebergabe alle daselbst befindlichen Kanonen, 2641 Centner Pulver, 9219 Bomben und 52,803 Kanonenkugeln. Dies war ein freiwilliges Geschenk von einer sehr sonderbaren Art, da die künftige Bestimmung dieser an den Grenzen von Böhmen aufbehaltenen Mordwerkzeuge wohl nicht zweifelhaft war. 103 Jahre später bewegte sich wieder eine bedeutende preußische Armee über Glatz nach Königsgrätz, und die von den Oestreichern damals freiwillig zurückgelassenen Kugeln haben dann ihre Verwendung gefunden.

Die Preußen räumten nun das Kurfürstenthum Sachsen, nachdem der **Frieden von Hubertsburg** von den Bevollmächtigten am 15. Februar 1763 unterzeichnet war.

So endete der siebenjährige Krieg, ohne daß eine einzige der Hoffnungen, welche Maria Theresia auf den mit ungemeiner Geschicklichkeit durch Kaunitz zu Stande gebrachten Bund Oestreichs, Frankreichs, des deutschen Reiches, Schwedens und Rußlands gegen den König von Preußen gesetzt hatte, in Erfüllung gegangen wäre. Es waren aber weniger die Rücksichten auf die Leiden Deutschlands, als vollständige Erschöpfung, welche den Souverainen friedliche Gesinnungen einflößte.

Friedrichs Wunsch, die Erlangung des heiß ersehnten Friedens, war nun erfüllt. Mit Freuden über diesen glücklichen Ausgang, aber doch zugleich mit Wehmuth über die großen

Opfer, welche der siebenjährige Kampf erfordert hatte, kehrte er nun nach seiner Hauptstadt zurück. Am späten Abend des 30. März traf er in Berlin ein. Die Bürger hatten ihm einen feierlichen Empfang bereitet. Niemand blieb zu Hause; Alles wimmelte auf den Straßen und von einer halben Meile außer dem Stadthor bis zum Schloß hatten die Bürger, jeder in seinem besten Feierkleide, schon vom frühen Morgen an ein Spalier gebildet, durch welches Friedrich seinen Einzug halten sollte. Ein großer Theil der Bürgerschaft versah sich am Abend mit Fackeln, und als man endlich von Weitem den Wagen des Königs gewahrte, erscholl ein allgemeines Freudengeschrei.

Wenige Tage darauf stattete der große Fürst auf einfach stille Weise dem Höchsten den schuldigen Dank für den schwer errungenen Frieden ab. Er ließ die Spielleute und Sänger des Hofes in die Schloßkapelle zu Charlottenburg kommen, um das Graun'sche Tebeum aufzuführen. Man vermuthete, er würde den ganzen Hof dabei zu einer glänzenden Feier versammeln; als aber die Musiker beisammen waren, erschien der König ganz allein, setzte sich und gab das Zeichen zum Anfang. Als die Singstimmen mit dem Lobgesang einfielen, senkte er das Haupt in die Hand und bedeckte die Augen, um seinen Dankes-
thränen freien Lauf zu lassen.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Friedrich und die Zeit nach dem Kriege.

Noth und Armuth, die ersten Folgen des Krieges. — Friedrichs stete Sorge für Hebung des Ackerbaues. — Der König unterstützt die verarmten Provinzen. — Der Kartoffelbau. — Friedrich und seine Diener. — Des Königs Lebensende und Tod.

Hatte Friedrich durch sein Feldherrntalent halb Europa in Begeisterung versetzt, so erwarb ihm nicht minder seine un-

ermüdete Thätigkeit in der Selbstregierung seines Landes, insbesondere seine strenge Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt und sein Streben nach unparteiischer Gerechtigkeit die größte Bewunderung.

Seiner Verwaltungsfürsorge gelang es früher als den andern Staaten, die schweren Wunden, welche der siebenjährige Krieg geschlagen hatte, in seinem Lande durch Steuer-Erlasse, Vertheilung des Getreides, durch Urbarmachung wüster Gegenden, durch Anlegung von Dörfern und Colonien, Straßen und Canälen, Unterstützung des Fabrikwesens 2c. zu heilen. Dieser väterlichen Fürsorge bedurfte es; denn Preußens starke Jugend war auf den Schlachtfeldern gefallen; ganze Städte lagen in Schutt und Asche; Dörfer, einst blühend, waren verödet und zahlreiche Gehöfte waren von ihren Bewohnern verlassen. Dem Ackerbau fehlte es an betriebsamen Händen. Der Adel war arm geworden und der Wucher machte ihn täglich ärmer. Ganze Kreise waren verheert und der Handel lag völlig darnieder. Die Provinz Hinterpommern und ein Theil von Brandenburg waren Einöden. Die Weiber lenkten den Pflug, weil die Männer auf dem Schlachtfelde geblieben. Ein jene Gegenden bereisender Offizier berichtete, daß er sieben Dörfer durchritten und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe. Dieser war ein Prediger, der sich Bohnen kochte. So drückende Uebel forderten schleunige Hülfe und der König schenkte ihnen seine ganze Sorge, wohl erwägend, wie lange die preussischen Provinzen nach dem dreißigjährigen Kriege gekränkelt hatten, weil man sie der heilenden Zeit überlassen mußte.

35,000 Pferde, die bei der Armee entbehrlich schienen, überließ der König den Bauern zur Bestellung der Aecker. Außer bedeutenden Unterstützungen an Mehl, Hafer, Korn und Kartoffeln half der König auch mit baarem Gelde seinen Unterthanen. Das Herzogthum Cleve erhielt 100,000 Thaler, die

Neumark 500,000, die Kurmark 700,000, die Provinz Preußen 800,000, Pommern 1,000,000, Schlesien aber 3,000,000, weil diese Provinz am meisten gelitten hatte.

Friedrich bekümmerte sich auch um alle besseren Methoden des Landbaues, ließ auf seine Kosten erfahrene Landwirthe nach England, Holland und in andere Gegenden reisen, rief auswärtige, tüchtige Oekonomen auf die Domainengüter und ermunterte die Edelleute, diesem Beispiel zu folgen. Um die ausgedehnten Ländereien, welche zu den Klöstern in Schlesien gehörten, gewinnbringender zu machen, gab er allen neu gewählten Aebten die Bestätigung nur gegen das Versprechen, daß sie auf den Stiftsgütern Weinstöcke, Maulbeerbäume und Kartoffeln pflanzen, Bienengärten anlegen, die Schafzucht veredeln und tüchtige Verwalter anstellen würden.

Merkwürdig bleibt es, wie viel Mühe die Verbreitung des Kartoffelbaues dem Könige verursachte. Bekanntlich hatte Franz Drake das wohlthätige Gewächs aus Virginien nach England mitgebracht, wo die Königin Elisabeth die ersten Kartoffeln am Weihnachtstage 1580 auf ihrer Tafel sah. Berlin war der erste Ort in Deutschland, wo die Kartoffel gezogen wurde, aber das Volk wollte sich durchaus nicht daran gewöhnen. Im Jahre 1745 herrschte große Hungersnoth: Friedrich schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagen voll Kartoffeln und ließ alle Landbesitzer über den Anbau und Gebrauch der Kartoffeln belehren. Aber die Bauern wollten von dieser Neuerung Nichts wissen und erst später mußte fast mit Zwang der Kartoffelbau eingeführt werden.

Um dem Ackerbau einen neuen Aufschwung zu geben, wurde zur Verbesserung oder Gewinnung von Aekern und Wiesen durch Kanäle, Deiche zc. ein allgemeiner Meliorationsplan für das ganze Land entworfen. Friedrich hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm gelang, morastige, öde Ge-

genden in blühende Felder umzuwandeln, wie er dies in den Ober-, Warthe- und Negebrüchen, in Pommern und Westpreußen mit großem Erfolge bewirkte. Als er einst die fruchtbaren Fluren überblickte, welche im Oberbruch auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freude aus: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe.“

Indem Friedrich durch Verbesserung des Ackerbaues die Staatseinnahmen vermehrte, verwandte er sie alle nur für die Staatsbedürfnisse, band sich aber bei dieser Verwendung so wenig wie seine nächsten Vorgänger an eine Controlle der Provinzial-Landstände, sondern ließ sich blos von seinem „Pflichtbewußtsein“ leiten. Den geringsten Aufwand verursachte sein Hof, der höchst einfach eingerichtet war. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehöre, durch den er zusammengebracht sei. Einst sagte er zu dem Verwalter der indirekten Steuern, Herrn de Launay: „Ludwig XV. und ich sind ärmer geboren, als der ärmste unserer Unterthanen, denn nur wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder sich doch durch Fleiß erwerben können, während er und ich Nichts besitzen und Nichts zu erwerben im Stande sind, was nicht dem Staate gehörte. Wir sind Nichts als die Verwalter des allgemeinen Vermögens, und wenn wir als solche auch zu unseren Ausgaben so viel davon verwenden können, als wir vernünftiger Weise bedürfen, so würde ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute sein.“

Friedrich hatte ein vortreffliches Gedächtniß. Einst sollte er durch seine Unterschrift die Wahl eines Landraths bestätigen. Bei dem Namen des Erwählten stutzte er. Dem Minister, der den Mann vorgeschlagen, machte er Vorwürfe. Dieser rühmte die löblichen Eigenschaften des Vorgeschlagenen. Da befahl der König, man solle ein altes Aktenstück von dem Kammergericht

herbeiholen. Er schlug es auf. „Seh Er her,“ sprach er nun zu dem Minister, „dieser Mann hat mit seiner leiblichen Mutter um einige Hufen Acker einen Prozeß geführt, und sie hat um eine solche Lumperei auf ihrem letzten Krankenlager noch einen Eid schwören müssen. Wie kann ich von einem Menschen mit solchem Herzen erwarten, daß er für das Beste meiner Unterthanen sorgen wird? Daraus wird Nichts, mag man einen Andern wählen.“

Es war bekannt, daß der König Keinem das Gehör versagte, er wollte nicht, daß man die Leute streng zurückweise. „Die armen Leute,“ sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin, und oft haben sie gewiß Ursache genug, sich zu beschweren.“ Die von dem König seinen Cabinetsrathen gegebenen Antworten sind größtentheils noch aufbewahrt und geben von seiner landesväterlichen Gesinnung und Thätigkeit eine erhabene Idee. Alle diese königlichen Befehle athmen den Geist rastloser Sorge und unablässigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen, alle sind in der Abfassung klar und bündig und meist überraschend treffend, alle des großen Geistes und Herzens des Königs würdig. Man hat sehr oft, um das Wesen dieser Antworten zu bezeichnen, nur einige launige und witzige dieser Bescheide hervorgehoben, welche der König auf manche alberne Anträge ertheilte, aber deren Zahl ist nur sehr gering im Vergleich mit den zahllosen ernstern Entscheidungen: im Allgemeinen ist überall das zugleich scharfe und dabei wohlwollende Eingehen des Königs auf die Sache selbst zu bewundern.

Der König stand im Sommer um 3 Uhr auf, im Winter eine Stunde später, aber selten nach 4 Uhr. Seine Diener mußten ihn um diese Zeit wecken und erforderlichen Falls zum Aufstehen nöthigen. — Friedrich hatte es gern, wenn man ihm freimüthig antwortete, und war die Antwort nur treffend, so nahm er auch ein dreistes Wort nicht übel. Einen Soldaten,

dessen Gesicht mehrere tiefe Narben hatte, die er sich bei Kollin geholt, fragte er einst bei einer Musterung, in welcher Schänke er die Bierhiebe erhalten habe. „Bei Kollin,“ war die Antwort, „wo Ew. Majestät die Zechen bezahlt haben.“ Die Dreistigkeit durfte aber nicht in Unbescheidenheit ausarten, zumal wenn von ernsthaften Dingen die Rede war. Ein junger Landrath hatte einst gemeldet, daß sich in seinem Kreise ganze Schaaren von Heuschrecken zeigten. Das wollte Friedrich nicht glauben und nun schickte der Landrath zum Beweise eine große Schachtel mit lebendigen Heuschrecken, die beim Oeffnen des Deckels lustig im Zimmer des Königs umherflogen. Friedrich ließ den Vorfall ungestraft: der Domainenkammer aber schrieb er, man solle nicht naseweise junge Leute zu Landrathen machen. Alten verdienstvollen Generalen hielt er schon was zu Gute. Dem General von Seydlitz, dem er vornehmlich den Sieg bei Kossbach verdankte, sagte er einst bei einer Revue: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte Sein Regiment ritte viel länger als meine übrige Kavallerie.“ „Ew. Majestät,“ erwiderte Seydlitz, „das Regiment reitet heute noch so, wie bei Kossbach.“ Der König vermied es seitdem, Bemerkungen zu machen, die den wackern General kränken konnten.

In seinem Privatleben behielt Friedrich bis an sein Ende dieselbe Ordnung bei. Dieselbe Pünktlichkeit, dieselbe Beharrlichkeit in der Ausübung seiner Pflichten, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichneten den Greis aus, wie einst den kraftvollen Mann. Nur wenige Diener waren um seine Person; sein Sanssouci ward nur des Nachts und auch da nur von sechs Mann bewacht: auf seinen Spazierritten folgte ihm gewöhnlich nur ein Reitknecht oder ein Page. Seine Diener hatten es gut bei ihm und liebten ihren Herrn. An jedem Weihnachtsfeste beschenkte er sie. Seine Gaben waren bei Verheiratheten auf deren Kinder berechnet. Er sah es

übrigens ungern, wenn einer seiner Diener sich verheirathete oder auch nur eine Liebchaft hatte. Einer seiner Kammerhusaren liebte eine Potsdamer Bürgerstochter und benutzte jeden Moment, wo er loskommen konnte, um sich von Sansfouci nach der Stadt zu schleichen. Der König erfuhr dies und wurde ärgerlich. Er ließ den Diener kommen und sagte ihm: „Setz Er sich an den Schreibtisch, ich will Ihn einen Brief diktiren.“ Der Husar gehorchte; Friedrich begann, indem er im Zimmer auf und abging: „Mein Schatz!“ Der Husar stutzte, er glaubte nicht recht gehört zu haben; der König aber sah ihn mit durchdringendem Blick an und diktirte: „Mein Schatz! Der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so angenehm zubringe. Damit meine Abwesenheit künftig von dem Murrkopf weniger bemerkt werden kann, miethe Dir in der Brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen können. Ich verbleibe bis in den Tod dein treuer &c.“ Als der Husar mit zitternder Hand und mit Angstschweiß auf dem Gesicht geschrieben, sagte der König: „Nun mache Er ein Couvert darum und versiegele den Brief.“ Auch dies geschah. Nun diktirte ihm der König noch die Adresse: Vor- und Zunamen des Mädchens mit Straße und Hausnummer. Alles ganz genau. Ein Bote wurde gerufen und diesem der Brief zur Bestellung gegeben. So wohlwollend Friedrich gegen seine Diener war, so forderte er auf der andern Seite die größte Pünktlichkeit im Dienst. Einst fand er einen Brief seines Kammerdieners, der seiner Charlotte darin meldete, er könne sobald nicht kommen, weil er „den alten Brummbär“ pflegen müsse. Sogleich ließ Friedrich den Diener kommen, gab ihm einen Bogen Papier und diktirte: „Meine liebe Charlotte! Wahrscheinlich werde ich Dich in den nächsten Wochen nicht sehen, da ich genöthigt bin, nach Spandau auf die Festung abzureisen.“ Der Kammerhusar bekam wirklich 4 Wochen Festungs-

arrest, behielt aber seinen Dienst und empfing bald darauf seinen Heirathscensens.

Die Beschwerden des Alters ertrug Friedrich mit großer Geduld; doch verlor er zuletzt allmählig die Freude an der Welt und ihren Zerstreuungen. Der kinderlose und vereinsamte Mann sah von Jahr zu Jahr die Gefährten aus der guten alten Zeit scheiden. Seydlitz, Schmettau, Schwerin, Knoblauch, Ikenplitz, Wedell, Alvensleben waren längst nicht mehr. Der treue d'Argens starb schon 1771, 1774 folgte Fouqué, 1778 starben Voltaire, der Lord Marschall und der lebensfrohe Böllnitz; 1783 d'Allembert und am 26. Januar 1786 sank auch der 87jährige Zieten ins Grab. Friedrich sagte damals zu seinen Generalen: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich als General erwiesen. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee und werde ihm bald folgen.“

Auch für Friedrich kam der Lebensabend. Seine Krankheitsanfalle mehrten sich. Schon im Jahre 1780 schrieb er einem Freunde: „Was meine Gesundheit betrifft, so werden Sie selbst vermuthen, daß ich, bei 68 Jahren, die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten sich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen.“ Nichtsdestoweniger erfüllte er unausgesetzt alle Pflichten seines königlichen Amtes, selbst die Reisen in die Provinzen und die Abhaltung der Revenen. Mit dem Herbst des Jahres 1785 trat jedoch ein ernstlicher anhaltender Krankheitszustand ein und bald zeigten sich die bedrohlichen Vorbotten der Wassersucht. Der Winter ging unter manchen Leiden so dahin. Der April brachte die ersten warmen Tage und Friedrich hoffte, obgleich die Krankheit immer mehr vorgeschritten war, von der Verjüngung der Natur auch eine neue Belebung seiner

Kräfte. Die Strahlen der Sonne, die milde Frühlingsluft thaten ihm wohl, und gern genoß er diese Erquickung, indem er sich auf die sogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse einen Stuhl hinausbringen ließ und in der Sonne ruhte.

Noch im April zog er auf sein geliebtes Sanssouci hinaus; dort versuchte er auf seinem letzten Lieblingspferd Condé öfter einen kurzen Spazierritt, aber die Kräfte wollten bald nicht mehr ausreichen. Die Aerzte wußten keine Hülfe mehr, im Anfang des Sommers hatte sich die Wassersucht vollständig ausgebildet; Friedrich litt unendlich, liegen konnte er nicht mehr, Tag und Nacht mußte er sitzend auf dem Stuhl zubringen, dennoch kam keine Klage über seine Lippen. Wenn er während der Nacht zu heftige Beängstigungen hatte, so rief er, um die Leute im Nebenzimmer nicht zu wecken, ganz leise einen der beiden Lakaien, die bei ihm wachten, und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken ihm eine Weile den Kopf zu halten. Trotz aller Schwäche gingen auch jetzt noch die Regierungsgeschäfte unausgesetzt ihren Gang fort; die Cabinetsräthe, die sonst erst um 6 oder 7 Uhr erschienen, wurden jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr Morgens vor ihn gerufen. „Mein Zustand,“ sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Reize; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Gegen die Mitte August schien eine schlimme Wendung der Krankheit die nahe Auflösung des Königs zu verkünden. Am 15. August schlummerte er ganz gegen seine Gewohnheit bis 11 Uhr, besorgte aber darauf die Cabinettsgeschäfte mit derselben Geistesgegenwart und Frische wie in seinen rüstigen Tagen. Am folgenden Morgen verschlimmerte sich der Zustand auf bedenkliche Weise, die Sprache stockte, das Bewußtsein schien aufzuhören. Die Cabinetsräthe wurden nicht mehr

gerufen; wohl aber der Kommandant von Potsdam, welchem der König noch seine militairischen Befehle für den Tag ertheilen wollte. Man bemerkte, wie er sich anstrengte, um sich zu sammeln, er wollte das Haupt aus dem Winkel des Lehnstuhls herausarbeiten, das matte Auge mehr öffnen, die Sprachorgane in Bewegung setzen, aber alle Anstrengung war vergebens; durch einen klagenden Blick gab er zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Auch dieser Tag verging jedoch, ohne daß der sieche Körper sich auflöste. Die Nacht war gekommen, es schlug 11 Uhr. Vernehmlich fragte der König, was die Glocke sei. Als man es ihm gesagt, erwiderte er: „Um 4 Uhr will ich aufstehen,“ dann legte er sich zurück und fiel in einen Schlummer. Doch bald forderte er, wie aus tiefen Träumen erwachend, zu trinken. Er war so schwach, daß er sich nicht mehr allein aufrichten konnte. Unter das Kopfkissen fassend, hob ihn der Kammerlakai Heise in die Höhe und hielt ihm das Glas Limonade vor. Aber sein Haupt sank auf den linken Arm des Dieners, und ohnmächtig schlief er, ohne trinken zu können, wieder ein. Heise's Stellung war höchst unbequem, denn er durfte nicht zucken, damit der König nicht aufwache; eine halbe Stunde mochte er so ausgehalten haben, als er nicht länger konnte und, seinen Arm zurückziehend, den König wieder hinlegen mußte. Friedrich kam wieder zu sich und sagte: „Heise, Du wolltest mir ja zu trinken geben.“ „Ja, Ew. Majestät, aber indem ich Sie mit meinem rechten Arm in die Höhe richtete, sind Sie auf meinem linken, das Glas vor dem Munde, wieder eingeschlafen.“ „Wie lange hat das gedauert?“ fragte der König. „Wohl eine halbe Stunde.“ „Armer Junge, da hast Du einen bösen Stand gehabt; wie hast Du das so lange ausgehalten? Ich danke Dir.“ Als der König getrunken hatte und das Glas zurückgab, strich er seinem treuen Diener mit der kalten Hand die Wangen und sagte:

„Gieb mir meine Beinkleider, Hülfe.“ Nachdem dieser sie ihm gebracht, mußte er die Börse herausnehmen und der König schenkte sie ihm mit den Worten: „Nimm das und eine von meinen Taschenuhren zum Andenken; auch die dort stehenden Flaschen Kap- und Ungarwein sind Dein. Ich habe nun nichts Irdisches mehr nöthig.“ Ein trockener Husten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Der Kammerlakai faßte ihn unter die Arme und hielt ihn aufrecht, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Allmählich veränderten sich jedoch des Königs Züge, das Auge wurde matter und gebrochener, dann wurde der Körper ruhig und nach und nach schwand der Odem. Eine Stunde nachher, etwa um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr Morgens starb Friedrich in des Lakaien Armen. Nur der Leibarzt Dr. Selle und die beiden Kammerdiener Heise und Strüßki waren Zeugen seines Todes. So schied Friedrich am 17. Aug. 1786, im 75. Jahre seines Lebens, aus dieser Welt. Wie lange man auch seinen Tod vorausgesehen, man fühlte, vom Tajo bis zur Nawa erschüttert, daß einer der größten Fürsten von der Welt geschieden, welcher mit fester Hand seine Zeit geleitet hatte. Es haben die zeichnenden und bildenden Künste, die Poesie, die Historie ihm ihre Huldigungen dargebracht. Erwägt man, was er gewollt, was er gethan hat, so gedenkt man gern des Shakespeare'schen Wortes: „Sagt Alles nur in Allem — er war ein Mann.“